IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Louisa F


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
REGENTS OF
OMNIBUS
ARTIBUS


Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Die Southern-Continental-Expreß“ von Th. Seelmann (S. 74)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1906. Zwölfter Band



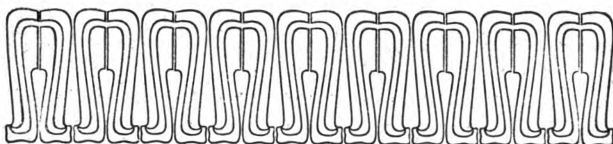
Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Über und unter den Wolken.

Eine Liebesgeschichte aus den Bergen.

Von Gustav Klitscher.



(Fortsetzung.)

Während Eva sprach, blickte sie starr geradeaus, ohne den Professor anzusehen.

Er antwortete nicht. Er fühlte, daß sie ein Recht hatte, so zu sprechen. Und doch war er verletzt. Endlich sagte er: „Verzeihung! Es war nicht meine Absicht, Sie zu kränken."

Wieder herrschte Schweigen, diesmal aber weit länger und peinlicher als vorher. In Eva war ein jäher Wechsel von allerhand Stimmungen. Anfangs hätte sie ihm am liebsten kurz Adieu gesagt und auf eigene Hand versucht, den Wagen wieder zu erreichen. Dann sah sie ein, daß das nicht gut anging. In verbissenem Zorn zerzupfte sie einen kleinen Buchenzweig, den sie abgerissen hatte. Sie war wütend — auf den Mann an ihrer Seite, auf das unglückselige Thema, das er angeschlagen hatte, vielleicht auch auf sich selbst, weil sie sich so hatte hinreißen lassen. Plötzlich stieg es ihr heiß in der Kehle hoch. Sie hätte am liebsten laut

herausgeweint, so schämte sie sich ihrer zornigen Aufwallung.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung," sagte sie mit gepreßter Stimme, und dabei suchte ein kurzer, scheuer Blick seine Augen, „ich wollte Sie ebenfalls nicht kränken. Aber öfter ist mir so — so —"

Sie kämpfte mit den Tränen.

Er ließ sie nicht weiterreden. „Ich bitte Sie, mein Fräulein, wie können Sie nur denken, daß ich —! Nein, ich verstehe Sie sehr wohl. Das sind Stimmungen. Und je jünger man ist, desto mehr läßt man sich von solchen Stimmungen hinreißen. — Ach was, wir werden uns doch die schönen Berge nicht mit den dummen Grillen verderben!" Er gab sich Mühe, den alten heiteren Ton wiederzufinden. „Kommen Sie, ich sing' uns noch ein paar Schnadahüpfel. Selbstverständlich nur ganz artige."

Er begann wieder zu singen.

Aber gleich unterbrach er sich wieder: „Da haben wir's — das kommt davon, wenn man sich erzürnt und nicht auf den Weg achtgibt. Jetzt sind wir abgekommen. Dieser Fußpfad führt augenscheinlich zu dem Hof dort unten, während wir hinauf müssen." Er schüttelte ärgerlich den Kopf. „Nun, das beste wird sein, wir gehen noch die paar Schritte zum Hause und fragen den Alten, der dort vor der Tür sitzt."

Der Mann, auf den der Professor hinwies, erhob sich, als die beiden sich ihm näherten, von seiner Bank und lüftete, ohne die kurze Pfeife, aus der er qualmte, aus dem Munde zu nehmen, ein wenig sein Hütel, an dem ein Gamsbart befestigt war. Er war groß und hager. Aus dem von der Sonne rotbraun gebrannten, von tausend Falten und Fältchen durchzogenen Gesicht sprang eine große Hakennase vor. Der struppige

Schnurrbart und der ganz kleine, kurzgeschorene Backenbart, der den unteren Teil der Wangen, sowie Kinn und Hals völlig frei ließ, war schlohweiß. In den buschigen Augenbrauen aber, unter denen ein paar schwarze dunkle Augen hervorblitzten, hatten sich noch einige schwarze Haare gehalten. Er trug die braune, hausgewebte Lodenjoppe, wie sie in der Gegend üblich ist, über einem groben weißen Leinenhemd, einen breiten, gestickten Gürtel, kurze, sehr abgenutzte Lederhosen, aus denen die braunen Knie hervorsahen, dicke wollene Wadenstutzen und schwere, nägelbeschlagene Schuhe. Er hatte einen Zwilling unter dem Arm, auf dem Rücken hing ihm der Rucksack.

Augenscheinlich war er ein Jäger.

„Grüß Gott," sprach ihn der Professor an. „Sie können uns gewiß sagen, wie wir wieder auf die Fahrstraße kommen."

Der Jäger qualmte ruhig weiter. „Ja, dös könnt' i schon."

„Na, dann bitte. Wo geht's hinauf?"

„Doa." Er zeigte mit dem Pfeifenstiel auf einen schmalen Steig, der sich steil an der Lehne emporzog. „A bissel streng is's schon. Aber man kann's schaffen."

„Nun denn in Gottes Namen da hinauf! Mitgefangen — mitgehangen, mein gnädiges Fräulein!" sagte Goch.

Um die Augen des Alten zuckte es, als wenn ihm ein glücklicher Gedanke käme, den er nicht laut werden lassen wollte. „Wenn die Herrschaft'n erlaub'n," sagte er, „geh' i mit."

„Mir sehr recht," sagte der Professor, „und Ihr Schaden soll es nicht sein."

Wieder leuchtete es in den Augen des Alten auf. Er pfiff seinem Dackel, der bis dahin teilnahmlos unter

der Bank gelegen hatte, dann stieg er, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, in den Wald ein. Die beiden Touristen folgten ihm. Der Weg war wirklich sehr steil und besonders für das junge Mädchen beschwerlich. Eine Unterhaltung wollte unter diesen Umständen nicht mehr so recht zu stande kommen. Glücklicherweise dauerte die Anstrengung nicht allzulange. Schneller, als man gedacht hatte, war man auf der Fahrstraße. Bald kam auch der Wagen heran. Der Jäger öffnete höflich den Schlag und half Eva beim Einsteigen. Goch reichte ihm aus dem Wagen heraus einen Gulden.

„Da, alter Freund, machen Sie sich einen vergnügten Abend.“

Dann fuhren sie ab.

Der Alte steckte den Gulden ein und sah dem Wagen eine Weile mit schmunzelndem Lächeln nach. Dann ging er rüstig dieselbe Straße weiter nach Sulden zu. Der Dackel trollte hinter ihm drein.

* * *

Als die Tischglocke im Suldenhotel ertönte, waren die Reisenden noch nicht völlig mit dem Umziehen fertig. Das Essen hatte bereits angefangen, als sie den Speisesaal betraten, um sich gemeinsam, wie unterwegs verabredet war, zu Tisch zu setzen. Sie erhielten am unteren Ende einer langen Tafel vier Plätze angewiesen.

Nachdem der erste Hunger gestillt war, nahm der Professor Gelegenheit, sich in der Gesellschaft umzusehen. Er war zunächst sehr betroffen und dann aufs höchste erstaunt, als ihn Eva auf einen alten Herrn in tadellosem Smokinganzug an der Spitze der Tafel aufmerksam machte, dessen rotbraunes, verwittertes Gesicht dem des Jägers bis in alle Einzelheiten glich.

Nichtsdestoweniger wollte Goch es zunächst nicht glauben, daß er denselben Mann vor sich hatte wie drunten im Walde.

Da zuckte um die Augen des Alten, der seinen erstaunten Blick bemerkt hatte, wieder jenes sonderbare Leuchten, und jetzt wußte der Professor, daß er sich nicht irrte. In peinlicher Verlegenheit sah er auf seinen Teller, und als der Oberkellner in seine Nähe kam, rief er ihn herbei.

„Sagen Sie — der Herr, der dort oben an der Tafel sitzt — ich habe vorhin im Walde einen Jäger hier aus der Gegend getroffen —“

Der Herr Ober unterdrückte ein Lächeln. „Ja, das ist schon der Herr Graf gewesen.“

„Welcher Graf?“

„Der Herr dort oben — das ist der Graf Auerswald. Der ist ein großer Freund von unserer Gegend. Am Tag durchstreift er als Jäger die Wälder, und Abends nimmt er das Diner bei uns.“

„Und dem Mann habe ich einen Gulden Trinkgeld gegeben!“ Der Professor fühlte, daß er rot wurde, und seine Haltung gewann dadurch nicht an Sicherheit, daß Fräulein Eva belustigt hell auflachte.

Als die Tafel zu Ende war, kam der Graf auf Goch zu. „Mein verehrter Herr Professor,“ sagte er sehr verbindlich auf Hochdeutsch, aber mit deutlich anklingendem österreichischen Dialekt, indem er dem Professor die Hand entgegenstreckte, „i bitt' schön — wir wissen wohl jetzt beide, mit wem wir es zu tun haben. Und nun nehmen S' mir halt den Spaß nit übel, daß ich Sie a bissel hab' aufsitz'n lassen. Sein S' so gut und trinken S' mit mir für Ihren Gulden eine gute Flasche Traminer. Selbstverständlich Ihre Damen auch — wenn die Herrschaften erlauben.“

Der Professor ergriff die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde, murmelte eine ziemlich zusammenhanglose Entschuldigung, die der andere lachend nicht gelten lassen wollte, und schließlich nahm er die Einladung für sich und seine Frau und auch für Dircksens mit Dank an.

„Das ist recht,“ sagte der Graf. „Küss' die Hand, meine Damen! Alsdann — san mer lustig!“

Drittes Kapitel.

Der Abend unten im Hotelrestaurant beim roten Traminer verlief sehr heiter und anregend. Der ersten Flasche folgte bald eine zweite, und die Männer kamen sich trotz oder vielleicht gerade wegen des vorhergegangenen Mißverständnisses bald näher, zumal ihnen beiden die Liebe zu den Bergen gemeinsam war. Aber auch die Damen fanden den Grafen mit seiner launigen Art und dem gemütlichen Wiener Dialekt äußerst nett.

Es entwickelte sich denn auch aus dem Begrüßungsabend ein fortgesetzter Verkehr, den alle immer wieder gern suchten. Auerswald stieg tagüber in den Wäldern herum, Abends aber setzte er sich gern zu Goch und seinen Damen, obwohl es ihm einigermaßen schwer wurde, seine Tabakspfeife zu entbehren, die er in Rücksicht auf die Frau Professor, einem ausgesprochenen Wunsche der Dame folgend, nicht in Brand setzte.

Eva, deren Geschichte er natürlich bald erfahren hatte, schien er ganz besonders in sein Herz geschlossen zu haben. Er hörte aufmerksam, mit behaglichem Schmunzeln zu, wenn sie erzählte, und hatte es sehr gern, wenn er sich ein wenig mit ihr necken konnte.

„Zu so a bißl Frozln mit jungen Madeln, dazu wird man nie zu alt,“ wiederholte er öfter.

Einmal, als sie wieder alle beieinander saßen, sagte er: „Wissen Sie, Gnädigste, öfter muß ich jetzt an den Goethe und die Ulrike v. Levetzow denken.“ Und als er sah, daß das junge Mädchen ein wenig verlegen wurde, fügte er mit gemütlichem Lachen hinzu: „Das heißt — i bitt' schön — der Herr Bräutigam braucht nicht eifersüchtig zu werden. I bin halt leider der Herr v. Goethe nicht, sondern nur ein ganz gewöhnlicher alter Mann von über sechzig Jahr.“ Dabei sah er Eva mit einem so warmen väterlichen Blick an, daß sie ihm nicht böse sein konnte.

Es ging ihnen allen, wie es so oft auf Reisen geht: sie schlossen sich weit schneller aneinander, als sie es zu Hause getan hätten, und waren nach kurzer Zeit so vertraut miteinander, als wenn sie seit Jahren gute Bekannte gewesen wären.

Aber es blieb nicht bei diesem engbegrenzten Verkehr. Die Professorin war eine Frau, die nicht ohne einen großen Kreis leben konnte. Sie war es von Jugend auf gewöhnt, daß sie in der Familie und unter den Bekannten den Mittelpunkt abgab, um den sich alles drehte. So war es ihr auch auf Reisen ein Bedürfnis, Menschen um sich zu versammeln, bei denen sie mehr oder weniger den Ton angeben konnte, und da Frau Dircksen sich auch nur allzu schnell und gern anschloß, so hatten die beiden Damen bald mit den meisten Hotelgästen Bekanntschaft gemacht.

Da war eine Familie Ribenstahl aus Berlin, deren Oberhaupt sich dadurch auszeichnete, daß er fortwährend nach einem dritten Mann zum Skat suchte, während Frau und Tochter hier oben im Hochgebirge einen Kleiderluxus entwickelten, wie er für das winterliche

Nizza nicht zu schlecht gewesen wäre. — Kommerzienrat Groß aus Frankfurt hatte dagegen die Eigenheit, wo er ging, stand, saß oder lag, eine Anzahl seiner Visitenkarten zurückzulassen, auf deren Rückseite in großen Buchstaben vermerkt war: Dentolin, bestes Mundwasser der Welt. Chemische Fabrik für Toilettenartikel. Im Jahre 1890 nur 50 Arbeiter, 1900 bereits 500. — Ein anderer älterer Herr, der von Tag zu Tag trotz steten Ärgers zusehends dicker wurde, fand alles scheußlich: Wohnung, Essen, Trinken, Gebirge, Klima, Aussicht, kurz den ganzen Aufenthalt, was ihn aber nicht hinderte, zu bleiben und an der Tafel für zwei zu essen. — Zwei Hamburger Damen, die immer möglichst englisch angezogen gingen, fühlten sich dagegen ganz wohl. Freilich: gegen Blankenese fiel Tirol stark ab. Die paar Berge spielten doch eigentlich gar keine Rolle. — So gab es noch eine ganze Reihe freundlicher Menschen, die zusammen die bunte Hotelgesellschaft bildeten. Sie alle heuchelten großes Interesse für den Bergsport, machten auch wohl kleine Touren, aber sie taten es doch hauptsächlich nur deshalb, weil es nun einmal Mode war, weil man dabei gewesen sein mußte, schon um zu Hause im Alpenverein das große Wort führen zu können und auf dem Winterfest möglichst in echten Kostümen zu erscheinen. Irgendwelche tiefere Begeisterung für die Wunder der Bergwelt fühlte keines von ihnen. Sie alle nahmen Berlin und Frankfurt und Hamburg im Rucksack mit hinauf auf Fels und Firn, und von der Freiheit, die auf den Bergen wohnt, spürten sie keinen Hauch. Sie würden ebensogut Automobil gefahren oder Wüstenläufer geworden sein, wenn das gerade das „Schickste“ vom Jahr gewesen wäre.

Der Professor hielt sich von diesem Treiben mög-

lichst fern. Er saß stundenlang vor dem Ellergasthaus, wo sich die Führer zu versammeln pflegten, und wo die wahren Hochtouristen ihre Unternehmungen besprachen. Hier herrschte wirklich noch alpines Leben im Gegensatz zum Hotel, wo die „Talschleicher“ und „Jochkriecher“ hausten.

Aber Goch mußte doch die Erfahrung machen, daß es auch hier nicht mehr so war wie früher, daß Tirol mit Siebenmeilenstiefeln auf der Bahn der Entwicklung folgte, welche die Schweiz schon lange zurückgelegt hatte. Das Urwüchsige, Biedere, Patriarchalische, das gerade an dieser Stelle früher geherrscht hatte, begann zu fehlen. Der alte Kurat Eller war gestorben. Er war gewissermaßen das Wahrzeichen der guten, alten, ärmlich bescheidenen, aber gemütlichen Zeit gewesen. Mit ihm war auch die alte Zeit dahin. Das Wahrzeichen der neuen war das große Hotel droben an der Berglehne.

Auch die Führer waren anders geworden, der Professor konnte sich das nicht verhehlen. Äußerlich waren es noch dieselben hartknochigen, rauhhäutigen, sonnverbrannten Männer in selbstgewebten Lodenröcken wie ehedem. Aber dieser und jener trug seine Spielhahnfeder doch schon mit einer gewissen Koketterie, die weniger auf den Ehrgeiz nach großen alpinen Leistungen als auf den Wunsch deutete, den feinen Stadtleuten zu gefallen. Der alte ehrliche Ernst war nicht mehr da. Nur was das Geld anging, da war man sogar sehr viel ernsthafter geworden. Die braven Bergbewohner hatten sehr bald rechnen gelernt, und die Ortlerbesteigung war hauptsächlich deshalb bei den Führern so beliebt, weil sie am Nachmittag aufsteigen und am nächsten Nachmittag so früh wieder unten sein konnten, um sofort eine neue Partie zu übernehmen. Nur

keine Zeit verlieren! Zeit war auch hier im Hochtal sehr schnell Geld geworden.

Goch merkte dies alles nicht ohne Bekümmernis, aber er tröstete sich mit der Naturnotwendigkeit. Es mußte so kommen, wie es gekommen war. Da hieß es sich in das Unvermeidliche schicken. Seiner Begeisterung für die Berge konnten all diese äußeren Kleinigkeiten keinen Abbruch tun. Wenn der Wein teurer wurde, und die Portionen kleiner — was tat das? Die Königsspitze blieb doch dieselbe in ihrer stolzen Majestät.

Eva sah den Professor, der oft vom Hotel abwesend war, nur selten, und wenn sie einander bei Tisch trafen, sprachen sie wenig miteinander. Sie waren beide sehr höflich, aber es stand doch etwas wie ein Schatten zwischen ihnen. Seit jenem kleinen Erlebnis im Walde wollte sich kein unbefangenes Verhältnis mehr zwischen ihnen einstellen. Der an sich unwichtige Vorgang hatte zwischen ihnen beiden wenn nicht eine Verstimmung, so doch einen Zustand peinlicher Gezwungenheit hervorgerufen, aus dem Eva sich nicht ohne weiteres befreien konnte, und sie fühlte, daß es dem Professor ebenso erging. Es war, als wenn sich beide ein wenig voreinander schämten. Wenn sie allein war, schalt sie sich albern, und beschloß, der törichten Spannung durch ein freimütiges Wort ein Ende zu machen. Aber immer, wenn es so weit war, blieb sie sich und ihm das Wort schuldig. Sie mußte oft an ihn denken, wie ausgelassen lustig er damals gewesen war, und sie wünschte es sich, ihn wieder so zu sehen. Aber sie selbst vermochte den alten Ton nicht wiederzufinden.

Auch an Walter dachte sie oft. Jeden Abend, wenn die Post kam, schlug ihr das Herz in heißer Erwartung. Doch ihre Erwartung wurde nie erfüllt.

Da verbiß sie ihren heimlichen Gram. Aber sie fühlte, wie neben dem Gram ein Trotz in ihr aufstieg und mächtig wurde.

* * *

Eine Woche mochte so vergangen sein, da überraschte Goch eines Tages die Gesellschaft mit der Nachricht, daß er eine kleine Rekognoszierungstour, wie er sagte, über die Schaubachhütte machen wollte. Zwei Nächte würde er wohl fortbleiben; und trotz der lebhaften Klagen seiner Frau machte er sich auf, freilich nicht, ohne daß er vorher hatte feierlich versprechen müssen, keinenfalls auf die Königsspitze zu steigen.

Als er abmarschierte, traf er nicht weit vom Hotel auf Eva. Da trat er an sie heran und streckte ihr die Hand hin. „Auf ein ehrliches Lebewohl!" sagte er.

Sie fühlte, daß sie glühend rot wurde. Aber sie fühlte auch, daß plötzlich eine große, helle Freude in ihr war. Sie nahm seine Hand. „Leben Sie wohl!" sagte sie herzlich.

Da atmete er tief auf, als wenn auch in ihm eine glückliche Veränderung vor sich ginge. „Nun, gehen Sie nur fleißig spazieren," fuhr er lebhaft fort, „und trainieren Sie sich ein wenig. Das nächste Mal kommen Sie mit hinauf. Den Ortler schaffen wir ganz gewiß."

Sie lächelte. „Ich werde mir Mühe geben, daß ich Ihnen nachher keine Schande mache."

Da schüttelte er ihr noch einmal die Hand. „So ist's recht. Mut haben, das ist alles im Leben. Also auf ein fröhliches Wiedersehen!"

Er schwenkte den Hut, schulterte den Eispickel und schritt auf die hinteren Hütten des Tales zu, wo ihn der Führer erwartete.

Eva blickte ihm frohen Sinnes nach. Sie war sehr

zufrieden, daß jetzt, da es ein Abschiednehmen galt, wenn auch nur für kurze Zeit, die dummen Gedanken von ihnen abgefallen waren. Ihr wurde es ordentlich leicht ums Herz, und sie fühlte deutlich, obwohl sie es sich nicht eingestehen wollte, daß sie unter der Spannung gelitten hatte.

Als er ihr die Hand zum Lebewohl gereicht hatte, war es ihr zum ersten Male aufgefallen, daß er leuchtende, ja strahlende Augen hatte, die sie verwirrten, so daß sie den Blick zu Boden schlug. Jetzt verspottete sie sich selbst wegen ihrer Verwirrung. Was war sie für ein dummes Mädchen, sich so zu geben einem älteren, verheirateten Manne gegenüber!

Solange der Professor fort war, blieb sie viel allein. Der Graf war tagüber nicht im Hotel und kam erst zum Abendessen zurück. Die Mutter war fast immer mit Frau Goch zusammen. Eva hatte sich anfangs auch zu den beiden Damen gehalten, aber auf die Dauer wurde ihr das unleidlich.

Erstens behagten ihr die fremden Leute nicht, die sich um Frau Goch versammelten, dann aber benutzte die Professorin auch jede Gelegenheit, um sich über ihren Mann zu beklagen, wie lieblos es von ihm wäre, daß er sie so allein ließe in ihrer Krankheit, und daß er gerade auf diese entsetzlichen Berge hinauf müßte. Er wüßte doch, wie sie sich ängstigte. Eva war dies anhaltende Jammern nicht angenehm. Außerdem fand sie, daß die Professorin ihrem Manne unrecht tat. War er nicht geradezu rührend um sie besorgt in ihren großen und kleinen Schmerzen? Es schien ihr undankbar, ihm sein liebstes Vergnügen zu mißgönnen und hinter seinem Rücken auf ihn zu schelten. So zog sie es vor, anstatt einer Unterhaltung beizuwohnen, die ihr peinlich war, lieber im Tal herumzustreifen

und auf den Matten und in den Föhrenwäldern auf Entdeckungsreisen auszugehen.

Oberhalb des Hotels, kaum eine Viertelstunde von ihm entfernt, an der bewaldeten Berglehne, hatte sie einen Platz entdeckt, der ihr besonders gefiel. Zwischen jungem, grünem Unterholz am Ufer eines lustig dahinrauschenden Wildbaches bildeten ein paar Steine eine Art Naturbank. Vor der Bank dehnte sich ein Wiesenplan aus, den tausend bunte Blumen schmückten. Gelbe Aurikeln und rote Primeln, blaue Glockenblumen und weiße Anemonen, goldgelbe Blüten des Fingerkrauts und rosa Nelken. Hier bot sich ihr eine besonders schöne Aussicht auf die himmelanragenden Berge des Talschlusses.

Wenn sie auf diesen Steinen saß und fröhlichen Herzens zu den stolzen Gipfeln emporschaute, faßte es sie wie eine Sehnsucht, hinwegzueilen aus der Enge des Tales, hinauf zu jenen freien Höhen. Dann dachte sie des Mannes, der jetzt dort droben glücklich und zufrieden seinen Lieblingswunsch erfüllt sah. War es nicht kleinlich, ihm diese Freude zu schmälern, kleinlich von der Frau, die er so sehr liebte, und die selbst bei jeder Gelegenheit von ihrer Liebe sprach? Wenn er ihr Mann gewesen wäre, sie hätte gewiß anders gehandelt, sie hätte ihn unterstützt in dem Vorhaben, das ihm Befriedigung gewährte, statt ihn zurückzuhalten.

Als sie sich bei diesem Gedanken ertappte, mußte sie unwillkürlich hell auflachen. Er ihr Mann! Was ihr für törichte Einfälle kamen! Er hatte sein Weib, und sie ihren Bräutigam, wenn sie ihn auch seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie rief sich Walters Bild ins Gedächtnis zurück, und sie erschrak, daß ihr das schwer wurde. Wie grausam war die Zeit! Oder

waren die vielen neuen Eindrücke schuld daran? Dieser und jener Zug war schon so verblaßt, daß sie ihn sich nur noch mit Mühe vorstellen konnte.

Sie zwang sich die erste Zeit ihres Verlöbnisses zurück. Was waren das für herrliche Tage gewesen an der Ostsee, und wie glücklich hatte sie sich gefühlt! Aber das war so lange her. Du lieber Gott, wie entsetzlich lange war das her! Die drei Jahre erschienen ihr wie eine Ewigkeit, und plötzlich tauchte, ohne ihr Zutun, neben Walters Bild die Gestalt des Professors vor ihr auf, wie er von ihr Abschied nahm und sie mit seinen lachenden, strahlenden Augen ansah. Und selbst in der Erinnerung wurde sie verwirrt, sie wußte nicht warum. —

Goch hatte versprochen, am dritten Tage Mittags zurück zu sein. Zum Mittag war er aber noch nicht da, was seiner Frau bei Tisch wieder zu lebhaften Klagen Veranlassung gab. Eva und ihre Mutter trösteten sie, aber sie war Trostgründen schwer zugänglich. Eva fand nicht den geringsten Grund zur Besorgnis. Es war so natürlich, daß bei einer derartigen Unternehmung eine Verzögerung eintreten konnte.

Als aber der Fünfuhrtee herankam und der Professor immer noch nicht wieder da war, begann auch sie unruhig zu werden, obgleich sie es sich nicht merken ließ. Sollte ihm doch etwas zugestoßen sein?

Der Gefahren waren viele dort oben, das hatte sie jetzt oft genug gehört. Wenn ihn ein Stein getroffen hatte, der aus der Höhe herabsauste, wenn eine heimtückische Gletscherspalte ihm zum Verderben geworden war! Eine Angst überfiel sie, gegen die sie vergeblich ankämpfte.

Es trieb sie hinaus ins Freie, und unwillkürlich schlug sie den Weg nach den hinteren Talhäusern ein,

der zur Schaubachhütte hinaufführte. Hier mußte er herabsteigen.

Sie war noch nicht weit gegangen, da sah sie ihn mit großen Schritten daherkommen. Sie fühlte einen großen freudigen Schreck. Gott sei Dank — er war heil und gesund! Er winkte schon von fern mit dem Hut und stieß einen hellen Juchzer aus. Als er näherkam, hätte sie ihn beinahe nicht erkannt, so hatte ihm die erbarmungslose Sonne dort oben in Eis und Schnee das Gesicht verbrannt.

Er streckte ihr mit fröhlichem Lachen die Rechte hin. „Da bin ich wieder," rief er, „und als erste Begrüßung Fräulein Eva — das nenne ich Glück!"

Sie erwiderte den festen Druck seiner Hand mit freimütiger Herzlichkeit und lachte ebenfalls. Dann versuchte sie einen vorwurfsvollen Ton anzuschlagen. „Eigentlich sollte ich mit Ihnen schelten. Wir haben uns schön geängstigt um Sie."

„Aber warum denn? Es ist doch noch früh am Tage!"

Als sie ihn daran erinnerte, daß er seine Rückkehr schon für Mittag versprochen hätte, entschuldigte er sich mit dem schlechten Schnee auf dem Cevedale.

Sie drohte ihm mit dem Finger. „Das mag vielleicht ein Grund sein, aber es ist keine Entschuldigung. Seien Sie froh, daß Sie zur ersten Begrüßung mich und nicht Ihre Frau Gemahlin trafen. Die ist sehr böse."

Da hob er die Arme zum Himmel und sang Wotans Worte aus der Walküre: „Die alte Not, die alte Pein! Doch stand muß ich ihr halten."

Sie sah ihn von der Seite an, aber sie sagte nichts. Erst nach einer Weile fragte sie: „Und wie war es dort oben? — Schön?"

Da reckte er sich empor und holte tief Atem. „Wie es dort oben war? Wie schön es war? Das kann man nicht mit nüchternen Worten beschreiben. Das muß man selber erleben. Sie müssen mit hinauf, Fräulein Eva, ohne Widerrede. Oder ist Ihnen die Lust vergangen?"

„Mir? — Im Gegenteil. Wenn wir nur die Erlaubnis bekommen."

Sie blickte ihn mit zweifelndem Lächeln an. Er aber stieß den Eispickel hart auf den steinigen Boden. „Was heißt das — Erlaubnis? Wer viel fragt, kriegt viel Antwort."

Gleich darauf waren sie vor dem Hotel angelangt. Während man beim Mahl beieinander saß, schien es Eva, als wenn der Professor sich nur mit Mühe zwang, nach außen hin eine gute Laune zu zeigen. Augenscheinlich war er durch eine vorhergegangene eheliche Auseinandersetzung verstimmt, obwohl er sich seiner Frau gegenüber nichts merken ließ, sondern sie mit der alten Zuvorkommenheit behandelte. Frau Klarissa dagegen glaubte den Streit zur Entscheidung vor die Gefährten bringen zu müssen.

„Denken Sie nur, liebe gnädige Frau," wandte sie sich an die Justizrätin, „mein Mann kann das gar nicht verstehen, daß ich mich so um ihn geängstigt habe, da wir ihn doch schon zu Mittag erwarteten —"

„Aber, Liebling," unterbrach sie der Professor, und im Ton seiner Worte zitterte eine innere Erregung, „ich habe dir doch erzählt, daß die Sonne den Schnee so aufgeweicht hatte, daß wir ihn nur mit größter Anstrengung passieren konnten, was natürlich viel Zeit kostete — Anstrengung übrigens auch."

„Das konnte ich hier unten aber doch nicht wissen!"

„Es war leider unmöglich, dich zu benachrichtigen."

„Dann muß man eben solche Sachen nicht unternehmen, wenn man weiß, daß die Frau in Angst und Sorge zu Hause sitzt.“

Der Professor begann mit einer gewissen ingrimmigen Hast zu essen, ohne zu antworten. So richtete seine Frau das Wort wieder an die Justizrätin.

„Daß die Männer das nicht einsehen wollen — nicht wahr, gnädige Frau? Es ist ja doch nur Liebe, wenn wir uns um sie sorgen, und herzliches Interesse. Ich will ja gern auf alles verzichten, wenn es nur meinem Manne gut geht. Aber freilich, die Männer hören nun einmal nicht!“

Der Professor schwieg, und das Mahl ging stiller zu Ende als gewöhnlich.

Als Eva etwas später am Musiksalon vorbeiging, hörte sie Klavierspiel. Sie warf durch die halbgeöffnete Tür einen Blick in das Zimmer und erkannte Goch, der mit dem Rücken gegen den Eingang am Instrument saß. Es war das erste Mal, daß er hier spielte. Sie trat leise ein und setzte sich geräuschlos in einen Sessel neben der Tür, ohne daß er sie bemerkte. Sie hörte gern gute Musik. Ihr Vater war im Gegensatz zu ihrer Mutter ein großer Musikfreund gewesen. Von ihm hatte sie diese Vorliebe geerbt.

Es wurde allmählich dunkel in dem großen Raum. Durch die Fenster fiel noch ein spärliches graues Licht, in den Ecken hingen dichte schwarze Schatten, und aus dem gespenstigen Dunkel quollen die Töne hervor, geheimnisvoll, wie unirdisch. Eva lauschte in die Finsternis hinein, die ihre Augen bald nicht mehr durchdringen konnten, aus welcher nur dem Ohr eine träumerische Botschaft kam.

Goch spielte Schumann, den sie so sehr liebte, und er spielte gut. Sie hätte dem großen Manne gar

nicht die Zartheit zugetraut, die er hier zeigte. Süß und weich und aufregend klangen die Töne, die ihr das tiefste Herz bewegten. Es war eine liebebebende Stimmung, ein Zwang der Sehnsucht in dieser Musik, der ihr das Innerste aufwühlte. Sie lauschte mit allen Nerven, und ein wehes Glück wuchs in ihr empor, eine schmerzreiche Seligkeit, daß sie hätte weinen mögen. Aber keine Tränen herben Schmerzes, nein Tränen einer innigen, unbestimmt verlangenden Rührung.

So saß sie lange, lange, ohne klare Gedanken, träumend in der klangdurchzitterten Dämmerung.

Plötzlich tönte eine Stimme von der Tür her störend in die Musik hinein, so daß Eva erschreckt zusammenfuhr.

Es war die Professorin.

„Liebling, ich bitte dich, spiele heute nicht!" bat sie. „Du weißt — von der Angst und dem Warten habe ich meine Migräne, und da kann ich das dumme Klavier gar nicht vertragen."

Goch brach mitten im Spiel ab. Er stand auf und schloß das Instrument mit einem scharfen Ruck. „Verzeih, mein Kind," sagte er kurz.

Dann verließ er mit großen Schritten das Zimmer. Seine Frau folgte ihm.

Eva aber saß noch lange auf derselben Stelle. Mit dem Träumen freilich war es vorbei. Doch allerhand Gedanken bedrängten sie. Auch die Worte tauchten vor ihr auf, die sie an Walter geschrieben hatte: Wie schön ist das doch: zwei Menschen, die ganz füreinander leben, und deren jedes im Glück und Wohlbefinden des anderen seine höchste Befriedigung erblickt! — Und wieder sagte sie sich unwillkürlich: Wenn ich seine Frau wäre, ich hätte das nicht getan.

Erst der Oberkellner, der hereinkam und das elektrische Licht entzündete, störte sie auf.

* * *

An diesem Abend wartete Graf Auerswald eine ganze Weile allein beim Wein. Endlich erschienen die Dircksenschen Damen.

Er begrüßte sie sehr erfreut: „Das ist recht, daß Sie einen armen Jägersmann nicht ganz und gar im Stich lassen. Bitt' schön, nehmen S' Platz!" Und als sie sich an seinen Tisch gesetzt hatten, fuhr er fort: „Wo nur der Herr Professor heute bleibt und die Gnädige?"

„Die Frau Professorin hat Migräne," erwiderte Eva.

Auerswald lachte mit einem behaglich spöttischen Lachen: „So, so — Migräne! — Das hab' i mir eh gedacht. Mir scheint's, die Gnädige hat halt die Bergkrankheit, das heißt — sie bekommt die Krankheit, wann er auf die Berge steigt."

Er lachte wieder.

Die Justizrätin fühlte sich verpflichtet, ihre neue Freundin in Schutz zu nehmen. „Die Arme hat es nicht leicht," sagte sie. „Ich verstehe auch gar nicht — der Mann liebt seine Frau und macht ihr solche Sorgen."

„Nun, nun — nix für ungut, Gnädigste," lenkte der Graf ein. Und zu Eva gewandt setzte er hinzu, während er ein Paket hervorholte, das er bis dahin verborgen hatte: „Schauen S' her, was ich Ihnen mitgebracht hab' von der Jagd."

„Von der Jagd?" fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Gewiß. Als ich heute morgen dort drüben in den Felsen des Ortlermassivs herumgestiegen bin, da hab'

ich ein Gemsennest gefunden — jawohl, ein Gemsennest mit frischen Gamseiern drin."

Die Justizrätin wußte nicht recht, was sie für ein Gesicht machen sollte bei dieser Erklärung. Eva aber lachte herzlich.

„O, Herr Graf, Sie denken, weil wir von der Ostsee sind, wo es nur Sandberge gibt, wissen wir nicht, was Gemsen sind. Dabei vergessen Sie aber, daß ich in Naturgeschichte immer Ia gehabt habe."

Er schmunzelte sehr vergnügt. „Nun, dann werden Sie ja gleich sehen, ob's die richtigen Gamseier sind."

Damit reichte er ihr das Paket, und als Eva es öffnete, zeigte es sich, daß es eine Schachtel mit eingemachten Bozener Früchten enthielt, die der Spender sich augenscheinlich aus Meran hatte schicken lassen. Sie fühlte sich beschämt bei dieser Entdeckung.

„Aber Herr Graf," sagte sie, „das ist unrecht von Ihnen!"

„Was denn — unrecht? Die Zuckerln haben Ihnen halt neulich beim Diner so gut geschmeckt. Und dann — der alte Goethe muß doch etwas tun, um sich bei seiner Ulrike in Gunst zu setzen, wenn er schon keine Gedichte machen kann. Sie wissen doch, kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, und darum möcht' ich halt sehr gebeten haben."

Er streckte Eva die Rechte hin. Dem jungen Mädchen wurde es warm ums Herz bei den freundlichen Worten des alten Herrn. Sie drückte ihm herzlich die Hand.

„In diesem Sinne nehme ich Ihr Geschenk gern an, und wenn Sie erlauben, versucht Ulrike gleich diese Aprikose — ach nein, dieses Ei."

In diesem Augenblick erschien der Portier, um die Abendpost unter den Hotelgästen zu verteilen.

Die Justizrätin bemerkte wohl, daß auch diesmal wie allabendlich die Blicke Evas mit forschender Neugier an den Briefschaften in der Hand des Mannes hingen, obwohl das junge Mädchen sich Mühe gab, seine ängstliche Spannung nicht merken zu lassen.

„Nichts für uns?“ fragte die Mutter.

„Nichts heute dabei — leider,“ erwiderte der Mann, indem er an dem Tisch vorbeiging.

Die Justizrätin warf ihrer Tochter einen sprechenden Blick zu, der deutlich besagte: Siehst du, da hast du's, es ist immer die alte Geschichte! — Aber Eva sah starr vor sich hin und tat, als wenn sie den Blick nicht bemerkte.

Auerswald mochte fühlen, daß etwas vorging, das Eva peinlich war. So suchte er das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken. „Ich hab' immer gehofft,“ sagte er, „daß der Herr Professor doch noch kommen würde. Scheint aber nix mehr zu werden heute. Alsdann kann ich mir halt mit der gütigen Erlaubnis der Damen meine Pfeife anstecken.“ Und als er seinen kurzen Nasenwärmer, dessen Porzellankopf ein Bild des Kaisers Franz Joseph in Lodenjoppe und Jägerhut zeigte, angezündet hatte, blieb er mit seinen Gedanken bei den Gochs. „Hm, ja — 's ist immer ein Malheur, so eine ungleiche Ehe,“ sagte er. „Ich glaub's schon, daß die beiden sich sehr gern gehabt haben, und auch wohl noch ganz gern haben. Aber das Richtige ist's doch nicht. Ich bitt' schön“ — er redete sich mehr und mehr in Eifer — „ich bitt' schön, was hat denn der Mann nun von seiner Heirat? — Er ist groß und stark, gesund und fest, mit Kraft in den Gliedern und Blut in den Adern, und da hat er da diese arme kranke Frau, die ihn nicht nur hindert, weil sie so hilflos ist, sondern die ihm auch mehr als nötig das Leben schwer

macht. — Freilich," er zuckte die Achseln, „er hat halt wahrscheinlich eine reiche Frau haben wollen und Wohlleben. Jetzt hat er beides. Wie eins sich bettet, so liegt's halt!" Er tat einen langen Zug aus seinem Glase, und als keine der Damen ihm antwortete, fuhr er, halb mit sich selbst sprechend, fort: „Und dann hat er noch so einen unglückseligen Beruf. Das heißt, von der Kunst möcht' ich nix Übles gesagt haben. Aber das seh' ich doch: immer Musikstunden geben und Chorproben abhalten, das ist halt auf die Dauer nix für so einen Mann." Er blies den Rauch seiner Pfeife vor sich hin. „Das Leben ist halt eine höchst merkwürdige Angelegenheit. Öfter tut er mir leid, der Professor."

„Ja, was meinen Sie denn, was da geschehen müßte?" warf jetzt die Justizrätin ziemlich spitz ein. „Er kann sich doch nicht scheiden lassen, weil seine Frau sich ängstigt, wenn er auf die Berge steigt."

Der Graf hob lebhaft abwehrend die Hand. „Aber nein, aber nein! — Scheiden lassen! — Ich bitt' Ihnen. Gehen S' mir mit so was! Nein, was uns das Schicksal aufgepackt hat, das müssen wir tragen. Darum sind wir sittliche Menschen. Aber leid tut er mir halt doch."

Eva beteiligte sich nicht an dem Gespräch, aber sie fühlte, daß auch ihr der Professor leid tat, sehr leid sogar.

Bald darauf brachen die Damen auf, um sich zur Ruhe zu begeben.

Als Eva ihr „Gute Nacht" sagte, konnte die Mutter die Bemerkung nicht unterdrücken: „Also auch heute wieder kein Brief, obwohl uns unsere andere Korrespondenz aus Greifswald nachgeschickt wurde! Schließlich weiß man wirklich nicht mehr, was man denken soll."

Eva antwortete nichts. Sie biß sich fest auf die Lippen, um sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr diese Worte sie schmerzten.

Als sie dann aber in ihrem Bett lag, wehrte sie den Tränen nicht, und aus dem ersten leisen Weinen wurde bald ein wildes, krampfhaftes Schluchzen, so daß sie den Kopf tief in den Kissen verbarg, damit die Mutter sie nicht hörte. Sie war verzweifelt.

Als sie damals in Meran inniger und liebevoller als je ihres Bräutigams gedacht hatte, bildete sie sich ein, nun müßte sie von ihm ein Zeichen seiner Liebe erhalten, da sie sich so sehr nach ihm sehnte. Wie das hätte geschehen sollen, wußte sie selbst nicht zu sagen. Aber geglaubt hatte sie es. Wie eine Art Fernwirkung hatte sie es sich gedacht. In ruhigen Stunden hatte sie sich zwar gesagt, daß das ja alles unsinnig und unmöglich wäre. Und doch, und doch! Sie hatte geglaubt und gehofft.

Und jetzt war Glaube und Hoffnung immer wieder zu schanden geworden, jetzt gerade so wie früher schon so oft. Und die Zweifel stiegen wieder in ihr auf. Dachte er wirklich nicht mehr an sie? Hatte er sie vergessen? Hatte er eine andere gefunden, die — —? Pfui, sie wollte dem häßlichen Verdacht nicht Raum geben. Aber sie mochte sich dagegen wehren, wie sie wollte, der Zweifel blieb und nagte ihr am Herzen.

So war denn alles vergeblich gewesen, alle Freude und alle Qual all die Jahre lang? Sie krampfte die Hände zusammen und schluchzte bitterlich.

Als sie endlich einschlief, glaubte sie eine süße, weiche, sehnsuchtsvolle Musik zu hören, und die Lieder aus „Frauenliebe und Leben“ tönten noch lange durch ihren Traum.

Viertes Kapitel.

Als Goch ein paar Tage später nach dem ersten Frühstück ins Freie trat, bot sich ihm ein Anblick, der ihm einen Ausruf fröhlicher Überraschung entlockte. Auf der Terrasse vor dem Hotel stand Eva, ganz bergsteigerisch angezogen, in kurzem Rock und leichter Bluse, genagelten Schuhen, einen grünen Lodenhut auf dem schweren blonden Haar und einen tüchtigen Bergstock in der Rechten. Sie winkte ihm, nicht ohne eine kleine Verlegenheit, mit der Hand.

„Nun, ist es so recht, Herr Oberkraxler?" rief sie. Und dabei drehte sie sich mit flottem Schwunge auf dem Absatz herum, daß er sie von allen Seiten sehen sollte.

Er betrachtete sie mit wohlgefälligem Staunen. „Potztausend," rief er, „gut ist's — famos! Ich hatte schon gedacht, Sie hätten das vergessen."

„Ich — vergessen? Ganz und gar nicht. Dazu bin ich selbst viel zu neugierig auf Ihre vielgerühmten Berge. Aber bei uns armen Weibsen erfordert der Anzug immer eine gewisse Zeit, und dann" — sie zuckte leicht die Achseln und blickte von ihm fort — „man ist auch nicht immer in der Stimmung."

Er tat, als wenn er den Ton der letzten Worte nicht gehört hätte.

„Jetzt aber sind Sie in der Stimmung? Ja?" fragte er übermütig. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Also kommen Sie, wir machen gleich unsere erste Tour."

„Jetzt?!" Das junge Mädchen war ganz erschrocken. „Ich bitte Sie, ich bin gar nicht vorbereitet und —"

„Das ist auch durchaus nicht nötig. Ich will mit Ihnen ja nicht gleich aufs Hochjoch. Eine halbe Stunde

vor dem Essen liefere ich Sie hier heil und unbeschädigt wieder ab. Also schnell verständigen Sie Ihre Mutter. Meine Frau weiß ohnehin, daß ich meinen Spaziergang mache."

Eva wollte noch Einwendungen erheben, aber er ließ nichts gelten. Da ging sie ins Haus, um sich von der Mutter zu verabschieden. Bald darauf stiegen sie gemeinsam durch den Wald bergan.

Es war ein wundervoller Morgen, ein sonniger Tag und doch voll milder Kühle, gar nicht sommerlich, sondern frühlingshaft, wie ihn in der Ebene der Mai bringt. Hier aber in der Höhe war er für den Juli nichts Außergewöhnliches. Die Luft wehte rein und leicht und tannenduftdurchwürzt, gerade recht zum Wandern.

Die beiden schritten rüstig aufwärts einen Fußpfad entlang, der mühsam durch den Wald gebahnt war. Anfangs gingen sie nebeneinander her. Dabei machten sie sich gegenseitig auf alles Freundliche, das ihnen begegnete, aufmerksam: auf den Pirol, der am Wege pfiff, auf ein Eichhörnchen, das von Baum zu Baum eilte, als wollte es sie begleiten, auf die Waldblumen, die eben erst hier zu blühen begannen, als wenn es Frühling wäre.

Allmählich war Goch, ohne daß Eva es bemerkt hatte, vom Wege abgewichen. Sie stiegen jetzt steiler einen schmalen Steig hinan, der sonst wohl nur Sennen und Jägern diente. Nach nicht langer Zeit trat er aus dem Walde heraus in eine kahle, mit Felstrümmern bedeckte Talmulde, durch die ein Wildbach über große Blöcke brausend zu Tale schoß. Es war derselbe, an dem, weiter unterhalb, Evas Steinbank stand. Hier aber war von Weg und Steg kaum noch die Rede.

Durch das Steingeröll ging es scharf immer weiter

bergan. Die Sonne brannte glühend auf den nackten Steinen, welche die Wärme heiß zurückstrahlten.

Allmählich begann Eva die Anstrengung fühlbar zu werden. Für die Ungeübte war es schwer, in dem Geröll festen Schritt zu fassen. Jeder Schritt kostete sie Mühe. Das Herz schlug ihr heftig, und der Schweiß tropfte ihr von der Stirn. Sie blieb hinter ihrem Begleiter zurück, aber sie schritt tapfer aus. Sie wollte sich keine Schwäche anmerken lassen.

Hin und wieder blieb er stehen, wandte sich zurück und fragte lachend: „Nun, wie geht's?"

Dann nahm sie alle Kraft zusammen, lachte ebenfalls und erwiderte: „O fein — ein bißchen warm — aber das macht nichts!"

Allmählich ging die steinige Geröllmulde in eine fast ebene, grasbewachsene Matte über. Hier stand ein kleines, roh aus Holz zusammengefügtes Haus, wohl die Hütte eines Sennen. Auf diese schritt Goch zu.

Er blieb an der Tür stehen und drehte sich nach seiner Begleiterin um. Diese kam jetzt mit ziemlich schnellen Schritten auf ihn zu. Er klatschte in die Hände.

„Bravo, mein Fräulein, bravo! Alle Hochachtung — ich hätte in der Tat nicht geglaubt, daß Sie so glatt hier heraufkommen würden. Es ist ja nichts Schweres dabei, aber es erfordert gute Lungen und ein gutes Gehwerk. Für den Anfang jedenfalls eine sehr hübsche Leistung." Und als Eva sein Lob, etwas außer Atem zwar, aber doch noch lächelnd abwehrte, fuhr er fort: „Ein wenig erhitzt — natürlich. Hier setzen Sie sich auf die Hausbank in die Sonne und ruhen Sie sich aus. Und nun sollen Sie auch eine prächtige Belohnung für Ihre Mühe haben."

Er hatte sich, während sie sich setzte, absichtlich so gestellt, daß ihr die Aussicht verdeckt war. Jetzt aber

trat er zur Seite, um ihr den Blick auf die Berge, denen sie beim Aufstieg den Rücken zugewandt hatten, freizugeben.

Das junge Mädchen brach in einen lauten Ruf des Entzückens aus. Hier bot sich freilich ein ganz anderes und weit großartigeres Bild als auf der Stelle dort unten, die bis dahin ihr Lieblingsplatz gewesen war. Die ganze, gewaltige, in Eis und Schnee starrende Gipfelkette der Ortlergruppe lag vor ihr vom Eisseepaß bis zu den Trafoier Bergen. Bis jetzt hatte sie zu diesen Gipfeln aufgeschaut und ihre Wunder nur geahnt. Nun enthüllten sie ihr fast greifbar nahe die Geheimnisse ihrer stolzen Majestät. Links im Südosten stand die Sonne. Die ihr abgekehrte Nordseite des Schröter- und Suldenhorns und die gewaltigen weißen Abstürze der Königsspitze lagen im grauen Schatten. Aber die Ränder der stolzen Berge leuchteten in silbernem und goldenem Glanz. Der Zebru jedoch und das ungeheure Massiv des Ortlers selbst flimmerten und glänzten im hellen Sonnenlicht mit weißglühendem Feuer, das den Augen beinahe wehe tat. Dazwischen lagen die wilden Gletscherströme eingebettet, zerklüftet und zerrissen, erstarrt zu unheimlicher, eisiger Ruhe, und von tief unten grüßte winzig und nichtig das Menschenwerk, die Häuser und Hütten von St. Gertraud, aus dem grünen Talboden herauf. Über all der Pracht aber wölbte sich ein lichtblauer Himmel, unter dem die Bergschwalben kreischend dahinschossen.

Eva war überwältigt von so viel Schönheit. Lange saß sie schweigend, ganz gefangen von dem wundersamen Eindruck. Der Professor hatte sich neben sie gesetzt. Sie sprachen beide kein Wort. Es war etwas Heiliges in diesem Schweigen wie bei einem Gottesdienst.

Endlich wandte sich das Mädchen zu ihrem Begleiter und streckte ihm die Rechte hin. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie in aufwallender Herzlichkeit, „ich danke Ihnen!“

Er nahm die Hand. Doch den Dank wehrte er ab. „Es ist doch nicht mein Verdienst, daß es so schön ist,“ erwiderte er. „Aber es freut mich sehr, daß ich es gerade Ihnen habe zeigen können.“

Sie antwortete ihm nicht. Sie sah bewegungslos vor sich auf den Rasen, wo zwei weiße Schmetterlinge über den bunten Almenblumen ihr lustiges Spiel trieben.

Sie wollte den eigenen Unterton, der durch seine Worte klang, nicht hören. Aber sie konnte es doch nicht verhindern, daß das Mitleid, das sie mit ihm empfand, sich wieder machtvoll in ihr regte.

„Warum — warum spielen Sie jetzt Abends nicht mehr?“ fragte sie stockend. Sie wollte eigentlich nicht fragen, aber es war wie ein innerer Zwang in ihr, der ihr die Lippen bewegte.

Er antwortete nicht. Heftig stieß er einen Stein, der vor ihm lag, mit dem Nagelschuh von sich, daß er weit fort rollte.

Da sah sie ihn mit einem großen, warmen Blick an, in dem all ihr inniges Mitgefühl leuchtete. „Mir haben Sie eine große Freude gemacht an jenem Abend,“ sagte sie einfach.

Einen Augenblick saß er, ohne sich zu regen. Dann aber ergriff er in plötzlicher Hast mit beiden Händen ihre Linke, beugte sich nieder und küßte sie lange. „Das — das war — sehr schön von Ihnen, Fräulein Eva!“ stieß er hervor. Seine Stimme bebte.

Sie wandte wieder ihren Blick ab und sah auf die Schmetterlinge, die, unbekümmert um die beiden

Menschen, über den Blumen tändelten. Aber sie ließ ihm die Hand. Ein paar Augenblicke verweilten sie so.

Dann entzog sie sich ihm leise und stand auf. „Wir wollen hinunter — es ist Zeit!" sagte sie.

Er hatte sich ebenfalls erhoben. Er atmete schwer. Es klang wie ein Seufzer. „Ja, es ist Zeit," erwiderte er endlich. „Aber ehe wir Abschied nehmen, wollen wir doch sehen, wessen Gastfreundschaft wir denn eigentlich genossen haben."

Er öffnete den Holzriegel, mit dem die Tür auf einfachste Art verschlossen war, und trat ein. Alle Anzeichen in dem kleinen Raum deuteten darauf hin, daß die Hütte in diesem Sommer noch nicht bewohnt worden war. Augenscheinlich weidete der Senn seine Herden auf einer anderen Alm. Nachdem auch Eva einen Blick hineingeworfen hatte, verschloß der Professor die Hütte wieder. Dann stiegen sie hinab.

Als sie den Wald erreicht hatten, sprang plötzlich der Dachshund des Grafen, der sie bereits sehr gut kannte, mit lautem Freudengebell auf sie zu.

Gleich darauf trat auch Auerswald selbst zwischen den Tannen hervor. „Ich bin einem Fuchs auf der Spur," sagte er nach der Begrüßung. „Aber das ist sicher ein ganz alter Bursche, noch älter als ich — mindestens gescheiter. Er hält mich immer wieder zum Narren." Da fiel ihm Evas Bergsteigerkostüm auf, und er fuhr fort: „Jessas, des nenn' ich a Schneid! Das Fräulein Everl mit der Spielhahnfeder am Hut. Da müssen S' auch einmal mit mir in die Berg' gehen. Ich bin zwar net mehr so jung wie der Herr Goch da, aber doch noch a ganz passabler Kraxler. — Gelt — Sie kommen auch einmal mit mir? Ich bitt' darum."

Eva versprach ihm lachend Erfüllung dieser Bitte, und nach einigem Hin- und Herreden trennte man sich.

Der Graf stieg weiter aufwärts, die beiden anderen gingen zu Tal.

Zu guter Zeit kamen sie im Hotel wieder an.

Beim Essen verfehlte Goch nicht, die bergsteigerischen Leistungen der jungen Dame lobend ins beste Licht zu setzen.

Da wandte sich die Frau Professor an Eva: „Das ist recht, mein liebes Fräulein, gehen Sie nur mit meinem unruhigen Geist, wenn er doch nicht hier bei uns bleiben kann. Sie halten ihn wenigstens von größeren Dummheiten zurück."

* * *

An diesem Nachmittag fand Eva auf ihrem Zimmer keine Ruhe. Eine außergewöhnliche innere Erregung trieb sie von einem Ort zum anderen. Sie nahm ein Buch vor, aber ihre Augen überflogen ganze Seiten, ohne daß sie nachher wußte, was sie gelesen hatte. Sie griff zu einer Handarbeit, doch bald überraschte sie sich, daß ihr die Hände müßig im Schoße ruhten, während ihre Gedanken weit fort waren — weit fort. Und doch immer an demselben Platz: vor der sonnbeglänzten Sennhütte auf der blumenbunten Almenmatte.

Sie dachte mit einer wehmütigen Freude an jene Stunde und doch auch wieder mit Angst und Gewissensbissen. War es recht, was sie dort oben getan hatte? Eine innere Stimme in ihr rief: Nein, es war nicht recht — aber sie wollte nicht wahr haben, was die Stimme sagte. Mit allen Gründen, die sie auffinden konnte, kämpfte sie gegen dies Nein an. Was war denn geschehen?! Er hatte ihr leid getan, sehr leid. Und das hatte sie ihm nicht verborgen. War das ein Verbrechen? Er mußte ja jedem leid tun, der ein Herz hatte. Und dann hatte er ihr die Hand geküßt.

Er war nicht der erste Mann, der ihr die Hand küßte. Das kam öfter vor, das war etwas ganz Alltägliches. Oder doch nicht? Hatte etwas Besonderes in diesem Handkuß gelegen, das sie nicht hätte dulden dürfen, und das sie trotzdem geduldet hatte?!

Sie wollte es leugnen, doch konnte sie es nicht. Ja, dieser Handkuß war mehr gewesen als eine alltägliche Huldigung. Sie hätte kein Weib sein müssen, um das nicht zu fühlen. Aber dann tröstete sie sich wieder. Wenn es so war, so bedeutete das auch noch nichts Unrechtes. Es wäre lächerlich gewesen, gleich an eine Neigung zu denken. Er hatte natürlich bemerkt, daß sie ihn bemitleidete. Er war ihr dankbar in seiner seelischen Einsamkeit — denn einsam war er, das fühlte sie wohl, dankbar für ihre Sympathie, und diese Dankbarkeit hatte er ihr gezeigt, vielleicht unvermittelt und ungestüm, aber doch in einer Form, gegen die niemand etwas sagen konnte.

So überlegte sie.

Schließlich gelang es ihr wirklich, ihre ängstlichen Gedanken zu beschwichtigen. Nein, sie hatte keinen Grund, sich zu beunruhigen — und Walter auch nicht. Nein — Walter auch nicht! — Was sollte denn auch sein? Der Professor war ein verheirateter Mann, und sie wußte genau, was Pflicht und Sitte von ihr forderten. —

Am Abend ging der Professor unaufgefordert ins Musikzimmer. Er setzte sich ans Klavier und spielte. Eva war ihm gefolgt. Sie hatte die Mutter gebeten, sie zu begleiten. Allein hätte sie mit ihm nicht sein mögen, wenn die weichen Schumannklänge durch die Abendstimmung zitterten. Es war eine seltsame Angst in ihr, die sie sich selbst nicht eingestehen mochte. Aber Goch spielte nicht Schumann. Diesmal schienen es

eigene Phantasien zu sein, in die er sich vertiefte, stolze Klänge in fröhlichem Aufschwung und zwischendurch klagende Stellen in schmerzlichen Mollakkorden. Eva konnte sein Gesicht nicht sehen, während er spielte, aber bei diesen Mollakkorden glaubte sie ihn zu erblicken, wie er dort oben auf ihre Frage den Stein mit dem Fuß weit von sich stieß.

An diesem Abend ging sie nicht mehr mit herunter in das Restaurant zum Traminer. Sie begab sich zur Ruhe, und trotz ihrer inneren Erregung verbrachte sie wohl infolge der ungewohnten körperlichen Anstrengung die Nacht in langem, festem Schlaf. Als sie am Morgen erwachte, fühlte sie sich gestärkt und ruhiger. Sie schalt sich töricht, daß sie eine Kleinigkeit, die gar nichts bedeutete, vor sich selbst zu schmerzlicher Wichtigkeit aufgebauscht hatte.

* * *

Der Professor verlor den Plan, mit Eva auf den Ortler zu gehen, nicht aus den Augen. Fast täglich unternahm er mit ihr Steigübungen, wie er ihre mehrstündigen Spaziergänge bergauf, bergab, durch Wald und Fels nannte. Seine gute, auf langjähriger Erfahrung beruhende Ortskenntnis kam ihm dabei trefflich zu statten. Immer wieder fand er neue Ziele, neue Plätze, an denen das Mädchen mit seinem lebhaften Gefühl für alles Schöne in der Natur reiche Freude fand. Es war ganz natürlich, daß auf diesen ausgedehnten Wanderungen das Gespräch zwischen ihnen sich nicht auf die Gegenstände beschränkte, welche die unmittelbare Umgebung bot. Eva trieb ein heimliches Verlangen, mehr über den Professor und sein Leben zu erfahren, als das wenige, das sie bereits wußte. So brachte sie ihn nicht ohne Absicht auf seine

Tätigkeit in der Heimat, auf seine künstlerischen Pläne, auf das, was er sich als Lebensaufgabe gestellt hatte. Und da zeigte es sich denn, daß der Mann, der ihr im Anfang so heiter und zufrieden erschienen war, tief innerlich von unbefriedigtem Ehrgeiz und unterdrückter Sehnsucht gequält war.

„Ja, glauben Sie denn," rief er einmal leidenschaftlich, „daß ich mein Glück damit für erschöpft halte, den Hofkapellmeister im Duodezformat zu spielen in unserem Nest? Fräulein Schulze und Herrn Müller die Tonbildung beizubringen? Lieder zu komponieren, die die wenigsten Menschen kennen, weil ich nicht draußen stehe im großen Leben, und mein Name nicht täglich an der großen Tafel angeschrieben wird?! Ich sage Ihnen — ich will mich nicht gleich mit unseren Größen vergleichen, aber was andere leisten, das kann ich auch noch — zehnmal — wenn ich nur Gelegenheit hätte, mich zu betätigen."

Er reckte die Arme weit aus und stieß den Pickel, den er immer mit sich führte, wuchtig auf den Boden.

Eva hatte ihm mit schmerzlichem Erstaunen zugehört. „Und warum gehen Sie nicht fort aus Ihrem — Nest?" fragte sie.

Er lachte kurz auf. Eva schien es ein ingrimmiges Lachen, das aber nicht frei war von einer gewissen Verlegenheit. „Warum? — O, es gibt Gründe genug, obwohl es schließlich immer nur ein einziger großer Grund ist." Es schien, als wollte er fortfahren, aber mit einem tiefen Aufatmen brach er ab. „Warum drüber reden? Besser wird's vom Reden ja doch nicht."

Sie fühlte, daß sie kein Recht hatte, weiter in ihn zu dringen. Sie schwieg.

Er aber begann nach einer Pause seine Schnadahüpfel zu singen:

„Das Glück blüht im Jänner,
Das Glück blüht im Mai,
Wir sehen's nur net blühen,
Gehn alleweil vorbei."

Über das, was sie am tiefsten bewegte, über ihre Verlobung und alles, was damit zusammenhing, sprach er nie mit ihr. Sie fühlte deutlich, daß er diesen Punkt vermied, weil sie ihm damals, als ihre Bekanntschaft noch ganz jung war, allzu deutlich ihr Mißfallen über sein Fragen und seine unerbetene Anteilnahme zu erkennen gegeben hatte. Aber je länger sie mit ihm verkehrte, desto mehr tat es ihr leid, daß sie ihn damals, als er sich aus gutem Herzen um sie kümmerte, so schroff zurückgewiesen hatte. Jetzt, da sie so manches Ernste und Wichtige, das ihn anging, miteinander besprachen, fühlte sie sich mit ihrem Mangel an Vertrauen in seiner Schuld. Es schien ihr undankbar, daß sie geizig ihr Innerstes verschlossen hielt, wo er vertrauend gab.

So nahm sie Gelegenheit, auf jenes Erlebnis zurückzukommen. „Sie sind mir gewiß noch böse," sagte sie stockend, „wegen damals — als wir zusammen von Gomagoi heraufstiegen?"

Er sah sie groß an. „Ich — böse? — Ganz und gar nicht. — Ich verstehe Sie sehr wohl. Es gibt nichts Schrecklicheres, als sich bemitleiden lassen."

Sie nickte eifrig. „Ja, das ist es. Sie haben das Richtige getroffen."

Er schwieg eine Weile, dann fragte er gerade heraus: „Haben Sie ihn denn so sehr lieb?"

Ohne Besinnen antwortete sie: „Ja."

Seine Brauen zogen sich zusammen. „So? — das ist etwas anderes. Sonst hätte ich geraten: Lassen Sie ihn laufen!"

Ganz erschrocken fuhr das junge Mädchen in die

Höhe. „Aber ich bitte Sie — er hat doch mein Wort.“

„Nun — nun,“ unterbrach sie der Professor, „hier ist kein Grund zur Empörung. Ich rate ihnen ja nicht dazu. Ich meinte nur so. Aber wenn sie ihn — ja, wenn Sie ihn wirklich lieben — dann ist natürlich die Lage eine ganz andere. Aber ich bin der Ansicht“ — er redete sich mehr und mehr in eine Erregung hinein — „bin der Ansicht, daß Sie viel zu jung und viel zu hübsch sind — ja, bitte, werfen Sie jetzt nicht den Kopf zurück, ich mache Ihnen keine Komplimente, es ist mir durchaus ernst mit dem, was ich sage — Sie sind zu jung und zu hübsch und zu gesund und zu — na ja — es wäre ein Skandal, wenn Sie Ihr Leben vertrauern wollten als Mauerblümchen, das allmählich vertrocknet — das wollte ich nur sagen. Und bitte, nichts für ungut. Wie die Verhältnisse liegen, habe ich natürlich unrecht.“

„Ja, Sie haben unrecht,“ erwiderte Eva heftig. „Es wäre grausam und schlecht, wenn ich ihn verließe.“

„Grausam und schlecht? — Ja — mag sein. Obwohl — mit der Sentimentalität hat sich schon mancher sein ganzes Leben verdorben. Und sein Verhalten, dächte ich, wäre Grund genug. — Aber das steht ja jetzt alles nicht in Frage.“ Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Er wird ja auch wohl wiederkommen.“

Eva erwiderte leise und zaghaft, als glaubte sie ihren eigenen Worten nicht: „Gewiß, er muß doch endlich wiederkommen!“ —

Abends pflegte jetzt der Professor regelmäßig zu musizieren. Dieser und jener der Hotelgäste fand sich als Zuhörer ein. Besonders Fräulein Ribenstahl tat sehr entzückt. Eva fehlte nie. Seit jenem Tage, da sie ihm ihre Freude über seine schöne Musik ausgesprochen

hatte, schien ihr sein Spielen wie eine persönliche Huldigung für sie, der sie sich nicht entziehen konnte. Ihre Mutter aber entschuldigte sich bald. Der war es interessanter, mit Frau Goch oder anderen auf der Terrasse des Hotels zu promenieren, wo sich alle Welt nach dem Essen ein Stelldichein zu geben pflegte.

Unter den wenigen, die wie Eva zur Musik hielten, befand sich auch Graf Auerswald. Schon am zweiten Abend kam er leise herein, setzte sich still in eine Ecke, so zwar, daß er das junge Mädchen sehen konnte, und lauschte. Wenn Goch geendet hatte, entspann sich gewöhnlich ein Gespräch über das, was zum Vortrag gekommen war. Dabei erwies sich dann der Graf als ein feinsinniger Musikliebhaber. Er erzählte, daß einst im Hause seines Vaters eifrig Kammermusik getrieben worden wäre, und daß er schon als junger Mensch mit hervorragenden Musikern zusammen in Beethovenschen Quartetten die zweite Geige gespielt hätte.

„Der Beethoven und der Haydn und der Mozart — die sind denn auch meine Lieblinge geblieben. Mit der modernen Musik, schauen S', Herr Goch, das müssen S' mir halt nicht übelnehmen, da kann ich nicht mehr recht mit."

Der Professor verteidigte dann die Entwicklung der neuen Musik, die notwendig wäre wie alle Entwicklung in der Kunst. Und Eva nahm lebhaft seine Partei. Sie war unter dem Einfluß ihres Vaters mit Wagner und Liszt und den Modernen aufgewachsen. Ihr fehlte es daher auch nicht an Verständnis für das, was Goch bewegte und begeisterte.

So entwickelten sich im Musikzimmer anregende Gespräche, die dann oft noch beim Wein fortgesetzt wurden. Die beiden älteren Damen beteiligten sich gewöhnlich nicht an der Unterhaltung, sondern be-

schäftigten sich mit Fragen des alltäglichen Lebens, die ihnen näher lagen. Öfter erschien es Eva, als wenn eine Änderung in dem Benehmen Gochs seiner Frau gegenüber eingetreten wäre, als wenn er es, trotz aller sichtlich zur Schau getragenen Höflichkeit, bisweilen an der liebevollen Aufopferung fehlen ließe, die ihr früher so sehr aufgefallen war.

Täuschte sie sich darin? Und wenn sie sich nicht täuschte — was beeinflußte ihn?

Sie fand bald eine Antwort. Diese Änderung war wirklich nicht so verwunderlich. Mußte er nicht die ewige Beschränkung in seinem Lieblingswunsche peinlich empfinden? Mußte ihn die nicht, selbst wenn sie gut gemeint war, bitter und unfreundlich machen?

Die Nachmittage und die Stunden, in denen der Professor allein fort war, verbrachte Eva jetzt stets mit ihrer Mutter und Frau Goch. Ihr war das gerade nicht sehr vergnüglich, aber sie legte sich beharrlich diese Unbequemlichkeit auf. Sie war in einer kleinen Stadt groß geworden. Sie fühlte instinktiv, daß man ihr aus ihrem Verkehr mit Goch, so harmlos er war, eine üble Nachrede machen konnte, und das schien ihr ebenso unwürdig wie unnötig. So sorgte sie dafür, daß man sie ebenso oft mit der Frau wie mit dem Manne sah. Sie glaubte sich das nicht nur selber, sondern auch Walter schuldig zu sein.

Ihre Mutter wußte nichts von dieser Überlegung. Der kam es gar nicht in den Sinn, sich über den Verkehr zwischen ihrer Tochter und dem Professor auch nur im geringsten Gedanken zu machen. Sie wußte aus mancher für sie peinlichen Erfahrung, wie sehr Eva an ihrem Bräutigam hing. Wie liebevoll die Beziehungen zwischen dem Ehepaar waren, sah sie täglich vor ihren Augen. Kleine Unstimmigkeiten, die vor-

kamen, schienen ihr nicht der Beachtung wert. Derartiges fehlte in den besten Ehen nicht. Die Professorin schwärmte, wenn sie mit ihr allein war, stets von ihrem Mann und seiner Güte. Nein — auf den Gedanken, daß der Verkehr der beiden Menschen eine ernsthafte Gefahr bergen könnte, kam sie nicht.

Dem Grafen gegenüber war Eva in einer fatalen Lage. Sie hatte ihm versprochen, daß sie ihn einmal auf die Jagd begleiten würde, aber sie hatte ihr Versprechen noch nicht wahr gemacht. Der Graf war auf seinen Vorschlag nicht mehr zurückgekommen, und sie selbst hatte ihn auch nicht erinnert.

Es ging ihr jetzt sonderbar mit Auerswald. So sehr sie sich anfangs zu dem alten Herrn hingezogen fühlte, so war doch neuerdings etwas Fremdes zwischen ihnen aufgetaucht, sie wußte nicht, was und wie. Eine Meinungsverschiedenheit oder gar einen Streit hatten sie nie gehabt, aber es quälte sie in seiner Gegenwart jetzt ein unbestimmtes Gefühl des Bedrücktseins. Sie hatte bemerkt, daß er sie öfter im Musikzimmer oder beim Wein, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit einem prüfenden Blick ansah, mit einem Blick, vor dem sie unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte. Es lag viel herzliche Zuneigung in diesem Blick, aber auch ein verstohlenes Mißtrauen und ein stiller Vorwurf. Was wollte er von ihr? War er ihr böse, daß sie ihn vernachlässigte? Das wollte sie nicht — das sollte er nicht.

So fragte sie ihn eines Tages, ob er sie nunmehr einmal mitnehmen wolle auf einen seiner Streifzüge.

„Aber natürlich,“ erwiderte er fröhlich. „Ich hab’s Ihnen ja schon angeboten. Wenn Sie nix Besseres vorhaben, alsdann kommen S’ nur mit.“ —

Am nächsten Morgen gingen sie also zusammen

hinaus. Er führte sie durchs Dorf und dann durch den Wald, der sich nach den Tabarettawänden hinaufzieht. Unter allerhand heiteren Gesprächen stiegen sie hinan. In Eva war eine heimliche unbestimmte Furcht, er möchte irgend etwas Ernstes zur Erörterung bringen, aber mit keinem Wort erwähnte er, daß er vielleicht mit ihr unzufrieden sein könnte. Im Gegenteil, er gab sich wieder ganz so wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, freundlich und herzlich. Es schien ihm eine besondere Freude zu sein, daß sie ihm ihre Gesellschaft widmete, und sie wiederum freute sich, daß sie ihm den Gefallen getan hatte. So waren sie beide fröhlich und guter Dinge.

Sie mochten eine Stunde unterwegs sein, als sich der Wald zu lichten begann.

„Jetzt sein S' aber fein still und passen S' gut auf!" sagte er mit leiser, aber eindringlicher Stimme. „Wann wir 's Glück haben, kriegen S' jetzt was zu sehn, was Sie Ihr Lebtag noch net geschaut hab'n."

Er bückte sich hinter einen großen Felsblock, der vor ihnen lag, und zog Eva an seine Seite. Vorsichtig kroch er vorwärts, bis er über den Rand des Blockes hinwegblicken konnte. Dann ermunterte er das Mädchen durch Zeichen, es ihm nachzutun.

Vor ihnen breitete sich im hellen Sonnenlicht ein mit gelbgrauen Felstrümmern bedecktes, kahles Steinfeld aus, das auf den ersten Blick ganz öde und tot erschien. Dann aber vernahm Eva ein feines Pfeifen, und als sie genauer hinsah, erkannte sie zwischen den Steinen kleine Tiere in grauem Pelz, etwa so groß wie Kaninchen, die emsig hin und her liefen und allerhand lustige Spiele zu spielen schienen. Sie wollte schon einen Ruf freudiger Überraschung ausstoßen, aber sie

sah, daß der Graf den Finger auf den Mund gelegt hatte, und verhielt sich ruhig.

„Murmeltiere," wisperte Auerswald fast unhörbar.

Eva war entzückt von dem munteren Treiben der Tierchen. Zwei machten ihr ein besonderes Vergnügen. Es schien ein Liebespärchen zu sein. Das Männchen gab sich alle Mühe, dem Weibchen zu gefallen, umkreiste es mit auffallenden Sprüngen, während die Umschmeichelte auf den Hinterbeinen saß und an ein paar Grashalmen knabberte, die sie mit den Vorderpfoten hielt.

Plötzlich zog ein Schatten über den Platz hin. Die Murmeltiere stießen ein gellendes Pfeifen aus und waren gleich darauf wie durch Zaubermacht entschwunden. In demselben Augenblick krachte ein Schuß, dessen Schall die Wände donnernd zurückwarfen, und ein großer brauner Vogel stürzte in schwerem Fall klatschend auf die Steine, wo soeben noch die Tierchen gespielt hatten.

Eva war so erschrocken, daß sie wie erstarrt hinter ihrem Block blieb, ohne sich rühren zu können.

Sie sah, wie der Graf die Büchse sinken ließ und mit ein paar großen Schritten auf den Vogel zu ging. In einiger Entfernung von ihm, außerhalb des Bereichs seiner Fänge, blieb er stehen und stieß mit dem Stock nach ihm. Aber das Tier regte sich nicht mehr.

„Der hat eh g'nug," sagte Auerswald. „Bitt' schön, gnä's Fräulein, seien S' net bös, daß ich Sie erschreckt hab'. Aber der alte Bursch hier war in seinem Jagdeifer halt allzu unvorsichtig. Kommen Sie her und schauen Sie: es ist ein Steinadler."

Eva trat herzu. Beim Anblick des großen Vogels schlug sie die Hände zusammen. „Nein — ein Adler!"

rief sie. „Das ist aber prachtvoll. Wie im Freischütz — erster Akt."

Sie kniete nieder und nahm das stolze Tier in ihre Arme. „Du armer, armer Kerl!" sagte sie mitleidig.

„Da ist nix zu beklagen," erwiderte der Graf merkwürdig ernst. „Er ist ein Räuber, und Räuber muß man unschädlich machen."

Er breitete seinen Rucksack auf der Erde aus und zwängte den Vogel hinein.

„Jetzt wollen wir aber eilen, daß wir zu einer menschlichen Behausung kommen," sagte er, „denn lang möcht' ich ihn nicht schleppen, dazu ist mir der Bursch zu schwer."

Plötzlich hielt er lauschend inne.

„Hören Sie das Schreien in den Lüften? Das ist das Weibchen. Sie horsten dort oben in den unersteiglichen Teilen der Wände. Ich hab' sie lang beobachtet. Nur zum Schuß hab' ich sie nie bekommen."

Eva blickte empor. Sie sah den anderen Vogel als kleinen Punkt über ihr kreisen. Dann betrachtete sie die steilen Wände, die den Horst bargen, und dabei fiel ihr Blick auf ein Häuschen hoch oben am schwindelnden Absturz auf dem Kamm des Gebirgszuges, das von hier aus winzig klein erschien.

„Was ist denn das für ein Sommersitz?" fragte sie.

„Das ist die Payerhütte."

„Die Payerhütte? Die Nachtstation für den Ortler? Das freut mich aber." Sie winkte mit der Hand einen Gruß hinauf. „Wenn wir erst dort oben sind, dann denke ich an Sie und wehe mit dem Taschentuch herunter."

Sie lachte mit einem fröhlichen Lachen. Er aber blieb ernst.

„Wollen Sie also wirklich hinauf?" fragte er.

„Warum nicht? — Man muß nur Mut haben, sagte der Professor.“

Der Graf hatte den Rucksack zugebunden und auf den Rücken geworfen. Jetzt sah er sie wieder mit jenem langen Blick an, vor dem sie eine förmliche Scheu hatte.

„Es erfordert oft mehr Mut,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „im sichern Tal zu bleiben, als auf die gefährlichen Berge zu steigen.“

Er wandte sich ab und ging mit großen Schritten voran, damit jede Gegenfrage abschneidend.

Fünftes Kapitel.

Während bis dahin heller Sonnenschein den Aufenthalt in Sulden aufs glücklichste begünstigt hatte, schlug das Wetter jetzt um. Föhnwinde wehten von Süden her, welche anfangs drückende Hitze, dann aber Gewitter und kalten Regen brachten.

Das Leben im Hotel, dessen Gäste unter diesen Umständen meist auf das Zimmer angewiesen waren, verlor viel von seiner Annehmlichkeit. Die besonders Ungeduldigen begannen abzureisen. Frieren und Naßwerden könnten sie auch zu Hause, meinten sie.

Der Kommerzienrat ließ in sämtlichen Räumen des Hotels ungezählte Visitenkarten mit dem besten Zahnwasser der Welt zurück, und die Hamburgerinnen fanden es ein starkes Stück, daß der Wirt sie zum Bleiben veranlassen wollte. Sie wollten nach Blankenese.

An Hochtouren war natürlich gar nicht zu denken. Selbst wenn das Wetter einen Tag gehalten hätte, wäre doch jede größere Tour durch den reichlich gefallenen Neuschnee gefährlich geworden.

Der Graf freilich ließ es sich nicht nehmen, wie

sonst immer, trotz Regen und Nebel in den Wäldern herumzustreifen. Auch Goch wurde es bald zu eng in den ungemütlichen Gasthausräumen. Bei jeder Witterung war er draußen. Aber dies einsame Wandern in Regenmantel und Kapuze konnte ihm keinen Ersatz bieten für die geplante gemeinsame Partie auf den Ortler, auf die er sich die ganze Zeit so sehr gefreut hatte. Wenn der Tag nur irgendwie leidlich war, veranlaßte er Eva, ihn wenigstens auf einem kurzen Spaziergang zu begleiten. Sie zog dann ihre Lodenjacke an und stapfte tapfer neben ihm her durch die nassen Wiesen und unter den schwarzen Tannen durch, von deren tiefhängenden Ästen das Wasser abtropfte, das so den Regen verlängerte, als wenn er noch nicht lange genug gedauert hätte.

So gingen sie eines Vormittags durch den Nebel am Waldrande hin das Tal aufwärts. Der Professor schien nicht besonders guter Laune zu sein, sei es, daß ihn das leidige Wetter verstimmte, sei es, daß etwas anderes seinen Sinn bedrückte. Eva wagte nicht, ihn zu fragen. Hin und wieder sprachen sie ein paar gleichgültige Worte. Aber Goch blieb zerstreut. Augenscheinlich waren seine Gedanken nicht bei der Unterhaltung. Er verstummte schließlich ganz, und auch Eva schwieg.

Plötzlich begann er unvermittelt: „Sehen Sie — solange hier die Sonne schien, und man im warmen Frühlingslicht lebte, so lange war es schön. Da schien es mir hier ein ewiger Feiertag, und alles, was elend und jämmerlich ist, das lag da draußen. Man dachte nicht daran, es existierte nicht. In diesem grauen Einerlei aber meldet sich auch der graue Alltag wieder, und was man vergessen hatte, das taucht mit grinsender Fratze wieder vor uns auf."

Er brach ab. Eva erwiderte nichts. Sie nickte nur bestätigend mit dem Kopf. Ging es ihr doch gerade so wie ihm. Auch ihr Leid quälte sie in diesen trüben Tagen doppelt, auch ihr schien ihre Verlobung in den Stunden, da der Regen in endlosem Schwall herniederrauschte, trostloser denn je, hoffnungsloser, verzweifelter. Sie vermochte sich kaum noch zu dem Glauben an einen guten Ausgang zu zwingen.

Da begann er wieder: „Vielleicht treibt es mich deshalb so mächtig auf die Berge, weil man sich dort oben einbilden kann, man hätte sich freigemacht aus dem großen Sumpf, in dem man sonst zeitlebens vegetieren muß. Und wenn's auch nur eine Einbildung ist, sie erquickt doch das Herz. Ach — 'raus möcht' ich, 'raus — in die Welt — in — — ja, was weiß ich!"

„Ich verstehe Sie sehr gut," rief das junge Mädchen bewegt. „Aber warum machen Sie sich nicht los, warum reißen Sie sich nicht heraus? Die weite Welt steht immer offen."

Er starrte vor sich hin. „Vielleicht doch nicht," sagte er gedankenvoll, während es ihm schmerzlich um die Mundwinkel zuckte.

„Wie meinen Sie das?"

„Wie ich das meine? Nun — zum Beispiel: einer hat — aber nein, nein! Nicht drüber reden, nicht drüber reden!"

Er schüttelte abwehrend die Hände in der Luft.

„Haben Sie — kein Vertrauen zu mir?" fragte Eva stockend, und ein warmes Gefühl zitterte in ihrer Stimme.

Er sah sie mit seinen hellen Augen groß an. Ganz empört rief er: „Ich kein Vertrauen zu Ihnen?! — Aber, Fräulein Eva!"

„Warum können Sie dann nicht reden?"

„Weil — weil — es mich nicht allein angeht.“ Und in anderem Ton setzte er schnell hinzu: „Sehen Sie, da sind wir wieder am Ellergasthaus. Wir wollen uns einen Glühwein machen lassen. Der wird uns gut tun nach der feuchten Promenade.“

Er brach ab und kam an diesem Tage nicht wieder auf das Gespräch zurück.

* * *

Am nächsten Morgen schien zu allgemeinem Erstaunen und nicht geringer Freude aller Suldener, der Einwohner wie der Gäste, die Sonne wieder. Aber ihre sengenden Strahlen brannten schon in der Frühe so heiß herab, daß die Kundigen dem Sonnenschein nur eine kurze Dauer voraussagten.

Eva und der Professor trafen sich nach dem ersten Frühstück auf der Terrasse, zum Ausgehen gerüstet. Derartige stillschweigende Verabredungen, ohne daß der eine oder der andere ein Wort vorher gesagt hatte, waren schon mehrmals zwischen ihnen vorgekommen. Eva war es wie eine Ahnung, daß sie ihn treffen müßte, und ihm erging es gerade so.

„Kommen Sie mit hinauf in den Wald,“ sagte Goch. „Hoffentlich ist es da oben etwas kühler.“

Eva war mit dem Vorschlage einverstanden. So stiegen sie auf demselben Fußpfad aufwärts, der ihrem ersten Ausflug nach der Sennhütte gedient hatte, und den sie seitdem nicht wieder betreten hatten.

Aber auch der Wald brachte ihnen die ersehnte Kühlung nicht. Schwül und stickig hing die Luft zwischen den regungslosen Tannen, deren Nadeln kein Lüftchen bewegte. Ringsum war eine fast unheimliche Stille. Auch die Vögel schwiegen. Es herrschte

eine Gewitterspannung, die auf den Tieren und auch auf den Nerven der Menschen lastete.

Der Professor vertröstete seine Begleiterin darauf, daß es weiter oben sicher frischer sein würde. Sie gingen also weiter, und unter allerhand Gesprächen über Musik und Kunst vergaßen sie beinahe, wie heiß es war.

Sie mochten anderthalb Stunden unterwegs sein, da fuhr ein kühler Luftzug durch den Wald, der sie beide tief aufatmen ließ. Gleich darauf aber folgte ein heftiger Windstoß, der die Wipfel der Bäume durcheinanderschüttelte.

Goch blickte überrascht auf. Sollte das Gewitter jetzt schon kommen, das er erst für den Nachmittag erwartet hatte? Noch war am wolkenlosen Himmel kein bedenkliches Anzeichen zu bemerken. Erst als der Weg um einen Vorsprung herumbog, so daß der Blick nach Westen frei wurde, sahen die beiden Wanderer eine dicke Wolkenwand, die mit unheimlicher Schnelligkeit aus den Bergen herauszuwachsen schien. Das Gewitter zog so jäh herauf, wie das nur im Gebirge möglich ist.

„Nach dem Hotel kommen wir bis zum Ausbruch des Wetters nicht mehr zurück,“ sagte Goch nach kurzem Besinnen. „Aber unsere Sennhütte ist nicht allzu weit entfernt. Fürchten Sie sich, das Gewitter dort abzuwarten?“

Eva lachte. „Ich fürchte mich vor keinem Gewitter,“ erwiderte sie.

In demselben Augenblick zuckte ein greller Blitz durch das Gewölk, dem das Krachen des Donners nach kurzer Pause folgte. Ein neuer, heftigerer Windstoß fuhr brausend durch den Wald.

„Nun kommen Sie aber schnell!“ rief Goch.

Eva war schon auf dem ihr bekannten Pfade vor-

ausgeeilt. Sie ging jetzt schnell und sicher. Man merkte, daß die Steigübungen nicht ohne Erfolg angestellt worden waren.

Der Sturm heulte wild durch die Felsen, und als die beiden auf die ungeschützte Steinmulde hinaustraten, bekamen sie seine ganze Kraft zu spüren. Gleich darauf begann es auch zu regnen. Aber obwohl ihr der Wind die kalten Tropfen hart ins Gesicht peitschte, schritt Eva doch kräftig voraus. Der Professor, der hinter ihr ging, beobachtete mit staunender Freude, wie diese feste, junge Mädchengestalt gegen das Wetter ankämpfte. Die Rechte führte leicht und sicher den Bergstock, und von den blonden Haaren flatterten einige losgerissene Strähnen um den feinen Kopf.

Als sich jetzt in den Regen auch noch Hagel mischte, wandte sie ihm aufjauchzend das rotglühende Gesicht zu. „Herrlich!“ rief sie. „Kommt es nicht wie eine Erlösung über uns?“

„Es wird Ihnen nicht zu schwer?“ fragte er zurück

„Bewahre!“ erwiderte sie fröhlich. „Das ist doch einmal ein Unternehmen, wo es gilt!“

Der Professor sah das Leuchten ihrer dunklen Augen, und er war entzückt von so viel Liebreiz. Hier war Jugend, hier war Lebensmut und Frische, hier war Harmonie und Freude! Nicht nur als Mann sah er dies alles, nein, auch als Künstler. Zum ersten Male kam es ihm zum Bewußtsein, wie schön sie war. Es war wie eine plötzliche Offenbarung, die ihn mit blitzartiger Erleuchtung in dieser Gewitterstunde traf. Mit Gewalt mußte er sich zwingen, auf den steinigen Weg zu achten, daß er nicht ausglitt.

Als sie den Schutz der Hütte erreichten, waren sie beide schon ziemlich naß geworden. In dem kleinen Raum, dessen Fensterladen geschlossen waren, herrschte

eine dumpfe Luft wie in einem Keller. Er stieß die Holzladen auf, welche die Glasscheiben deckten, und schloß die Tür, durch die der Regen hereinschlug.

„So — vorläufig wären wir in Sicherheit!“ sagte er, während er sich die Tropfen vom Rock schüttelte.

Eva hatte den Hut abgenommen. Sie trocknete sich mit dem Taschentuch das Gesicht und strich sich die feuchten Haare aus der Stirn.

Er beobachtete ihr Tun, und ihm kam die Besorgnis, daß sie sich erkälten könnte. „Wir sind erhitzt und durchnäßt,“ sagte er, „und die Luft hier ist auch nicht die beste. Es wäre gut, wenn wir uns ein Feuer machen könnten.“

Er sah sich forschend in der Hütte um und entdeckte bald unter der hölzernen Bettstelle in der Ecke ein Bündel Reisig, das der Senn wohl im Vorjahre gesammelt und nicht mehr verbraucht hatte. Er holte es hervor und warf es auf die roh aus ein paar Felsblöcken gebaute Feuerstelle, über der ein kleiner Rauchfang ins Freie führte. Eva half ihm, die Äste kunstvoll zu schichten, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihnen, das Holz in Brand zu setzen. Bald schlug eine helle Flamme empor, und nachdem sich der Rauch ein wenig verzogen hatte, konnten sie mit ihrem Werk wohl zufrieden sein.

Eva sah ihn an. In ihren Augen standen die hellen Tränen.

„Warum weinen Sie? Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte er erschrocken.

Aber sie lachte. „O — sehr wohl sogar! Nur der dumme Qualm hat mir die Augen gebeizt.“

„Gott sei Dank!“ seufzte er unwillkürlich auf.

Sie hatte sich mit dem Rücken gegen das Feuer gestellt und blickte durch das kleine Fenster hinaus in

das Toben der aufgeregten Natur. Es war abendlich dunkel geworden draußen. Aber unaufhörlich durchbrach der fahle Schein der Blitze die Dunkelheit. Dazu krachte der Donner und brüllte der Sturm, daß das kleine Haus erbebte, und prasselnd schlug der Regen auf das Dach nieder.

Der Professor hatte sich auf die Bettlade des Sennen gesetzt. An den schwarzen Wänden der Hütte spielte der Schein des Herdfeuers in phantastischen Lichtern. Er sah es wohl, aber er sah es auch nicht. Immer wieder blieben seine Augen an der Gestalt des Mädchens haften, die sich in der Dämmerung dunkel gegen das Fenster abhob. Wie hold sie war, wie lieb, wie gut! Eine überströmende Herzlichkeit stieg in ihm auf, ein heißer Wunsch nach Mitteilen und Anvertrauen. Ihm war es, als wenn die Erlösung, die das Gewitter nach der schwülen Spannung in der Natur gebracht hatte, auch für ihn zu einer inneren Befreiung wurde. Es war wie ein Zwang in ihm, über Dinge zu sprechen, die er bis dahin im innersten Herzen verborgen gehalten hatte.

Ohne jedes einleitende Wort begann er plötzlich: „Wissen Sie, Fräulein Eva, was sich Kleist einmal als Letztes und Bestes gewünscht hat? Er hielt sich damals, glaub' ich, in der Schweiz auf und war noch jung und hoffnungsreich. Da schrieb er: Mein ganzes Wünschen geht jetzt nur dahin, etwas Bleibendes zu schaffen und ein Kind zu haben. So oder wenigstens so ähnlich schrieb er. Und das ist am Ende der Wunsch jedes Mannes und jedes Künstlers. Er gehört gewissermaßen zu dem Begriff, ist der letzte Ausfluß von Künstlertum und Männlichkeit. Und nun sehen Sie mich an!" Plötzlich brach eine heftige Erschütterung bei ihm durch. „Nun sehen Sie mich an! Was bin

ich, was habe ich? — Nichts! Nichts! Ich bin ein armer Narr, der sich schämen muß, daß er noch auf Gottes Erdenwelt herumläuft!“

Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen vergraben. Ein Krampf erschütterte seinen Körper wie ein unterdrücktes Schluchzen.

Eva hatte sich schon bei seinen ersten Worten umgewandt. Jetzt blickte sie tiefergriffen auf ihn nieder. Aber sie sprach kein Wort. Sie fühlte, daß Worte hier nicht trösten und nicht helfen konnten. Erleichterung konnte ihm nur werden, wenn er sich sein Leid gründlich von der Seele heruntersprach. So wartete sie, obwohl sie ihm gern ihr freundliches Mitgefühl gezeigt hätte.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Alle Welt hielt mich damals für einen ungeheuren Glückspilz, als sich die Tochter des reichen Oberbergrats Neuber in mich verliebte. Ich war damals zweiter Kapellmeister am Hoftheater und hatte nichts als meine Kunst — aber freilich, die hatte ich! Damals hatte ich sie! — Warum ich geheiratet habe? Du lieber Gott — meine Eitelkeit war natürlich geschmeichelt, und Liebe erweckt ja am Ende Gegenliebe. Ich bildete mir ein, daß ich das Mädchen sehr gern hätte. Und dann erschien es mir wirklich als eine große Sache, in die reiche und angesehene Familie hineinzukommen, fürs ganze Leben glänzend versorgt zu sein. Und endlich — den Widerstand der Alten zu brechen, das reizte mich, das stachelte meinen Mannesehrgeiz auf. Ich habe es ja auch durchgesetzt. Versorgt war ich nun, sogar glänzend. Mein Schwiegervater hat großen Einfluß in dem kleinen Staatswesen. Ich wurde Professor und Musikdirektor, ich gehörte plötzlich zur ‚besten Gesellschaft‘. Sie sehen

ja drunten im Hotel, was meiner Frau als Gesellschaft alles genügt. Ach du mein Himmel — was gäbe ich drum, wenn ich diese sogenannte ‚beste Gesellschaft‘ nie kennen gelernt hätte!“ Er schlug mit der geballten Faust hart auf das Holz seines Sitzes, daß es krachte. „Aber ich darf mich nicht einmal beklagen. Ich war ja ein ausgewachsener Mann, ich mußte wissen, was ich tat. Ja — wer im voraus wissen könnte, wie es später kommt! Daß meine Schwiegereltern und die ganze Verwandtschaft trotz aller Freundlichkeit, ja Herzlichkeit mich doch immer fühlen ließen, eine wie große Ehre mir im Grunde widerfahren war, das war noch nicht das Schlimmste. Sie hatten ja am Ende recht. Es war sehr ehrenvoll für den armen Musikanten. Und daß meine Frau diese Auffassung für ganz richtig hielt, ja, daß sie sie selbst unwillkürlich betonte, auch das wäre noch angegangen. Wenn nur alles andere so gewesen wäre, wie ich es mir gewünscht hätte! Aber da fehlte es, am Wichtigsten fehlte es. Meine Frau spielt ganz passabel Klavier. Im Anfang unserer Bekanntschaft glaubte ich auch aus ihren Worten und ihrem Benehmen schließen zu dürfen, daß sie ein lebhaftes Interesse für die Musik hegte. Erst später merkte ich, daß sie im Grunde ganz unmusikalisch ist — ja, was schlimmer ist, ganz und gar unkünstlerisch. Wie die Kunst einem Menschen innerstes Lebensbedürfnis, der Ausdruck seiner tiefsten und besten Gaben sein kann, wie ein Mensch in der Kunst ganz aufgeht, weil er ohne sie verkümmern muß, das entzieht sich vollständig ihrem Verständnis, dafür fehlt ihr jedes Organ. Meine Kompositionen galten ihr im Grunde nichts. Du lieber Gott — vielleicht taugen sie auch wirklich nicht viel. Vielleicht bin ich gar kein Auserwählter. Vielleicht bin ich nur ein Stümper und Nichtskönner. Aber es

ist doch mein Schönstes und mein Bestes und mein Heiligstes. Und wenn der Mensch, der einem am nächsten steht, das so gering achtet . . .! Können Sie sich wohl denken, daß ein Künstler eine Frau haben möchte, die mitfühlt, was ihn bewegt, die ihn aufrichtet, wenn er an sich und seinem Können verzweifelt, die —"

„Ja," unterbrach ihn Eva im Tone fester Überzeugung, „ja — das kann ich mir wohl denken."

„Meine Frau hat von alledem nichts. Professor — Musikdirektor — das war ihr schon recht. Das gibt doch eine Stellung, obwohl ich glaube, daß ihr Landgerichtsrat oder so etwas eigentlich lieber gewesen wäre. Aber daß ich auch künstlerisch weiter wollte, das vermochte sie nicht einzusehen, und daß mich nun gar das Nest bedrückte, in dem sie sich von Jugend auf wohlgefühlt hatte im Kreise einer Familie, von der sie verhätschelt wurde — das war nun gar etwas Ungeheuerliches. Schiller und Goethe haben in Jena und Weimar die schönsten Sachen geschrieben, wozu braucht man da Berlin oder München! Das ist so ein Wort aus jenen ‚Kreisen'. O wie habe ich mich herausgesehnt nach Freiheit, und wär's bei Wasser und Brot gewesen, nach einem ungebundenen Leben, nicht ohne Pflicht — o nein, aber ohne diese tausend erbärmlichen Rücksichtnahmen, die uns verbittern und verärgern! Aber ich hatte mir die Galeerenkugel an den Fuß geschmiedet, und wenn Kette und Kugel auch von Gold sind, sie klirren doch und halten mich fest. — Sie meinen, ich hätte meine Frau nehmen sollen und fortgehen, mocht' es biegen oder brechen? Ja — vielleicht wäre das das richtige gewesen. Aber meine Frau wäre sicher unglücklich geworden, und ich war wohl zu feige oder zu rücksichtsvoll — o, öfter verstehe ich Nietzsches Haß

gegen das Mitleid! — oder auch nur zu faul und bequem. Das Alltagsleben hält uns mit tausend Gewohnheiten, und es gehört viel Energie dazu, sie abzuschütteln. Ich habe die Energie nicht gehabt — bis jetzt nicht. Aber bedenken Sie eines. Meine Frau war immer kränklich von Anfang an. Seit Jahren hege ich sie wie eine Schwerleidende. Sie können noch nicht ermessen, was das heißt. Der freie Künstler, der für das bunte Leben geschaffen war wie das bunte Leben für ihn, wurde — Krankenpfleger. Wie schrieb doch Kleist: etwas Bleibendes schaffen und ein Kind haben! Hahaha!"

Er lachte bitter in sich hinein. Plötzlich aber sprang er auf.

„Wie roh, wie grausam, wie gemein von mir, daß ich Ihnen dies alles sage! Wie müssen Sie mich verachten, daß ich Ihnen dies erzähle! Aber glauben Sie mir, Sie sind der erste Mensch — und warum ich es gerade Ihnen sage? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich nicht anders konnte. Niemand sonst ahnt, wie es in mir aussieht. Meine Frau am allerwenigsten. Ich habe es nie zu zeigen gewagt. Sie denkt, ich bin glücklich, weil sie glücklich ist. So ein großer Komödiant bin ich all die Jahre gewesen. Aber ich konnte nicht mehr. Ich ersticke an dieser ewigen Lüge. Ich muß einen Menschen haben, einen einzigen Menschen nur ...! — Und nun verachten Sie mich!"

Sie stand zitternd am Herd, auf dem die roten Flammen züngelten, und hob die Arme wie abwehrend. „Nein — nein," rief sie. „Ich — Sie — verachten!!"

Und sie sah ihn an — und seine Augen trafen die ihren — und er erkannte in ihrem Blick so viel Liebe.

Da riß er sie in seine Arme. „Eva! — Eva!"

Sie ließ es geschehen. Sie hatte die Augen ge-

schlossen. Aber als er sie küssen wollte, wandte sie den Mund mit den herb zusammengekniffenen, zuckenden Lippen zur Seite. Ein blendender Blitz schoß draußen hernieder, und blitzartig kam ihm zum Bewußtsein, was alles trennend zwischen ihnen beiden stand. Da drückte er leise mit der Rechten ihren Kopf an seine Brust und lehnte seine Wange auf ihr Haar.

So standen sie, schwer atmend, wortlos.

Da kam ein Geräusch von der Tür her wie ein Kratzen. Eine Gestalt ging am Fenster vorbei.

Sie fuhren auseinander.

Gleich darauf wurde die Tür von außen geöffnet, der Dackel sprang bellend an ihnen empor. Dann trat der Graf in die Hütte.

Er war kaum zu erkennen in seinem triefend nassen Mantel mit dem hoch hinaufgeschlagenen Kragen und dem tief in die Stirn gezogenen Hut.

„Das heißt man eine Überraschung!" rief er, indem er sich seiner Umhüllung entledigte, um sie am Feuer zum Trocknen auszubreiten. „Bei dem Hundewetter können sich zwei gute Freunde hier auf die Alm herauf verirren! Also — grüß Gott!"

Er sagte das in seiner alten, gemütlichen Weise. Aber der Blick, mit dem er bei seinen Worten Eva ansah, zwang diese, sich zum Fenster abzuwenden. Nur so konnte sie die jähe Röte verbergen, die ihr unter diesem Blick flammend im Gesicht aufstieg.

Der Professor erklärte, unter welchen Umständen sie in die Hütte gekommen wären.

„Mich hat's noch viel weiter droben erwischt," erwiderte der Graf. „Daher auch dieser amphibische Zustand meines äußeren Menschen. Aber nun — wann's erlaubt ist — ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte."

Er rückte den Melkschemel und eine Kiste ans Feuer zum Sitz für sich und Eva und bot den beiden Leidensgenossen seine Kognakflasche an. Man setzte sich zueinander, das junge Mädchen kämpfte mit aller Kraft gegen ihre Verlegenheit, und es kam auch wirklich eine Art allgemeiner Unterhaltung zu stande, zu welcher allerdings den Hauptstoff der Dackel liefern mußte, der sich auf den Herd dicht ans Feuer gelegt hatte und jeden Augenblick seine Stellung wechselte, damit nur ja jeder einzelne seiner edlen Körperteile der wohltuenden Wärme teilhaftig würde.

Bald darauf begann das Wetter ebenso schnell abzuziehen, wie es heraufgekommen war. Die drei traten gemeinsam den Heimweg an.

Als sie am Hotel ankamen, lachte die Sonne. Im Korridor verabschiedete sich Auerswald.

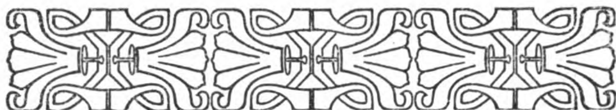
Erst bei der Trennung am Treppenabsatz fand Goch Gelegenheit zu fragen: „Eva — bist du — sind Sie mir böse?“

Sie schüttelte heftig den Kopf, während sie ihm lange die Hand drückte. „Nein — nein!“

Sie sah ihn mit einem warmen Blick hingebender Freundlichkeit an. Dann riß sie sich los und hastete eilend die Treppen hinauf.

(Fortsetzung folgt.)





Die Southern-Continental-Expreß.

Eine amerikanische Geschichte von Th. Seelmann.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.



1.

Es ist zum Haarausraufen, zum Zahnausziehen, zum Turmerklettern! Die Southern-Continental-Expreß-Linie hat, wie ich hier in der Zeitung lese, ihre Fahrpreise abermals um zehn Prozent herabgesetzt!“

„Das letztere ist für dich als ihren Konkurrenten bedauerlich, das erstere hingegen, Papachen, wird dir kaum recht möglich sein. Haare — na, ohne Beleidigung — die sind auf deinem Haupt gezählt, Zähne hast du sehr gute, aber nur sehr wenige sind noch auf deinem eigenen Grund und Boden gewachsen, und zum Turmerklettern bist du nicht schwindelfrei genug.“

„Ich kann alles, was ich mir ernstlich vornehme. Ich kann sogar die Southern-Continental-Expreß-Linie tot machen. Ihre Teilhaber werden es noch an ihrem Leibe verspüren. Und ich mach' sie tot!“

„Auch das wirst du kaum können, Papachen. Du hast erst neulich erklärt, daß du mit der Kupfermine, der Silbermine, den beiden Kohlenbergwerken, den

Anteilen am Stahltrust und deiner Transverse-Rapid-Linie über ein Vermögen von rund neunzig Millionen Dollars verfügst. Harrys Vater dagegen —"

„Aber ich bitte dich, Mabel, laß doch das jetzt!" sagte eine ältere Frauenstimme.

„Nein, Mamachen, ich lasse es nicht. Warum soll ich mich denn gerade eines meiner Hauptvergnügen berauben? Ich habe nicht umsonst Volkswirtschaft studiert. Darum darf ich auch über diese Frage mit Papa plänkeln. — Das Konsortium der Southern-Continental-Expreß-Linie ist nun doch einmal bedeutend kapitalkräftiger als du, Papachen. Sie können es länger aushalten. Harrys Vater hat ein Vermögen von dreißig Millionen, Notherfield von fünfzig, Swifft von fünfunddreißig und Crawsthone schätze ich auf fünfundvierzig Millionen Dollars. Macht zusammen hundertundfünfundachtzig Millionen gegen deine neunzig Millionen. Wenn sie wollen, kannst du ihnen also auf die Dauer nicht die Wage halten."

„Das verstehst du nicht, Mabel. Ich lasse mich von niemand treten, von niemand. Ich werde Anordnung geben, daß die Fahrpreise auf meiner Linie nicht nur um zehn Prozent, sondern sogar um fünfzehn herabgesetzt werden. Will doch sehen, wessen Beutel eher ein Loch kriegt."

„Das wird voraussichtlich der deinige oder, was dasselbe besagt, der unsere sein, Papachen. Du behauptetest soeben, ich verstände von der Sache nichts. Das ist aus zwei Gründen falsch. Erstens habe ich an der Howard-Universität Volkswirtschaft gehört —"

„Das war eine bloße Laune, eine Marotte, ein Sport von dir."

„Doch nicht so ganz. Mich interessierte eben dieses Fach. Zum Broterwerb habe ich es allerdings nicht

studiert. Ich habe ja glücklicherweise dich zum lieben Vater. Aber ich habe mir doch gediegene Kenntnisse erworben. Das hast du mir ja verschiedentlich selbst zugegeben. Und damit komme ich auf den zweiten Grund, weshalb es falsch ist, wenn du sagst, ich verstehe von dem Konkurrenzkampf zwischen der Southern-Continental-Expreß und deiner Bahnlinie nichts. Hast du nicht wiederholt erklärt, daß ich in Eisenbahnfragen mindestens so gut Bescheid weiß wie dein Ressortchef Deagburne?"

„Mabel, jetzt schweig aber endlich von der Sache!" warf wieder die Mutter ein.

„Nein, nein, liebe Lizzie! Das Plaudermäulchen kann ruhig seine Weisheit auskramen. Plappert es auch gegen mich, so höre ich es doch gern. Eine scharfgeschliffene Einwendung ist immer etwas wert."

„Nur noch ein paar kleine Augenblicke, liebe Mama. — Wenn du, Papachen, die Fahrpreise auf unserer Eisenbahnlinie jetzt um fünfzehn Prozent herabsetzst, so wirst du günstigsten Falls nur noch einen Verdienst von zwölf Prozent haben. Du ersiehst daraus, daß ich sehr gut zu rechnen weiß. Geht dann, was sehr wahrscheinlich ist, die Southern-Continental-Expreß mit den Fahrpreisen noch weiter zurück, so mußt du ihr mindestens folgen. Aber du wirst der Southern-Continental-Expreß nicht allein folgen, sondern sie in der Fahrpreisermäßigung ausstechen wollen, und darum wirst du deine Fahrpreise noch mehr als sie erniedrigen. Das wird wiederum die Southern-Continental-Expreß nicht ohne Antwort lassen, und so treibt ihr euch gegenseitig so tief herab, bis ihr für jeden Reisenden auf euren Linien noch bares Geld zulegt."

„Soll mir recht sein."

„Deshalb ist und bleibt es meine Ansicht, Papachen,

vertragt euch, einigt euch. Dann braucht ihr die Fahrpreise nicht herabzudrücken, sondern könnt sie im Gegenteil zum Nutzen eurer Taschen ganz nach Belieben hinaufschrauben. — Harrys Vater hat dir ja für den Ankauf deiner Linie ein anständiges Angebot gemacht. Zahlt dir, wie er es dir angeboten hat, Harrys Vater als Präsident der Southern-Continental-Expreß für unsere Eisenbahnlinie fünfundsechzig Millionen Dollars, so verdienst du noch fünfzehn Millionen daran. Das hast du neulich selbst gesagt."

„Ich will aber mehr verdienen. Ich will diese infame Konkurrenz, ich will die Southern-Continental-Expreß tot machen. Nicht sie soll mich, sondern ich will sie aufkaufen. Deshalb nehme ich das Angebot nie und nimmer an. Ich werde sie schon klein kriegen, bis sie auf den Knien zu mir gerutscht kommen. An dem ganzen Krieg bis aufs Messer ist übrigens ganz ausschließlich Harrys Vater, schändlicherweise deines eigenen Bräutigams Vater, schuld. Erst seitdem George Thirlwill in den Aufsichtsrat der Southern-Continental-Expreß getreten ist, erst seitdem er ihr Präsident geworden ist, hat sich diese Fahrpreisdrückerei entsponnen."

„Jetzt wirst du ungerecht, Papachen. Mister George Thirlwill hat dir erst mehrfach das Angebot gemacht, deine Linie anzukaufen. Erst als du seine Anträge abgewiesen hast, ist er zu Gewaltmaßregeln geschritten. Das darf dich nicht wundernehmen. Du kennst deinen alten Freund Thirlwill so genau wie dich selbst und weißt, daß er ein ebenso gewiegter Geschäftsmann ist wie du." Mabel erhob sich und fuhr mit Betonung fort: „Von seinem geschäftlichen Standpunkt aus hat er ganz folgerichtig gehandelt, auch wenn Harry dein künftiger Schwiegersohn ist und ich seine künftige Schwiegertochter bin."

Mister Robin Freelond führte dieses Gespräch mit seiner Frau Lizzie beim ersten Frühstück in dem luxuriös ausgestatteten Speisezimmer seiner hocheleganten Villa in der Gardenstreet in St. Louis. Robin Freelond, ein großer, kräftiger Fünfziger mit glänzender Glatze und dünnen grauen Bartkoteletten, setzte den goldenen Kneifer auf die Nase und



begann von neuem die Handels- und Börsenberichte in der „St. Louis Gazette“ durchzusehen. Frau Lizzie, eine etwas schmächtige Dame in einem lila Morgenrock, löffelte ihre Schokolade aus. Mabel dagegen, eine geschmeidige Mädchengestalt in einem weißen, mit kostbaren Spitzen besetzten Morgenkostüm, wiegte sich behaglich in ihrem Schaukelstuhl. Auf dem zartrosigen Gesicht, dessen Stirn blonde Löckchen umkräuselten und in dem ein paar kluge graue

Augen blitzten, während der kleine, etwas üppige Mund eine Reihe winziger schneeweißer Zähnchen sehen ließ, lag ein kecker, übermütiger Zug.

Mabel Freelond war mit dem Ausgang des Redekampfes, den sie mit ihrem Vater ausgefochten hatte, entschieden zufrieden. Vielleicht aber flogen ihre Gedanken auch zu ihrem Bräutigam Harry Thirlwill hin. Dieser war als erster Direktor bei der Southern-Continental-Expreß, deren Präsident sein Vater war, in New Orleans angestellt.

Die Familien Freelond und Thirlwill waren seit langem befreundet. Vor einem Jahre hatte diese Freundschaft noch ein festeres Band durch die Verlobung Mabels mit Harry erhalten. Kurz darauf freilich war Harrys Vater in den Aufsichtsrat der Southern-Continental-Expreß eingetreten, hatte die oberste Leitung dieser Linie, die von St. Louis nach New Orleans lief, übernommen, seinem Sohn die Stellung des ersten Direktors übertragen, und nun war auch nicht viel später der Konkurrenzkrieg zwischen dieser Eisenbahnlinie und derjenigen Freelonds, der Transverse-Rapid-Railway, die ebenfalls von St. Louis nach New Orleans führte, entbrannt. Mit der Übernahme der Leitung der Southern-Continental-Expreß war die Familie Thirlwill, die bis dahin in St. Louis ansässig gewesen war, nach New Orleans übergesiedelt.

Die Southern-Continental-Expreß bestand schon seit zehn Jahren, allein sie war außerordentlich nachlässig verwaltet worden. Robin Freelond hatte dagegen seine Eisenbahnlinie, die Transverse-Rapid-Railway, erst vor drei Jahren fertiggestellt. Er hatte die beste Aussicht gehabt, auch die Southern-Continental-Expreß in seine Hand zu bringen, als mit dem Eintritt seines Freundes George Thirlwill in die ältere

Gesellschaft die Verwaltung gewissenhaft geregelt und der Betrieb so verbessert und gehoben wurde, daß nun die Southern-Continental-Expreß die Erträgnisse der Transverse-Rapid-Railway stark schmälerte. Da eine Einigung der Eigentümer der beiden Linien zwecks Angliederung der einen Bahn an die andere nicht hatte erzielt werden können, so hatte man sich in der Folgezeit durch eine beständige Herabsetzung der Fahrpreise den Rang beim Publikum abzulaufen gesucht. Mit Recht erblickte daher Robin Freelond die Ursache dieses für ihn unerfreulichen Wechsels in seinem Freunde George Thirlwill und dessen zielbewußter Tätigkeit.

Robin Freelond legte plötzlich unwillig die Zeitung auf den Tisch.

„Das ist stark," sagte er, „das ist skandalös, das ist schon mehr gemein!"

„Was denn, Robin?" fragte Frau Lizzie teilnahmsvoll.

Er nahm die Zeitung wieder in die Hand. „Hier in der allgemeinen Handelsübersicht lese ich soeben folgendes: Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, wird die Southern-Continental-Expreß, falls die Transverse-Rapid-Railway ihre Fahrpreise ebenfalls um zehn Prozent oder mehr ermäßigt, für ihre Reisenden eine neue, bisher noch nicht dagewesene Vergünstigung einführen. — Was sagst du hier dazu, Mabel?" wandte er sich an seine Tochter.

Mabel setzte ihren Schaukelstuhl in eine noch heftigere Bewegung. „Was ich dazu sage, Papachen?" antwortete sie lächelnd. „Das ist ein ganz netter Trick, um dich vor der Fahrpreisermäßigung auf unserer Linie abzuschrecken."

Robin Freelond warf die Zeitung auf den Tisch und sprang von seinem Stuhl auf. „Du nennst es

einen ganz netten, ich aber einen ganz niederträchtigen Trick. Den Fahrpreis auf unserer Transverse-Rapid erniedrige ich selbstverständlich trotzdem. Aber diese ewige Schrauberei könnte schließlich nicht nur für die geschäftlichen, sondern auch für die gemeinsamen Familienbeziehungen unerwünschte Folgen haben."

„Wie meinst du das, Papachen?"

„Wie ich das meine? Sehr einfach. Du nanntest vorhin Harry meinen künftigen Schwiegersohn und dich George Thirwills künftige Schwiegertochter. Aber so eng ist die Kette noch nicht geschlossen. Es klafft noch eine beträchtliche Lücke zwischen den Endgliedern, und ich werde Sorge tragen, daß sie so bald nicht oder auch niemals ausgefüllt wird, wenn nicht —"

„Wenn nicht, Papachen?" fragte Mabel erwartungsvoll, als er stockte.

„Ja, ich werde es tun. Gewiß, ich tue es. Das ist ein Haupttrumpf, den ich jetzt soeben entdecke. Und ich werde ihn ausspielen. Ich werde sogleich heute an Harry Thirlwill schreiben. Ich werde ihm kurz folgendes mitteilen: Verhindern Sie durch Ihren Einfluß bei Ihrem Vater, lieber Harry, nicht, daß die auf der Southern-Continental-Expreß geplante Vergünstigung, auch wenn ich meine Fahrpreise ermäßige, unterbleibt, so ersuche ich Sie, den Verkehr mit meiner Familie abzubrechen, da ich die Verlobung aufheben werde."

„Aber Robin!" stieß Frau Lizzie hervor.

„Aber Papachen," lachte Mabel aus vollem Herzen, „was ist das für ein wunderlicher Gedanke? Auf welche seltsame Schnurre verfällst du? Glaubst du denn wirklich, daß sich Harry oder gar George Thirlwill deshalb auch nur eine Sekunde lang aufhalten lassen, den Schritt, den sie aus geschäftlichem Interesse

beabsichtigen, nicht doch zu tun? Jetzt möchte ich sagen: Das ist zum Haarausraufen, zum Zahnausziehen, zum Turmerklettern!"

„Allerdings glaube ich das. Wenn Harry dich wirklich lieb hat, so —"

„Er hat mich wirklich lieb," unterbrach ihn Mabel bestimmt. „Das muß ich besser wissen wie du. Wieso in aller Welt berühren eure Geschäftsstreitigkeiten unsere Familienbeziehungen und besonders meine Verlobung? Du heiratest doch Harry nicht, Papachen! Das ist doch meine ganz persönliche Angelegenheit, über die nur ich allein zu entscheiden habe. Du schlägst hier, Papachen, einen völlig falschen Akkord an!"

„Ja, eine Disharmonie wird es freilich geben. Aber es soll auch den Thirlwills nicht angenehm in die Ohren klingen. Wenn du aber meinst, ich habe bei deiner Brautschaft und deiner späteren Verheiratung nicht mitzureden, so irrst du dich gewaltig, mein Kind. Wie, wenn ich dir, sobald du wider meinen Willen auf einer Verbindung mit Harry bestehst, deine Mitgift verweigere?"

Mabel erhob sich von ihrem Schaukelstuhl, trat an ihren Vater heran und legte die Hände auf seine Schultern. „Papachen, Papachen," sagte sie schelmisch, „was dann eintritt, fragst du? Nun, nur dieses: Harry heiratet mich dann eben ohne Mitgift."

„Darin wirst du dich trotz deiner Klugheit entsetzlich verrechnet haben. Dann kennst du George Thirlwill sehr oberflächlich. Wenn ich sage: Die zehn Millionen, die ich für meine Mabel festgesetzt habe, behalte ich zurück — so wird er im nächsten Augenblick zu seinem Harry sprechen: Mein Sohn, es gibt noch mehr Töchter im Lande."

Mabel war zurückgetreten. „Die gibt es aller-

dings," entgegnete sie gelassen. „Sogar noch etwas wohlhabendere als mich. Aber Harry wird keine andere als mich wählen. Und darum wird das Ergebnis deiner Drohung nur sein: wir warten beide noch etwas länger — nämlich so lange, bis einer von euch den anderen mit seiner Konkurrenzlinie tot gemacht hat. Dann werdet ihr euch wieder die Hände schütteln und gegen die Verheiratung eurer Kinder nichts mehr einzuwenden haben. Drückst du George Thirlwill an die Wand, so wirst du mir bei dem großen Gewinn, den du durch die Einheimsung der Southern-Continental einziehst, nicht zehn, sondern zwanzig Millionen mitgeben, worüber Mister Thirlwill nicht erzürnt sein wird. Wirft er aber dich nieder, so wird er auch noch mit fünf Millionen Mitgift zufrieden sein, da er dann deine Transverse-Rapid in sein Portefeuille gesteckt hat."

„Du verstehst, aus Spinnfäden Schiffstaue zu drehen, Kleine. Aber trotz alledem werde ich den erwähnten Brief an Harry schreiben. Sowie ich nach den Bureaus in der Stadt komme, geht er nach New Orleans ab. Ich halte diesen wuchtigen Hammer in der Hand und werde ihn gebrauchen. Hier heißt es: biegen oder brechen. Thirlwill, Vater und Sohn, werden schon einen Pflock zurückstecken."

„Ist das dein wirklicher Ernst, Robin?" fragte Frau Lizzie ängstlich.

„Mein voller Ernst, liebe Lizzie."

„Dann, Papachen," stieß Mabel kichernd hervor, „wird das die größte Entgleisung werden, die du je mit deiner Transverse-Rapid erleben wirst!"

2.

Vier Tage später kehrte Mister Freelond nach Schluß der Geschäftsstunden ziemlich übelgestimmt aus den

Bureaus nach seiner Villa zurück. Sonst nahm er gewöhnlich ein Bad, heute aber suchte er sogleich das Damenzimmer auf, wo er auch Frau Lizzie und Mabel antraf.

„Es ist also richtig dahin gekommen," sagte er erregt bei seinem Eintritt, „die Southern-Continental hat auf die Herabsetzung meiner Fahrpreise heute mit ihrer angekündigten Vergünstigung geantwortet."

„So?" fragte Mabel und legte den feinen Pinsel, mit dem sie eine Jugendstilszene auf eine Porzellantasse malte, aus der Hand. „Das interessiert mich. Worin besteht denn der Schlager?"

„Jeder Erwachsene darf ein Kind bis zu zwölf Jahren kostenlos mit sich führen."

„O!" machte Mabel enttäuscht. „Das ist ein lächerlich schwacher Alarmschuß. Wenn George Thirlwill und Harry nicht erfinderischer sind, so tun sie mir fast leid."

„Ja, sie können einem in der Tat leid tun," stimmte Freelond eifrig bei. „Besonders aber Harry, wenn auch aus anderem Grunde." Er griff in die Brusttasche und zog einen Brief hervor. „Ich erhielt heute morgen diesen Brief, mit dem er mein Schreiben beantwortet."

„Was schreibt er, Robin?" fragte Frau Lizzie unruhig.

„Er hat keine Elektrizität im Herzen, der junge Mann," entgegnete Freelond gleichmütig, indem er den Brief entfaltete. „Er schreibt mir:

Teurer Mister Freelond!

Ihr Schreiben, in dem Sie mich ersuchen, alle Annäherungen an Mabel und Ihre mir so werte Familie künftig zu unterlassen, da Sie sich mit der Absicht trügen, die Verlobung aufzuheben, falls die von uns geplante Vergünstigung für die Reisenden unserer

Linie in Kraft träte und ich nicht bei meinem Vater dahin wirkte, daß sie unterbliebe, hat sowohl mich als auch meinen Vater höchlichst überrascht.

Ich liebe Mabel. Ich liebe Mabel aufrichtig und werde sie immer lieben. Keine andere als sie wird meine Frau werden. Das schwöre ich ihr und Ihnen. Aber das kann mich nicht bewegen, eine Stellungnahme auch nur zu erwägen, die unserer Gesellschaft zum Nachteil gereichen und sie Ihrer Linie gegenüber ins Hintertreffen schieben würde. Seit wann ist es, so wage ich Sie achtungsvoll zu fragen, bei uns üblich, geschäftliche Vorkommnisse mit Familienangelegenheiten zu verquicken?

Ich bedaure es unendlich, daß die geschäftlichen Reibungen Gefühle der Feindseligkeit in Ihrer Brust erweckt haben. Auf meiner und auf meines Vaters Seite besteht ein solches Gefühl nicht. Ihr Wunsch wird mir zwar Befehl sein, ich werde mich in keiner Weise meiner geliebten Braut Mabel einstweilen zu nähern suchen, nicht einmal ohne Mabels Aufforderung schriftlich, aber ich werde ihr jede Sekunde zur Verfügung stehen und ebenso einem Ruf, durch den Sie mich wieder in Ihr mir so teures Haus einladen, unverzüglich Folge leisten. Ich bitte Sie nur um das eine: unsere Verlobung nicht öffenlich aufzuheben. Es ist nicht nur das gesellschaftliche Aufsehen, das mich zu dieser Bitte veranlaßt, sondern vielmehr die unerschütterliche Überzeugung, daß dann früher oder später eine abermalige Verlobung nötig werden würde. Bis zu dem sicher eintretenden Moment, wo Sie dem bisher bestehenden Verhältnis zwischen Mabel und mir wiederum freudig zustimmen, bitte ich daher, uns nur als im stillen Verlobte oder nur als für unsere Familien Entlobte zu betrachten. Ich rechne zu unserem aller

Vorteil bestimmt auf Ihr, Ihrer teuren Gemahlin und ganz unbedingt auf meiner geliebten Mabel Einverständnis mit meinem Vorschlag. —

Daß uns Ihre Maßregeln, werter Mister Freelond, durchaus nicht verstimmen und verletzen, mögen Sie daraus ersehen, daß ich Ihnen nochmals im Auftrage meines Vaters den Ankauf Ihrer Transverse-Rapid, wie sie steht und liegt, für fünfundsechzig Millionen Dollars anbiete. Das Angebot ist für Sie, wie Sie wissen, recht günstig. Vielleicht bringt es die Zeit schon in Kürze dahin, daß Sie mit einem Drittel dieses Preises zufrieden sein werden. Also zögern Sie in Ihrem eigensten Interesse nicht, einzuschlagen. Denn wir werden selbstverständlich auch in Zukunft nicht verfehlen, mit allen Mitteln unserer Linie zum Sieg zu verhelfen.

Indem ich zuversichtlich hoffe, daß Sie wenigstens meinem Vorschlag in unserer Familienangelegenheit geneigtes Gehör schenken, bin ich unter der Versicherung vollkommener Wertschätzung für Sie, tiefer Verehrung für Ihre Frau Gemahlin und unwandelbarer Liebe für meine teure Mabel

Ihr achtungsvollst ergebener
Harry Thirlwill."

Freelond legte den Brief auf den Tisch. „So, wie urteilt ihr nun über diese Fanfare?" fragte er, seine Frau und Tochter anblickend.*)

„Entsetzlich!" stöhnte Frau Lizzie. „Du hättest auch die Androhung an Harry nicht ergehen lassen dürfen."

„Und du, Mabel?"

Über Mabels Gesicht flog ein leuchtender Schimmer. „Ich?" brach sie hervor. „Ich finde Harrys Schrei-

*) Siehe das Titelbild.

den einzig, wundervoll, großartig. So und nicht anders habe ich mir sein Verhalten vorgestellt. Hätte er anders gehandelt, hätte er nachgegeben, so hätte er sich in meinen Augen nur verächtlich gemacht. Denn wie ich seiner, so kann er meiner Liebe gewiß sein. Für jetzt und für immer. Mir erscheint der Zustand, verlobt und doch fast entlobt und auch wiederum entlobt und doch noch verlobt zu sein, höchst reizvoll, höchst prickelnd. Das ist etwas ganz Neuartiges. — In geschäftlicher Beziehung indessen werde ich natürlich wie er auf seines Vaters, so auf deiner Seite stehen, Papachen. Solange es aussichtsvoll ist, werde ich dich kräftig unterstützen. Aber was gedenkst du zu tun?"

Robin Freelond rieb sich das Kinn.

„Nun," versetzte er nach einer Pause des Nachdenkens, „hinsichtlich eurer Verlobung werde ich mich wohl deinetwegen schon so stellen müssen, wie er es vorschlägt, wenn ich auch damit noch nicht das letzte Wort gesprochen habe. Nur einstweilen wollen wir es so halten. Und was den Konkurrenzkampf anbetrifft, so soll nicht mich die Southern-Continental niedertreten, sondern ich werde sie knebeln, bis sie die Luft verliert. Daß du dich für mich erklärst, Kleine, habe ich eigentlich nicht anders erwartet. Trotzdem freut mich deine entschlossene Parteinahme für mich. Ich werde sofort morgen in den Zeitungen bekannt geben, daß wir mit jedem Erwachsenen ein Kind bis zu vierzehn Jahren auf der Transverse-Rapid unentgeltlich fahren lassen werden."

„Weiter nichts, Papachen?" fragte Mabel verwundert.

„Was sonst noch? Weißt du etwas Packenderes?"

„Das allein zieht nicht genug, Papa. Du mußt dagegen eine ganz ungewöhnliche Kontermine springen

lassen. Hier gilt's zu beweisen, wer verschlagener ist. Es kitzelt mich, Harry und seinem Vater zu zeigen, daß wir, du und ich, Gehirn in unseren Köpfen haben. Sie sollen vor dir und mir, vor unserer Findigkeit ungeheuchelten Respekt empfinden. Aber die bloße Erlaubnis zur Freifahrt eines Kindes — das knallt nicht."

„Nun, was schlägst du vor? Kannst du mir etwas Durchgreifenderes anraten?"

„Ja, das ist ... im Augenblick," sprach sie sinnend vor sich hin, „nicht gleich ... Es müßte etwas ganz Smartes ... Warte mal! Ich glaube ... Ja, halt," fuhr sie lebhaft auf, „so kann es wohl sein! Ich denke, ich hab's. So wird's vielleicht gehen, Papa. — Die Bühne für die große Masse hier bei uns in St. Louis ist doch wohl das Metropolitantheater?"

„Ja. Aber ich frage dich, was hat das mit meinen Eisenbahnfahrpreisen zu schaffen?"

„Einen Moment. Und kennst du ein geeignetes Variété in New Orleans?"

„Gewiß. Dort wird das Olympiatheater viel besucht."

„Gut. Dann schlage ich dir folgendes vor: Du machst so bald als möglich hier und in New Orleans die Freigabe der Kinderfahrten auf deiner Linie bekannt, fügst aber hinzu, daß laut Vertrag mit den Theaterdirektoren jeder Reisende auf deiner Linie bis auf weiteres eine Vorstellung hier im Metropolitan oder in New Orleans in der Olympia im zweiten Rang gegen Vorzeigung seiner Fahrkarte kostenlos besuchen kann."

Robin Freelond blickte seine Tochter einen Augenblick verblüfft an. Dann aber blitzte es in seinem Gesicht auf. „Tausend noch mal, Mabel," rief er, „du

bist ein Teufelsweib! Der Köder wird an den Haken gesteckt! Morgen früh frage ich bei den Theaterdirektoren an, welche Summe ich zu zahlen habe, damit meine Reisenden freien Eintritt zu ihren Vorstellungen haben. Natürlich müssen sie mir eine Ermäßigung zugestehen. Eine Einigung wird aber sicher erzielt werden. Und dann sollen Thirlwill, Vater und Sohn, ausschauen, wo die Passagiere auf ihrer Linie bleiben. Du bist ein unersetzlicher Kampfgenosse für mich, Mabel!"

„Aber nur so lange," erwiderte sie schalkhaft mit dem Finger drohend, „als dir noch der Sieg winken kann. Argwöhne ich erst," setzte sie schelmisch hinzu, „daß du unterliegst, dann, Papachen, könnte es vielleicht geschehen, daß ich fahnenflüchtig werde und kaltlächelnd zu deinen Gegnern abschwenke. Denn ich schlage mich selbstverständlich stets zu den Siegern." —

Am dritten Tag darauf erließ Robin Freelond in den Zeitungen von St. Louis und New Orleans die Bekanntmachung über sein Abkommen mit den Theaterdirektoren und den unentgeltlichen Besuch ihrer Vorstellungen für die Reisenden der Transverse-Rapid-Railway.

Der Schlag erwies sich als außerordentlich erfolgreich, denn beim Monatsabschluß war die Einnahme von Freelonds Linie um das Doppelte gestiegen.

Aber auch George Thirlwill und Harry rasteten nicht. Um die Mitte des nächsten Monats zeigten sie in den Blättern an, daß sie den Passagieren auf der Southern-Continental-Expreß dieselbe Vergünstigung einräumten, ihnen aber noch außerdem in den Restaurationswagen ihrer Züge die kostenlose Verabreichung eines Glases Ale oder eines Wiskys, einer Tüte Konfitüren oder eines Tellers Obst nach freier Wahl zusicherten.

Die Wirkung dieser Gegenmaßregel machte sich sofort an Robin Freelonds Einnahmen bemerkbar. Sie gingen bis über ein Drittel des Durchschnitts zurück. Robin Freelond schäumte vor Ingrimm. Er besprach sich mit seinem Eisenbahnressortchef Deagburne und seinen übrigen Beamten, beriet sich mit Mabel und war nach fünf Wochen zu einem neuen Entschluß gelangt. Er veröffentlichte die Anzeige, daß er den Benutzern seiner Transverse-Rapid-Railway genau dieselben Vergünstigungen zugestehe wie die Southern-Continental-Expreß, außerdem aber noch unter den Reisenden Gutscheine verteilen lassen werde, die ihnen den einmaligen unentgeltlichen Besuch eines Schwimmbades oder eines Lichtbades in St. Louis oder New Orleans ermöglichten.

Die Southern-Continental-Expreß brauchte fast einen Monat, ehe sie ein Abwehrmittel gefunden hatte. Dann teilte sie mit, daß sie dieselben Vergünstigungen eingeführt habe wie die Transverse-Rapid-Railway, in jedem Durchgangszug aber noch einen Wagen mit einem neuartigen Toilettenraum laufen lasse, in dem die Damen unter den Passagieren kostenlos frisiert, die Herren ebenso von fachmännischen Angestellten massiert würden.

Robin Freelond traf dieser Streich aufs empfindlichste. Doch er ruhte ebenfalls nicht. Etwa sechs Wochen später holte er zu einem neuen Gegenschlag aus. Er kündigte in den Zeitungen an, daß er alle früheren Vergünstigungen beibehielte, jetzt aber noch den Reisenden Zahlmarken ausgehändigt werden würden, die ihnen die unentgeltliche Konsultierung eines mit Namen angeführten Zahnarztes oder eines Hühneraugenoperateurs oder einer Wahrsagerin von Ruf in den beiden Endstationen der Linie gewährten.

Die Wage schwankte jetzt hin und her. Bald war der Zufluß der Passagiere auf der Transverse-Rapid-Railway größer, bald auf der Southern-Continental-Expreß, je nachdem dem Publikum der eine oder der andere Teil der Vergünstigungen brauchbarer und vorteilhafter erschien. Das eine aber stand fest, daß keine der beiden Linien auf die Dauer diese hohe Belastung ihres Ausgabeetats würde ertragen können. Der nächste Schlag mußte von entscheidender Wirkung sein.

So war fast ein halbes Jahr seit der neuen Entfachung des tobenden Konkurrenzkampfes verflossen. Mabel und ihre Mutter saßen im Gesellschaftszimmer der Villa. Das junge Mädchen las in einem französischen Roman, der das Leben und Treiben zweier Pariser Warenhäuser, ihre geschäftlichen Verwicklungen und ihre Reklamemanöver schilderte. Die alte Dame war mit einer Silberstickerei beschäftigt. Sorgfältig legte sie Faden neben Faden.

„Willst du mir, liebe Mabel,“ sagte sie, „nicht etwas aus deinem Roman vorlesen?“

„O, es ist nicht viel, wenigstens diese Stelle nicht. Sie würde dich kaum interessieren,“ versetzte Mabel. Dann las sie für sich weiter. Langsam wendete sie Seite um Seite, anscheinend durch den Stoff nur wenig gefesselt. Plötzlich aber hielt sie, als sie bereits das Buch weglegen wollte, die Augen gespannt auf die Seiten gerichtet. Dann blickte sie überlegend in die Weite.

„Mama,“ sagte sie erregt und klappte das Buch zu, „Mama, mir ist soeben ein famoser Einfall durch den Kopf geschossen. Das wäre etwas ganz —“

„So?“ fragte die alte Dame, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. „Doch nicht wieder ein ebensolcher wie damals, wo du Papa den freien Theaterbesuch für

seine Passagiere anrietest? Du meintest es ja gut. Aber schließlich hat doch dein damaliger Einfall recht üble Folgen nach sich gezogen. Denn erst durch ihn sind die Thirlwills aufs äußerste angespornt worden und durch ihn haben sich die wilden gegenseitigen Überbietungen vollends erst recht entsponnen. Papa erklärte mir erst gestern vertraulich, daß er —“

„Nun,“ fragte Mabel hastig, „was hat dir Papa erklärt?“

„Er bemerkte, daß er so ziemlich am Ende seines Widerstandes gegen die Southern-Continental angelangt sei. Unsere Transverse-Rapid verschlingt jetzt Unsummen. Tagtäglich muß Papa einen gewaltigen Zuschuß leisten. Die Southern-Continental ist eben doch kapitalkräftiger und hält es länger aus als wir.“

„Papa will also wirklich auf das Knie sinken?“

„Nun, so weit ist es noch nicht. Doch erzähle mir, was meintest du mit deinem Einfall?“

„Mit meinem Einfall?“ fragte Mabel. „O, Mama, ich sehe jetzt ein, er wird dich kaum interessieren. Ich hatte mich geirrt. Er bezog sich auf eine Sache, die schon erledigt ist. Das Buch gab mir den Anstoß dazu. Aber, wie gesagt, er ist nicht mehr des Erzählens wert.“

Kurz darauf zog sie sich auf ihr Zimmer zurück. Lange ging sie in ihm sinnend auf und ab. Endlich mußte sie zu einem festen Entschluß gekommen sein. „Ja,“ sagte sie halblaut vor sich hin, „es ist das einzig Gescheite und Folgerichtige. Ich werde den Strom nach dieser Seite lenken.“

Sie setzte sich an den zierlichen Rokokoschreibtisch und warf schnell einige Zeilen auf einen Briefbogen. Nachdem sie die Feder weggelegt hatte, überlas sie den Brief noch einmal:

„Teurer Harry!

Du hast in Deinem Brief an meinen Vater vor einem halben Jahr gelobt, mir jede Sekunde zur Verfügung zu stehen. Jetzt wende ich mich an Dich. Ich habe Dir eine Mitteilung von entscheidender Bedeutung zu machen. Daher erwarte ich Dich übermorgen nachmittag fünf Uhr hier zu einer Unterredung im Lesezimmer des Lincolnhotels. Mein Brief wird im Lauf des morgigen Tages in Deinen Händen sein. Du hast demnach genügend Zeit, meinem Wunsch zu entsprechen, solltest Du auch dazu einen Sonderzug auf eurer oder meinetwegen auch auf unserer Linie nehmen müssen.

Nach wie vor Deine nur Dir gehörende

Mabel Freelond."

— — — — — — — — — — — — —

Als Mabel am zweitnächsten Tag vor dem Lincolnhotel vorfuhr, fand sie ihren Verlobten Harry Thirlwill, einen hübschen jungen Mann mit feinem, klugem Gesicht, bereits im Lesezimmer anwesend.

Die Begrüßung der Liebenden war herzlich, aber maßvoll. Man setzte sich, da das Lesezimmer von zahlreichen Gästen des Hotels besucht war, in eine etwas abseits gelegene Nische.

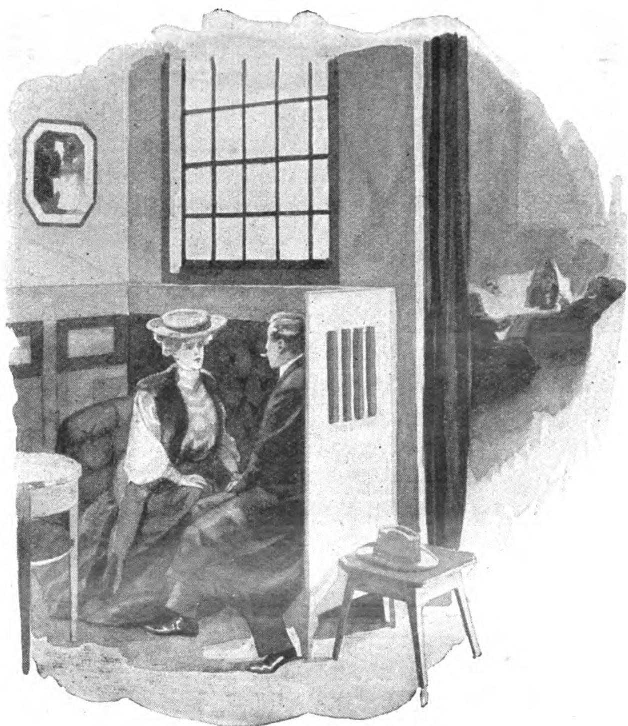
„Was hast du mir mitzuteilen, meine liebe Mabel?" begann Harry erwartungsvoll.

„Etwas sehr Wertvolles, Harry. Bitte, rücke der Fremden wegen näher an mich heran, da die Angelegenheit unter uns beiden geheim bleiben muß."

Dann sprach sie in flüsterndem Ton schnell und lebhaft auf ihren Verlobten ein. In Harry Thirlwills Zügen malte sich zuerst ein zweifelndes Erstaunen, je länger aber Mabel sprach, desto mehr wich dieses einem beistimmenden, bewundernden Lächeln.

Als sie geendet hatte, ergriff er ihre Hand und drückte sie zärtlich. „Mabel,“ sagte er warm, „du bist ein Genie an Umsicht und Tatkraft.“

„Keine überschwengliche Schmeichelei, lieber Harry!“



gab sie neckisch zurück. „Du kennst jetzt meinen Vorschlag und die Bedingungen, die ich daran knüpfe. Ich habe zu dir unbedingtes Vertrauen. Aber ich mache es dir nochmals zur strengsten Pflicht, daß du dich nach meinen Anweisungen richtest. Verfährst du anders,

dann kommt es wirklich zu dem, was bisher nur ein loses Spiel war, zur Aufhebung unserer Verlobung. Aber ich denke, du wirst so zu Werke gehen, wie ich es von dir erwarte. Handelt es sich doch im innersten Kern um unsere baldige, glückliche Vereinigung."

„Du brauchst nicht zu zweifeln, daß ich deinen Anordnungen nicht nachkommen werde, Mabel. Auch werde ich meinem Vater gegenüber mein möglichstes tun, um ihn zur Erfüllung der Bedingungen zu bewegen, und ich hoffe, er wird mit ihrer Gewährung einverstanden sein."

„Ja," sagte Mabel ernst, „das hoffe ich auch. Davon hängt alles ab. Sobald du das Schriftstück hierüber erhalten hast, schickst du es mir zu und teilst mir den ganzen Verlauf der Dinge ausführlich mit."

„Aber eine Frage," versetzte Harry bedächtig, „möchte ich noch an dich stellen. Warum hast du dich mit deinem Vorschlag nicht an deinen Vater gewandt?"

„Das hat seinen guten Grund."

„So."

Nachdem die Liebenden noch eine halbe Stunde traulich verplaudert hatten, verabschiedete sich Mabel.

Drei Tage später erhielt sie einen Brief von Harry mit einer Einlage. Mit glänzenden Augen und einer fliegenden Röte auf dem Gesicht las sie auf ihrem Zimmer das Schreiben. Harry schloß seine Zeilen mit den Worten: „Jetzt wohlan, mein Lieb, vorwärts mit Hochdruck auf unser gemeinsames Ziel!"

Einige Sekunden lang versank Mabel in ein träumerisches Sinnen. Dann aber raffte sie sich aus ihrer Träumerei auf, und ihre Lippen wiederholten mit fester Entschlossenheit die letzten Worte aus dem Briefe ihres Verlobten: „Jawohl, jetzt wohlan vorwärts mit Hochdruck auf unser gemeinsames Ziel!"

3.

Am Morgen desselben Tages, als Mabel den Brief von Harry empfing, hielt Robin Freelond mit seinem Eisenbahnressortchef Deagburne auf den Bureaus in der Stadt eine längere Besprechung ab.

„Sie sind jetzt, Mister Deagburne," beendete er die Unterredung, „in allem unterrichtet. In einer Stunde fahre ich nach Charleston. Dort werde ich mich morgen in aller Frühe auf der Lustjacht meines Freundes Patterson einschiffen. Wir werden drei Wochen im Ozean herumkreuzen, ohne irgend einen Ort anzulaufen. Erst nach dieser Zeit werfen wir in Buenos Aires Anker. Sollte die Southern-Continental inzwischen einen neuen Konkurrenztrick ausgeklügelt haben, oder sonst etwas geschäftlich Wichtiges passieren, so geben Sie mir sogleich nach Buenos Aires Nachricht, und zwar nach dem Hotel Residence, damit ich dort sofort nach meiner Ankunft Ihre Depesche vorfinde. Und nun: Good bye, Mister Deagburne!"

Der Ressortchef verbeugte sich. „Good bye, Mister Freelond!" —

Am nächsten Morgen entstand in den Bureaus der Transverse-Rapid-Railway, sobald die Zeitungen eingetroffen waren, ein förmlicher Aufruhr. Der Ressortchef hatte kaum einen Blick in die Handelsberichte geworfen, als er auch schon die höheren Beamten zusammenrief. Man überflog in fiebernder Hast die Handelsnachrichten, stieß Rufe des Erstaunens und Unwillens aus, fluchte und stampfte mit den Füßen und debattierte in erregter Weise.

Schon eine Viertelstunde später ging ein Telegramm an Mister Patterson in Charleston mit dem Inhalt ab: „Wenn Mister Freelond noch dort, sofort

zurückkehren. Wichtiger Coup der Southern-Continental.“ Kurze Zeit darauf lief bei dem Ressortchef die telegraphische Antwort ein: „Freelond heute morgen vier Uhr mit Patterson auf Jacht Farewell in See gegangen. Unerreichbar.“

Sobald er diese Nachricht empfangen hatte, sandte der Ressortchef ein Kabeltelegramm an das Hotel Residence in Buenos Aires für Mister Freelond ab.

In den folgenden Wochen herrschte in den Bureaus der Transverse-Rapid-Railway einerseits allgemeine Aufregung, anderseits dumpfe Verzweiflung. Man wartete gespannt auf ein Lebenszeichen Freelonds aus Buenos Aires, studierte den Handelsbericht einer jeden Zeitungsnummer mit eifrigster Aufmerksamkeit und starrte wiederum in die wöchentlichen Betriebsberichte von den einzelnen Stationen der Transverse-Rapid-Railway mit einer Zerknirschung, als ob darin der nahe bevorstehende Weltuntergang verkündigt würde.

Drei Wochen waren bereits verflossen. Jetzt konnte jede Stunde eine Nachricht von Freelond aus Buenos Aires eintreffen. Da endlich gelangte vier Tage später die Depesche Freelonds ein: „Heute in Buenos Aires gelandet. Fand Ihr Telegramm vor. Kehre mit nächstem Schnelldampfer, der übermorgen abgeht, zurück. Hoffe, in zehn Tagen dort zu sein.“

Wie gemeldet, traf Robin Freelond am Vormittag des zehnten Tages noch in der Reisekleidung in den Bureaus der Transverse-Rapid-Railway ein. Die ersten Worte, die er an seinen Ressortchef Deagburne richtete, waren: „Das ist ja eine hundsföttische Gaunerei! Jetzt berichten Sie ausführlich, Mister Deagburne.“

„Den Hauptpunkt der Sache,“ begann der Ressortchef, „kennen Sie, Mister Freelond, bereits aus meinem Telegramm, das ich Ihnen nach Buenos Aires sandte.

— Am Tage nach Ihrer Abfahrt machte die Southern-Continental bekannt, daß sie von jetzt an alle Monate für ihre Passagiere eine Lotterie mit drei Gewinnen zu tausend, fünfhundert und dreihundert Dollars veranstalten werde."

„Diese Lotterie," machte Freelond seinem Ingrimm Luft, „ist eine vollkommene Teufelei! Ein Eiffelturm von Durchtriebenheit! Und monatlich achtzehnhundert Dollars Gewinne! Unerhört! Da müssen ja die Leute vor Staunen auf den Rücken fallen!"

„Als Losnummern," fuhr der Ressortchef fort, „sollten, so hieß es in der Veröffentlichung, die Nummern der Fahrkarten dienen. Das ist auch geschehen. Vor acht Tagen hat die erste Verlosung stattgefunden, und die Preise sind richtig ausgezahlt worden. Für den jetzt laufenden Monat ist die zweite Lotterie im Gange. Die Southern-Continental hat allwöchentlich die Steigerung ihres Personenverkehrs infolge dieser unwiderstehlichen Lockspeise in den Zeitungen mitgeteilt. Hier sind sie. Sie werden daraus ersehen, daß die Zahl der Passagiere auf der Southern-Continental jetzt um das Achtfache gestiegen ist."

„So, hm," machte Robin Freelond nachdenklich. „Und wie steht es auf unserer Linie?"

„Das beantworten unsere wöchentlichen Betriebsberichte hier von den einzelnen Stationen. Es ist ein betrübendes Bild. In den ersten Wochen war es allenfalls noch erträglich. Von da an fiel aber der Verkehr auf unserer Linie reißend, und die Einnahmen gingen erschreckend zurück. In der letztverflossenen Woche haben wir auf unserer ganzen Linie nicht mehr als zwölfhundert Dollars eingenommen."

„Was?" fragte Freelond ungläubig.

„Leider, ja, nicht mehr als zwölfhundert Dollars."

„Und das haben Sie die ganze Woche hindurch ruhig eingesteckt? Mister Deagburne,“ fuhr Freelond



in kochender Wut den Ressortchef an, „warum sind Sie nicht sofort zum Gouverneur gefahren und haben ebenfalls die Erlaubnis zur Veranstaltung einer Lotterie

für die Passagiere unserer Linie nachgesucht? Hatten Sie keine Unze Verstand mehr in Ihrem Schädelkasten? Sie mußten die Gewinne für die Lotterie unserer Linie auf der Stelle verdoppeln!"

„Ich bin zum Gouverneur gefahren, Mister Freelond. Aber er hat mir erklärt, daß sich die Southern-Continental das alleinige Recht zur Veranstaltung einer Lotterie für Eisenbahnreisende gegen eine monatliche Vergütung von fünfhundert Dollars, die sie an die Gesellschaft zur Errichtung von Rettungsstationen zahlt, durch Vertrag ausbedungen hat."

„Das alleinige Recht hat sich die Southern-Continental erworben? Das ist der Zusammenbruch der Transverse-Rapid!"

Im nächsten Augenblick hatte Robin Freelond das Bureau verlassen, und donnernd flog die Tür ins Schloß. — —

Trotz des Staubes, der noch an seiner Reisekleidung haftete, suchte Robin Freelond sogleich nach der Ankunft in seiner Villa Frau und Tochter auf.

„Es wird euch bereits bekannt sein," sagte er nach flüchtiger Begrüßung in bebender Erregung, „was die Southern-Continental in meiner Abwesenheit gegen uns unternommen hat."

„Ja, wir wissen es, Papa," erwiderte Mabel gelassen.

„Und trotzdem bist du so gleichmütig, Mabel, als ob um eine taube Nuß gewürfelt würde?"

„Was ist dagegen zu machen? Es ist geschäftliche Gerissenheit!"

„Geschäftliche Gerissenheit? Sehr gut. Sie bedeutet aber für mich einen Verlust von vielleicht fünfundvierzig Millionen Dollars und mehr. Läßt dich das auch noch kalt, Mabel? Dem Erfinder dieses Lotterietricks drehte

ich mit Hochgenuß den Hals um, daß die Wirbel knackten! Meine Bahn ist ein Haufen altes Eisen. Wenn ich jetzt meine Linie der Southern-Continental zum Kauf antragen würde, wird man mir nicht mehr fünfundsechzig, sondern höchstens zwanzig Millionen bieten."

„Ganz so schlimm ist es doch wohl nicht, Papa."

„Nicht? Getraust du dir etwa einen günstigeren Verkaufspreis zu erzielen?"

„Ich? Warum nicht. Vielleicht. Wenn du mir die Verhandlungen übertrügest —"

Robin Freelond lachte trotz seines Ingrimms laut auf. „Köstlich, köstlich!" zischte er. „Hast du vielleicht ein Zaubermittel, mit dem du George Thirlwill verzaubern kannst, daß er dir willenlos gehorcht?"

„Das nicht. Aber ich könnte mich an Harry Thirlwill wenden."

„An Harry Thirlwill? Du kennst doch den Standpunkt, den er in geschäftlichen Dingen einnimmt, aus dem Brief, den er mir seinerzeit geschrieben hat. — Aber jetzt hebe ich die Verlobung öffentlich und endgültig auf, so wahr die Kuh Heu frißt!"

„Nun, es käme auf einen Versuch an. Wenn ich mich ihm nähere, liegt die Sache doch etwas anders, als wenn du an ihn herantrittst. Bis jetzt bin ich noch immer seine Verlobte, wenn auch sozusagen in der Luftspiegelung. Vielleicht könnte er aus Rücksicht auf mich deshalb doch geneigt sein, mitzuhelfen, daß du einen höheren Preis erhältst, als du jetzt erwartest. Denn unsere Linie ist doch im Grunde genommen mit ihrem Material und allen Anlagen noch genau so viel wert wie etwa vor vier, fünf Wochen. Willst du es, so wende ich mich an Harry. Jedoch verlange ich von dir vorher die formelle Vollmacht, die Verhandlung eröffnen zu dürfen."

„Vollmacht? Meinetwegen, die sollst du haben. Aber deine Hoffnung wird zusammenfallen wie ein Kartenhaus.“

„Gut. — Wenn aber durch meine Vermittlung vielleicht doch ein höherer Preis herausgeschlagen wird, dann fordere ich von dir die Erfüllung zweier Wünsche.“

„Die Erfüllung zweier Wünsche knüpfst du daran? Du bist doch ein eigennütziges Geschöpf, Mabel! Aber nenne sie nur.“

„Das hat jetzt noch keinen Zweck. Erst wenn wirklich ein höherer Preis für deine Linie vereinbart sein sollte, werde ich sie dir nennen. Du kannst sie mir ohne allzu große Überwindung erfüllen. Also versprichst du es mir?“

„Na, wenn du darauf beharrst, so verspreche ich dir, sie zu erfüllen.“

„Ich danke dir, Papachen. Ich hoffe, dir noch heute den einstweiligen Bescheid Harrys mitteilen zu können.“

Eine halbe Stunde später gab Mabel ein längeres Telegramm an Harry Thirlwill auf. Zwei Stunden darauf lief Harrys telegraphische Antwort ein: „Komme übermorgen nachmittag nach dort. Bitte, Verhandlungen in Privatwohnung führen zu dürfen. Harry Thirlwill.“ —

Es war für Robin Freelond ein harter Augenblick, als er in Gegenwart von Mabel am zweitnächsten Tage Harry Thirlwill im Herrenzimmer seiner Villa empfing. Nachdem man sich begrüßt und Platz genommen hatte, sagte er: „Wir wollen, Mister Thirlwill, ohne lange Umschweife in die Erledigung unserer geschäftlichen Angelegenheit eintreten. Darf ich Sie als Bevollmächtigten Ihres Vaters ansehen?“

„Gewiß. Was ich mit Ihnen abschließe, erhält Geltung.“

„Nun, welches Angebot machen Sie mir denn für meine Linie?“

„Ja,“ versetzte Harry, „ich bin hier mit gebundener Marschroute erschienen.“

„Sie wollen damit sagen, daß Sie im voraus mit Ihrem Vater einen bestimmten Preis festgesetzt haben.“

„So ist es. Über diesen Preis,“ fügte er leise lächelnd hinzu, „werde ich auf keinen Fall hinausgehen.“

„Und ich werde ihn nicht annehmen, wenn er zu niedrig ist. Mein Widerstand ist noch bei weitem nicht erschöpft. Nur des lieben Friedens wegen nehme ich das Gewehr bei Fuß. Einigen wir uns aber nicht, so werde ich Ihren letzten Trick auf irgend eine Weise übertrumpfen.“

„Das dürfte Ihnen schwerlich gelingen, Mister Freelond.“

„Nun, das bliebe abzuwarten. Aber brillant, das muß ich selbst gestehen, ist der Kniff. Er ist doch wohl Ihrem Kopf entsprungen, Mister Harry? Ich gratuliere Ihnen zu dieser genialen Findigkeit.“

„Leider muß ich Ihre Gratulation ablehnen, Mister Freelond. Ich bin nicht der Urheber unseres letzten Durchdrückers.“

„Nicht? Wer hat ihn Ihnen aber dann sonst eingegeben?“

„Darüber kann ich nichts verraten.“

„Aber ich kann es tun, Papachen,“ mischte sich die eintretende Mabel in das Gespräch.

„Du?“ fragte Freelond verwundert.

„Ja, die Idee zu der Lotterie ist von — mir ausgegangen.“

„Von dir, Mabel?“ Robin Freelond sprang von seinem Stuhl auf. „Von dir?“ wiederholte er in fassungslosem Erstaunen. „Meinen Gegnern hast du

den Gedanken zu diesem Bombenschlag anvertraut und nicht mir?"

„Ja, Papachen. Ich habe dir schon früher einmal bemerkt, daß ich es stets nur mit den Siegern halte. Eigentlich wollte ich den Coup ja zuerst dir mitteilen, aber da ich von Mama erfuhr, daß du bereits zu schwanken anfingest und des Kampfes müde seiest, so hielt ich es zur Herbeiführung eines schnellen Friedensschlusses nach reiflicher Überlegung für zweckmäßiger, den Überläufer zu spielen und die Idee deinen Gegnern auszuliefern."

„Aber daß ich dadurch Millionen über Millionen verlieren würde, das hast du bei all deiner skrupellosen Klugheit wohl nicht bedacht?"

„Doch, Papachen. Ich bin vor kurzem mit Harry zusammengetroffen. Dabei habe ich ihm meine Idee klar gelegt, ihm aber zugleich zur strengsten Pflicht gemacht, zu seinem Vater zunächst nur von der eminenten Zugkraft meines Einfalls zu sprechen. Erst wenn Mister George Thirlwill die Zusage der Erfüllung einiger Bedingungen, die ich mir vorbehalten, schriftlich gegeben hatte, durfte Harry nach meiner Anweisung seinem Vater den Inhalt meines Vorschlages enthüllen. Ich hatte also auf diese Weise nicht zu befürchten, daß man meine Idee ausführte, aber meine Bedingungen, die ich für ihre Überlassung stellte, nicht erfüllte. Es ist denn auch nach meinem Wunsch verfahren worden. Die eine der Bedingungen betraf den Kaufpreis für deine Linie."

„Den Kaufpreis für meine Linie?"

„Ja." Mabel entnahm einer kleinen Mappe, die sie in der Hand hielt, einen Bogen Papier. Sie faltete ihn auseinander und reichte ihn ihrem Vater hin. „Willst du, bitte, lesen?"

Robin Freelond las: „Hiermit bestätige ich, daß sich der Aufsichtsrat der Southern-Continental-Expreß verpflichtet, innerhalb eines Jahres, nachdem die Idee von Miß Mabel Freelond zur Anwendung gebracht worden ist, für die Abtretung der Transverse-Rapid-Railway dem Eigentümer Mister Robin Freelond den Preis von fünfundsechzig Millionen Dollars zu zahlen. George Thirlwill."

Robin Freelonds Gesicht glühte. „Mabel," rief er, „Mabel, du bist ein Mädchen, wie es in allen fünf Erdteilen nicht wieder herumläuft!"

„Gewiß, Papachen. Ich konnte doch nicht etwa durch die Auslieferung meiner Idee an die Southern-Continental dich und uns schädigen wollen. Du brauchst also nur in die Abtretung einzuwilligen, und der Kauf ist abgeschlossen."

„Mister Thirlwill," wandte sich Freelond an den jungen Mann, „ich trete mit dem heutigen Tage meine Linie an Sie ab."

„Ich bin sehr erfreut über die Abtretung, Mister Freelond, und nehme sie an," entgegnete Harry sich verbeugend und erhob sich.

„Aber wie bist du, Mabel, überhaupt auf den genialen Einfall mit der Lotterie geraten?" fragte Freelond.

„Sehr einfach, Papachen. Ich las in einem französischen Roman, der den Konkurrenzkampf zweier Pariser Warenhäuser zum Hintergrund hatte. Darin wendete das eine derselben zur Herüberziehung der Kundschaft ebenfalls die Veranstaltung einer Lotterie an. Sowie ich diese Stelle las, durchzuckte es mich: Halt, das ist das Ei des Kolumbus zur Schlichtung des Bruderkrieges zwischen der Southern-Continental und der Transverse-Rapid!"

Die beiden Männer lachten herzlich auf.

„Aber jetzt, Papachen," fuhr Mabel schelmisch fort und legte die Hand auf die Schulter ihres Vaters, „habe ich noch eine persönliche Angelegenheit auf dem Herzen. Sie war eigentlich die innerste Triebfeder meines Handelns, denn wenn ich auch durch meinen



Schritt dich vor einer Schädigung, da du früher oder später vor der kapitalkräftigeren Southern-Continental doch die Waffen hättest strecken müssen, schützen wollte, so lag mir doch noch mehr daran, dadurch zugleich für mein Bestes zu sorgen. — Du hast mir die Erfüllung zweier Wünsche versprochen. Der eine davon ist, daß du einwilligst, daß meine Verlobung mit Harry wieder in volle Kraft

tritt und daß außerdem unsere Verheiratung spätestens in einem Vierteljahr stattfindet."

Über Robin Freelonds Gesicht flog ein vergnügtes Lächeln.

„Nun sollst du," sprach Mabel weiter, „aber auch noch meinen zweiten Wunsch hören. Ich habe dich vor einem ungeheuren Verlust bewahrt. Bei dem Preis, den dir die Southern-Continental zahlt, verdienst du aber, wie du früher selbst gesagt hast, fünfzehn Millionen Dollars. Du hattest meine Mitgift schon vordem auf zehn Millionen festgesetzt. Ich verlange nun als zweiten Wunsch, daß du mein Heiratsgut um fünf Millionen steigerst. Du steckst trotzdem noch immer zehn Millionen ein. Die mir zugelegten fünf Millionen sollen meine Geschäftsprozente sein. — Aber ich will dir diese kleine bittere Pille noch etwas verzuckern. Ich hatte von Mister George Thirlwill für die Überlassung meiner Idee noch die Gewährung einer anderen Bedingung gefordert. Willst du das Schriftstück da, bitte, umwenden und die darauf bezügliche Zusage auf der Rückseite lesen!"

Freelond drehte den Bogen um und las: „Sobald die Transverse-Rapid-Railway an die Southern-Continental-Expreß abgetreten ist, soll es Mister Freelond auf seinen Wunsch hin freistehen, das Präsidium der vereinigten Linien für ein Jahr zu übernehmen. Dann tritt der Unterzeichnete wieder für ein Jahr das Präsidium an. Die Wiederholung dieser Reihenfolge soll dauernd beibehalten werden. George Thirlwill."

Robin Freelond schritt hastig auf Mabel zu. „Mabel, Mabel," rief er, „du verdienst in faustdickes Gold gefaßt zu werden! Ihr sollt euch innerhalb eines Vierteljahrs heiraten und die fünf Millionen Geschäftsprozente sollst

du auch haben. Du bist eine pyramidale Rechenkünstlerin und schlangenkluge Diplomatin!“

Harry Thirlwill schlang um Mabels Taille den Arm, küßte ihr die Hand und sagte voll zärtlicher Bewunderung: „Und unser aller nachahmenswertes Vorbild und unvergleichliche Lehrmeisterin!“

Ein Vierteljahr später fand die pompöse Hochzeitsfeier Mabels mit Harry unter Beteiligung eines ausgedehnten Verwandten- und Bekanntenkreises statt. Mit demselben Tage übernahm Robin Freelond das Präsidium der vereinigten Linien.

Aber auch für die Passagiere der Southern-Continental-Expreß und der Transverse-Rapid-Railway sollte die Vermählung zu einem Gedenktag werden, wenn auch in einer für sie wenig angenehmen Weise. Alle Vergünstigungen auf beiden Bahnen, sowie die Lotterie waren schon längst aufgehoben. Jetzt wurden noch laut Bekanntmachung in den Zeitungen die Fahrpreise auf den vereinigten Linien um zwanzig Prozent erhöht.





Französische Radfahrer-Kavallerie.

Militärische Skizze von H. Giersberg.

Mit 6 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Bei dem unermüdlichen Bestreben aller großen Nationen, die Leistungsfähigkeit ihrer stehenden Heere bis an die äußerste Grenze des Erreichbaren zu steigern, ist es schon beinahe selbstverständlich geworden, daß jede neue Erfindung, jeder technische Fortschritt auch auf die etwaige Verwendbarkeit für militärische Zwecke geprüft wird. Die Versuche mit neuen Waffen, neuen Ausrüstungsstücken, neuen Transportmitteln und tausend anderen mit dem Kriegswesen in irgend welchem Zusammenhange stehenden Dingen hören niemals auf, und wenn es auch nur ein verschwindend geringfügiger Bruchteil der vorgeschlagenen Neuerungen ist, der sich als praktisch brauchbar erweist, so ergeben sich doch ständig Verbesserungen, mit denen eine Armee den übrigen in diesem oder jenem Punkte den Rang abzulaufen sucht.

Als mit der Erfindung des Pneumatik, des elastischen Luftschlauches, der Radfahrsport plötzlich einen so gewaltigen Aufschwung nahm, und alle Welt von den augenfälligen Vorzügen dieses neuen Verkehrs-

mittels entzückt war, mußte sich darum den verschiedenen Heeresleitungen sofort die Frage aufdrängen, in welcher Art sich dieser stählerne Ersatz des lebendigen Rosses für militärische Zwecke nutzbar machen ließe, und es lag nahe, die Antwort dahin zu geben, daß das Fahrrad auf geeignetem Gelände als rasches Beförderungsmittel für den Aufklärungsdienst und die



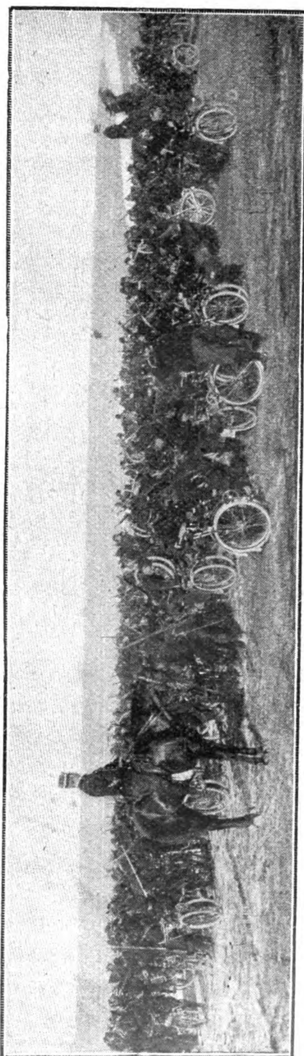
Auf dem Marsche.

Übermittlung von Meldungen wohl einen nicht zu unterschätzenden Wert gewinnen könnte. Es erfolgte demgemäß auch überall die Ausrüstung einzelner Mannschaften mit möglichst leicht und doch stabil gebauten Fahrrädern und ihre entsprechende Ausbildung.

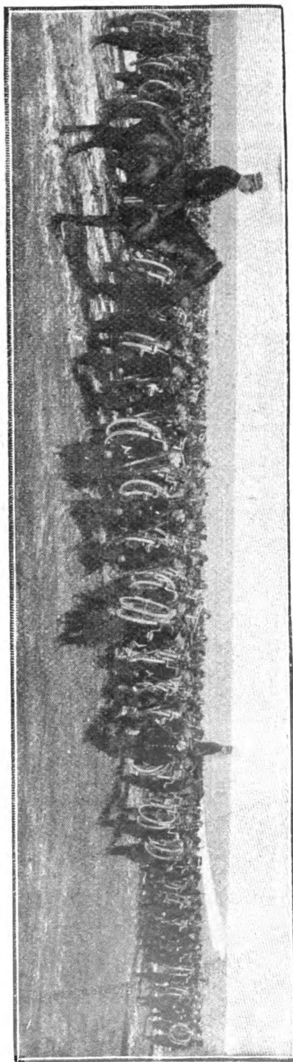
An eine „Radfahrer-Kavallerie“, also an eine Verwendung stahlroß-berittener geschlossener Truppenabteilungen dachte aber zunächst noch niemand, denn so hoch auch immer der Nutzen raschen Vorwärtskommens unter Umständen anzuschlagen sein mochte, die

Nachteile, die ihm gegenüberstanden, schienen doch geeignet, ihn vollständig aufzuwiegen. Da, wo es der Beschaffenheit des Geländes wegen als Beförderungsmittel nicht mehr benutzt werden konnte, stellte das Zweirad eine äußerst unbequeme und die Gefechtsbereitschaft des Mannes in hohem Maße beeinträchtigende Belastung dar; irgendwelche Marschleistungen waren von einer mit Zweirädern bepackten, geschlossenen Truppe auch kaum zu erwarten.

In der französischen Armee hat man nun diese Übelstände nicht für unüberwindlich gehalten, oder man hat geglaubt, daß ihnen zum größeren Teil bereits durch die Erfindung eines zusammenlegbaren Zweirades abgeholfen sei, dessen Gewicht den Soldaten nicht übermäßig belastet, und dessen Brauchbarkeit durch die



Das Zusammenlegen der Räder.



Räder auf den Rücken!

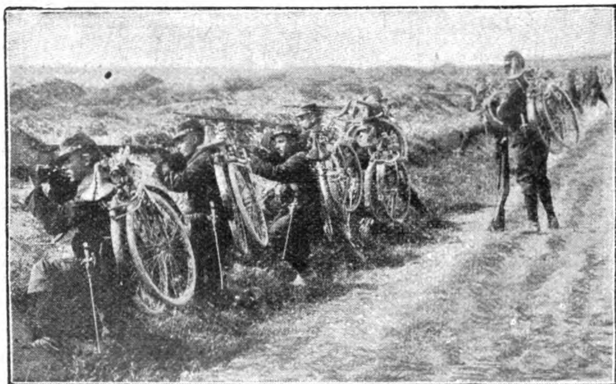
bessere Konstruktion eine Einbuße angeblich nicht erleiden soll. Aus den im Radfahren geübten Mannschaften wurde zunächst eine Kompanie gebildet, und der Chef derselben, Kapitän Gérard, war unermüdlich und, wie es scheint, mit großem Geschick darauf bedacht, seine kleine Truppe in einer den Besonderheiten ihrer Ausrüstung entsprechenden Weise auszubilden.

Heute ist Herr Gérard bereits Major und Kommandeur eines Radfahrerbataillons von 500 bis 600 Gewehren. Die letzten französischen Manöver sollten die Probe auf das Gelingen des eigenartigen Experimentes sein, und wenn man den Berichterstattern glauben darf, hätte das Gérardsche Radfahrerbataillon in der Tat sich geradezu glänzend bewährt.

Es war dem vom General Dalstein befehligten sechsten Armeekorps zugeteilt und wurde schon

vom ersten Manövertage an zu allerlei besonders schwierigen Aufgaben herangezogen. Seine erste Tat war die durch sein schnelles und geräuschloses Vorgehen ermöglichte Überraschung einer in Gehölz versteckten feindlichen Abteilung, die dadurch in ein vorzeitiges und für ihre Partei unvorteilhaftes Gefecht verwickelt wurde.

In der folgenden Nacht erhielt Kommandant



Im Gefecht.

Gérard den Auftrag, dem Feinde in der Besetzung eines wichtigen Punktes zuvorzukommen.

Er hatte mit seinem Bataillon eine Entfernung von zwölf Kilometer auf denkbar schlechtesten, vom Regen aufgeweichten Wegen und in absoluter Finsternis zurückzulegen. Aber er brauchte dazu dessenungeachtet nicht mehr als eine Stunde und konnte den erhaltenen Befehl mit bestem Erfolge ausführen. Später ging das Bataillon angriffsweise gegen ein feindliches Artillerieregiment vor und hatte im weiteren Verlauf des Tages noch ein Gefecht mit einer Abteilung von

Jägern zu Fuß, bei welchem diese den kürzeren zogen.

Auch während der folgenden Manövertage gönnte man den wackeren Stahlreitern keine Ruhe, und es soll wiederum ihr Verdienst gewesen sein, daß der überraschte Vortrupp einer feindlichen Division in einem ungünstigen Augenblick zum Gefecht gezwungen wurde. Der Befehlshaber des Armeekorps spendete ihrer Gesamtleistung die höchste Anerkennung und verwendete sie noch vielfach zu kleineren taktischen Manövern, bei denen sie nach dem Zeugnisse der militärischen Berichterstatter nicht ein einziges Mal versagt haben sollen.

Daß es sich hier um eine ausnehmend sorgfältig und gründlich geschulte Truppe handelt, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und man wird das so glänzende Ergebnis in erster Linie auf Rechnung des befehligenden Offiziers setzen müssen. Alle Zuschauer, die Gelegenheit hatten, das Bataillon zu beobachten, sind einig in der rückhaltlosen Anerkennung der Schnelligkeit und soldatischen Korrektheit aller Manöver. Die schlechtesten Wege wurden mit spielender Leichtigkeit und ohne jeden nennenswerten Unfall überwunden, da aber, wo die Bodenbeschaffenheit ein weiteres Vordringen auf dem Rade unmöglich machte, oder wo es sich darum handelte, Gefechtsstellung einzunehmen, erfolgte das Absitzen, das Zusammenlegen der Maschinen und das Unterbringen derselben auf dem Rücken des Mannes mit solcher Schnelligkeit, daß die von militärischen Fachleuten gegen das schwerfällige Gepäckstück geltend gemachten Bedenken in der Tat durch die Praxis zum guten Teil entkräftet schienen. Die Mannschaften wurden durch das auf dem Rücken getragene zusammengelegte Rad in ihren Bewegungen offenbar nicht wesentlich behindert; sie ließen sich ganz

so wie Infanteristen mit gewöhnlichem Gepäck verwenden, und namentlich ihre Schießleistungen wurden in keiner Weise beeinträchtigt.

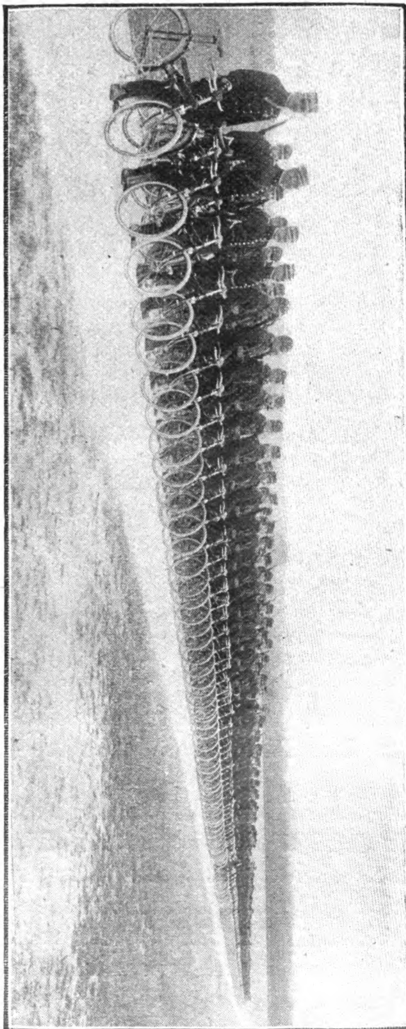
Wenige rasch ausgeführte Handgriffe waren dann genügend, das Rad wieder in gebrauchsfertigen Zustand zu setzen, und es soll einen sehr hübschen, frappierenden Anblick gewährt haben, das eben noch zu Fuß dahermarschierende Bataillon innerhalb eines unglaublich kurzen Zeitraums in eine Kavallerieeskadron



Fertig zum Aufsitzen.

verwandelt zu sehen, die mit größter Eleganz und sausender Geschwindigkeit über Stock und Stein dahin — radelte.

Trotz dieses von französischen Blättern in allen Tonarten gepriesenen Erfolges aber ist man noch nicht an allen maßgebenden Stellen der Heeresleitungen von der Zweckmäßigkeit größerer Radfahrer-Truppenkörper überzeugt und verhält sich vielfach noch recht skeptisch hinsichtlich der von ihnen zu erwartenden Leistungen. Ein Manöver ist eben noch kein Feldzug, und man hat schon sehr oft die fatalsten Über-


In Paradeaufstellung.

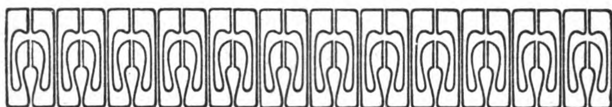
raschungen erlebt, wenn man die auf dem Manöverfelde gewonnenen vermeintlichen Erfahrungen auf dem Kriegsschauplatz praktisch zu verwerten versuchte.

Mancherlei günstige Umstände mögen zusammengewirkt haben, um dem Gérardschen Bataillon so vorzügliche Leistungen zu ermöglichen und die ihrer besonderen Ausrüstung zweifellos noch immer anhaftenden Übelstände weniger hervortreten zu lassen. Teilte man diese Auffassung nicht auch an den

höchsten verantwortlichen Stellen des französischen Armeewesens, so würde es nur schwer verständlich sein, daß Herr Maurice Berteaux, der bisherige Kriegsminister, ein erklärter Gegner der großen, geschlossenen Radfahrerabteilungen ist, und daß es aus diesem Anlaß bereits eine ziemlich scharfe Polemik zwischen ihm und dem General Langlois gegeben hat.

Der General, der im Offizierkorps für einen vorzüglichen Taktiker gilt, hat eine sehr hohe Meinung von den Diensten, die solche Abteilungen im Kriege zu leisten vermögen, und redet ihrer Vermehrung mit großem Eifer das Wort. Es ist ja nicht unmöglich, daß er nach den beim letzten Manöver erzielten Resultaten mit seinen Vorschlägen durchdringt. Die Heeresleitung anderer Staaten aber wird sich vermutlich nicht allzu sehr beeilen, dem Beispiel Frankreichs zu folgen, und wird jedenfalls sicherere Beweise für die Leistungsfähigkeit der neuartigen „berittenen“ Infanterie abwarten, als die Zufälligkeiten einiger Manöverkombinationen sie für einen unbefangenen militärischen Beurteiler darstellen.





Zu viel Liebe.

Novelle von Erich Ebenstein.



Es war Sonntag.

Grete stand am Fenster des Kinderzimmers und blickte Fräulein Mila nach, wie diese aus dem Portal des Schlosses trat und langsam unter den Bäumen der Lindenallee hinging, dem Ausgang des Parkes zu.

An dem Gittertor wandte sich das Fräulein noch einmal um, blickte zum Fenster hinauf, an dem Grete stand, und winkte dem Kinde zu.

Auch Grete winkte hinab. Dabei blickte aber ihr kleines Gesichtchen sehr befriedigt drein. Sechs Tage in der Woche hatte sie Fräulein Mila sehr lieb, aber am Sonntag, da sollte sie nur ruhig zu ihrer alten Tante in die Stadt hineingehen. Sonntag brauchte Grete Fräulein Mila absolut nicht. Sonntag gehörte ihr und Papa allein.

Ein Glück, daß auch die übrige Dienerschaft dann immer fortging, da hatte man das ganze große Schloß für sich allein bis auf die Küche, in welcher die alte Bärbel saß und strickte. Bärbel genierte gar nicht.

Die kochte ihr dann Schokolade, spielte den alten Drachen, wenn Grete eine Prinzessin war und Papa sie als Königssohn zu erlösen kam, und war überhaupt zu allem zu haben.

Heute war ein besonders schöner Sonntag. Papa hatte die ganze Woche über drüben in der Fabrik gesteckt, oft bis spät in den Abend hinein, so daß Grete ihn kaum zu Gesicht bekommen hatte. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, daß er nicht einmal Abends wie gewöhnlich im Dunkeln an ihr Bett kam, um mit ihr zu plaudern, hatte er sie immer vertröstet: „Sonntag, Heimchen, Sonntag — da gehöre ich ganz allein dir!"

Und heute war nun Sonntag!

Grete blieb plötzlich mitten auf dem Weg zu ihrem Puppenzimmer stehen. Warum kam er denn nicht? War der Brief, den er noch vorher schreiben mußte, denn so schrecklich lang?

Dann fiel ihr plötzlich etwas anderes ein. Fräulein Mila war heute so komisch gewesen! Ehe sie ging, hatte sie Grete auf den Schoß genommen und so oft geküßt — viel öfter als sonst, und dann hatte sie ihr zärtlich über das zerzauste Köpfchen gestrichen und gemurmelt: „Arme Grete!"

„Warum bin ich denn arm?" überlegte Grete. „Habe ich nicht alles, was ich will? Einen kleinen Esel, zwei Kaninchen, so weiß wie Milch, die Puppen — Bärbel — Fräulein Mila — Papa und sogar ein Parfümfläschchen! — Nein, wie kann Fräulein Mila nur so komisch sein!"

„Heimchen!" Die Tür des Nebenzimmers hatte sich geöffnet, und ein schöner, stattlicher Mann mit dunklem Vollbart und weichem Blick war eingetreten.

„Papa — o lieber, lieber Papa!"

Mit einem Jubelruf flog Grete in seine Arme.

Er hob sie mit stürmischer Zärtlichkeit in die Höhe. „So, Heimchen, da bin ich! Und nun gehöre ich ganz dir. Was befiehlt meine kleine Prinzessin, daß wir heute spielen? Kochen wir ein Festmahl für die Puppen, oder spielen wir Fangen im Garten, oder —“

„Nein, Papa. Heute spielen wir ein ganz neues Spiel. Ich habe es mir gestern ausgedacht. Wir spielen ‚heilige Familie‘!“

Herr v. Lindheim sah sein kleines Mädchen verblüfft an. Dann lachte er. „Ei wie denn aber? Laß hören, wie du dir das ausgedacht hast, Heimchen!“

„Fräulein Mila hat mir gestern erzählt, wie die Jungfrau Maria und Joseph mit dem kleinen Jesuskind nach Ägypten geflohen sind vor dem bösen Herodes. Auf einem Esel sind sie geritten — den Esel haben wir ja — und durch die Wüste — das ist der Park unten. Und du bist der Joseph, der Zimmermann.“

„Und du, Heimchen?“

„Ich bin natürlich das Kind.“

„Aber Heimchen — wer ist denn dann die Maria?“

Grete blickte betroffen auf. „Ja richtig!“ Indessen fand sie rasch einen Ausweg. „Das macht nichts. Die denken wir uns halt dazu. Du nimmst mich auf den Arm — so, weißt du, wie man kleine Kinder trägt — und den Esel führst du am Zügel. Wenn Mama noch lebte, ginge es freilich besser.“ Sie warf einen bedauernden Blick nach der Wand, an welcher das Bild einer schönen, kühl lächelnden Frau hing.

Der Mann folgte diesem Blick, und ein unruhiger Schatten glitt über sein Gesicht. „Aber da nun die arme Mama eben nicht mehr lebt — meinst du nicht, Grete, daß es da nicht gehen wird?“

„O doch! Komm nur, Papa, es wird wunderschön werden!“

Ganz aufgeregt sprang Grete voran die Treppe hinab und hin zum Eselstall. Lindheim folgte kopfschüttelnd.

Und es ging wirklich nicht so, wie Grete es sich gedacht hatte. Es war etwas eintönig, so im Schritt und stumm neben dem Esel hinzugehen durch den Park ohne eine Maria. Grete fand es zuletzt selber und krabbelte kleinlaut von Papas Armen herunter.

„Es ist nichts. Wir müssen es einmal spielen, wenn Fräulein Mila zu Hause ist. Die kann dann die Maria machen.“

„Dann schlage ich vor, hier in der Laube jetzt unsere Schokolade zu trinken!“

„Einverstanden, Papa! Und nachher spielen wir ‚Kuh und Bremse‘. Du bist die Kuh und legst dich hier mitten in die Wiese, und ich bin die Bremse, die dich stechen will.“

Herr v. Lindheim lächelte amüsiert. „Danke, Heimchen! Du überbietest dich selbst im Erfinden liebenswürdiger Spiele. Neulich mußte ich einen Jagdhund machen — heute ist's eine Kuh!“

Grete schmiegte sich zärtlich schmeichelnd an seine Brust. „Ach, dafür bist du ja auch mein aller-, allerliebster Papa! Fräulein Mila brauchst du's ja nicht zu sagen, was wir spielen. Und abschlagen tust du mir's ja doch nicht — gelt?“

Grete hatte recht. Abschlagen konnte er ihr nichts. Er brauchte bloß in das so unendlich zarte Gesichtchen mit den großen, glänzenden Augen zu blicken, denselben Augen, die er während seiner vierjährigen Ehe mit Gretes Mutter immer größer und leuchtender hatte werden sehen, bis sie dann im fernen Süden jäh erloschen waren, brauchte nur an Gretes Ähnlichkeit mit der Verstorbenen und an die bedenklichen

Mienen der Ärzte zu denken, wenn sie, von seiner nie ruhenden Angst herbeigerufen, des Kindes Organismus untersuchten, um Grete alles zu erfüllen, um das sie bat.

Und heute gar ...!

So machte er denn geduldig eine Stunde lang die Kuh, welche Bremschen Grete mit unglaublich raffinierter Abwechslung neckte, wobei sie lachend und jubelnd um ihn herumtanzte wie ein ausgelassener Kobold.

Dabei dachte er glückselig: Gottlob, daß sie so wild ist! Ein Kind, welches den Todeskeim in sich trüge, würde doch stiller und müder sein!

Als die Sonne hinter den schon etwas herbstlich gelb angehauchten Ahornbäumen verglomm und feine, feuchte Nebel sich über den Rasen breiteten, erhob sich Herr v. Lindheim und nahm Grete, die ganz erhitzt war, in den Arm.

„So, Heimchen, jetzt ist's genug. Nun komm herauf, ich will dir ganz was Schönes erzählen!"

„Ein neues Märchen?" jubelte Grete.

Aber er schüttelte den Kopf. „Nein, Heimchen, etwas viel — viel Schöneres!"

Sie wurde ganz still. Etwas Schöneres noch als ein Märchen? Was konnte das denn sein?

Oben im Arbeitszimmer des Vaters lag vor dem Kamin ein großes Eisbärenfell. Das war sein und Gretes Platz am Sonntag, wenn die Schummerstunde kam und er ihr Märchen erzählte. Er saß dann halb liegend in einem niederen Sessel, rauchte seine Zigarre, und Heimchen kauerte auf dem zähnefletschenden Kopf des Eisbären.

In der Dämmerung mehr und mehr verschwimmend, blickten von der Wand die Bilder von Gretes

Großeltern und das der jung verstorbenen Frau v. Lindheim. Die blauen, feinen Rauchwölkchen der Havanna dehnten sich zwischen den Möbelstücken zu seltsamen, geheimnisvollen Gebilden, die Gretes Phantasie immer neu erregten, und zuletzt war in dem schwindenden Tageslicht nichts mehr sichtbar als die mattleuchtenden Goldrahmen der Bilder und einzelne Reflexe auf der Schreibtischgarnitur aus Altsilber, welche den letzten Tagesschimmer festhielten.

Diese Stunden waren die schönsten in Gretes Leben. Erst kam das Märchen, und dann sprach Papa in diesen Stunden zu ihr immer wie ein Großer zu seinesgleichen. Vom Leben, der Wirtschaft, der Fabrik und der Zukunft.

Heimchen war in diesen Stunden weit über ihre Jahre hinaus reif und verständig, so daß Lindheim manchmal im Geiste Jahre übersprang und sich einbildete, mit einer erwachsenen Tochter zu sprechen.

Heute waren Heimchens Erwartungen besonders hoch gespannt. Sie nestelte sich bequem auf dem Eisbärenkopf zurecht, strich ihr weißes Batistschürzchen glatt und blickte dann erwartungsvoll zum Vater auf, der erregt an seiner Zigarre sog und sonderbar zerstreut vor sich hin starrte.

„Du — ich bin schon so furchtbar neugierig!“

Er schrak zusammen und blickte verwirrt auf das Kind zu seinen Füßen nieder. „Ja so — richtig, Heimchen!“ Dann streckte er die Arme nach ihr aus. „Komm auf meinen Schoß, Heimchen, ich möchte dich ganz nah bei mir haben.“

Und dann sagte er es ihr in kurzen, klaren Worten mit etwas belegter Stimme, daß er ihr eine schöne, liebe, gute neue Mama geben würde, eine Mama, die sie ganz genau ebenso lieb haben werde wie er

selber, und daß nun ein ganz neues herrliches Leben auf Lindheim beginnen sollte.

„Du wirst sehen, Heimchen," schloß er mit leiser, wie von heimlichen Flammen durchbebten Stimme, „wie wunderschön es nun werden wird bei uns!"

Heimchens Herz klopfte stürmisch, ohne daß sie recht wußte warum. „Schöner als jetzt?" fragte sie. „War es denn nicht schön bisher, wo wir beide zusammen waren — du und ich?"

„Gewiß, Heimchen! Aber zu dreien ist es noch viel schöner, du wirst schon sehen! Du weißt ja noch gar nicht, was eine richtige Mama ist. Deine arme Mutter war immer krank, und sie durfte dich nie küssen — nun sollst du eine andere Mama bekommen, die den ganzen Tag bei dir ist, wenn ich in die Fabrik muß, die dir Märchen erzählen und mit dir spielen und dich herzen und küssen wird. Und ich werde viel öfter zu Hause sein als bisher. Freust du dich, Heimchen?"

Grete schwieg. Das Wort „Märchen" hatte eine Reihe von neuen Vorstellungen in ihr erweckt. Aschenbrödel — Schneewittchen — Brüderchen und Schwesterchen, die hatten auch —

Eine furchtbare Angst ließ plötzlich ihren kleinen Körper erbeben, und die großen, dunklen Augen richteten sich entsetzt zu dem Vater empor.

„Wird es, wird es eine — Stiefmutter sein?" stieß sie beinahe atemlos heraus.

Herr v. Lindheim strich ihr beruhigend über das Köpfchen und lächelte. „Aber Heimchen — welche Idee! Stiefmütter kommen doch nur im Märchen vor! Solch dummes Zeug darfst du nicht denken. Sie hat dich ja jetzt schon so unendlich lieb, und ich bin gewiß, auch du wirst sie lieb haben — nicht wahr, Heimchen?"

Heimchens Herz beruhigte sich allmählich. Aber eine Flut von neuen Gedanken stürmte durch ihr Köpfchen. „Wie heißt sie denn?"

„Eva — Eva Rehnert."

„Ist sie jung?"

„Ja, Heimchen. Jung und sehr schön!"

„Wann kommt sie zu uns?"

„Nächsten Sonntag kommt sie mit ihrer Mutter nach Lindheim zu Besuch. Du mußt wissen, daß sie weit von uns entfernt lebt. Und in drei Wochen mache ich Hochzeit mit ihr. Du wirst ein wunderschönes weißes Kleidchen bekommen, Heimchen, und sollst auch mit dabei sein."

Eine wirkliche Hochzeit! Grete vergaß alles andere darüber. Und ein neues weißes Kleid! Sie versuchte sich auszumalen, wie das wohl sein würde. Die Hochzeit, das war im Märchen immer das Allerschönste. Und sie würde nun dabei sein!

— — — — — — — — — — — — —

Die ganze folgende Woche ging Grete wie im Traume umher und dachte an die Hochzeit und an ihr neues weißes Kleid. Bärbel und Fräulein Mila hörten es immer wieder mit wichtiger Miene aus dem kleinen Mund: „In drei Wochen machen wir Hochzeit!"

Sie blickten sich dann an und seufzten. Für sie war eine Hochzeit durchaus nicht das Ende der Dinge. Man mußte erst abwarten und sehen. Am Sonntag sollte sie ja kommen, die neue Frau.

Der Herr hatte versichert, es würde alles beim alten bleiben. Aber man konnte das ja nicht wissen.

Und am Sonntag kam Eva Rehnert wirklich.

Grete stand ganz blaß vor Aufregung mitten im Kinderzimmer, als sie eintrat. Der Vater hatte Fräulein Mila hinausgeschickt und stand neben seiner Braut.

Aber Grete sah ihn zum ersten Male im Leben gar nicht an. Wie gebannt starrte sie auf die schöne Frau, die lächelnd auf sie zu eilte. Eine große schlanke und doch volle Erscheinung. Alles an ihr war Jugend und blühende Gesundheit. Die Haut so weiß und schimmernd wie Perlmutter und darüber in losen Wellen das goldbraune Haar gebauscht, in dem es so seltsam flirrte und gleißte, wenn das Licht darauf fiel.

Augen von der Bläue und Tiefe eines Bergsees und ein kleiner, feiner, korallenroter Mund, aus dem eine weiche Stimme sich kosend wie die Wellen wunderbar schöner Musik in Gretes Ohr schmeichelte.

Sie brachte eine Puppe mit und Zuckerwerk. Aber das machte wenig Eindruck auf Grete. Daß sie sie aber auf den Schoß nahm und küßte und „Heimchen" nannte wie der Papa, eroberte ihr das Herz des Kindes im Sturm.

Zuletzt flüsterte ihr Eva bittend ins Ohr: „Hab' mich lieb, Heimchen — ja, willst du?"

Da schlang Grete stürmisch die Arme um den schönen weißen Nacken Evas und rief mit der Inbrunst eines Schwures: „Ja — immer, du liebe, liebe Mama!"

Lindheim wandte sich ab. Tränen standen in seinen Augen. Nie zuvor im Leben hatte er sich so unsagbar glücklich gefühlt.

Abends, als er an Gretes Bett saß und mit ihr von der neuen Mama redete, konnte Grete nicht müde werden, ihn immer wieder zu versichern: „Sie ist noch viel schöner als die allerschönste Märchenprinzessin und so gut wie die Fee Wunderhold. Ich werde sie gewiß immer sehr lieb haben, Papa!" — —

Ende Oktober war die Hochzeit. Grete kam alles so feierlich vor und sie selbst sich so wichtig, daß sie ganz stumm war. Ihr ganzes Leben lang blieb ihr

dieser Tag mit einer strahlenden Glorie umwoben, die nichts zu trüben vermochte.

Das Jahr, welches nun kam, war wie ein einziger schimmernder Frühlingstag. Kein Wölkchen an Gretes Himmel, und die Luft, welche über Lindheim lag, erfüllt von reinsten Harmonien.

Eva war eine treffliche Hauswirtin, eine vorzügliche Mutter und als Gattin Kamerad und Geliebte zugleich.

Grete war immer an ihrer Seite. Tagüber, während Lindheim in seiner Fabrik weilte, trippelte sie mit wichtiger Miene hinter der Mama her, guckte ihr jeden Handgriff ab und überschüttete sie mit kleinen Aufmerksamkeiten.

Eva ging niemals zu Bett, ohne daß auf ihrem Nachttischchen ein Gläschen stand mit Blumen, die Grete heimlich für sie gesucht. Die ersten Veilchen im März, die erste Rose, welche der Frühling brachte, Feldblumen im Sommer und im Winter die seltensten Blumen des Glashauses blühten nach Gretes Meinung absolut nur für „Mamatschi".

Grete liebte Obst und Zuckerwerk ebenso leidenschaftlich, wie sie Milch verabscheute. Da es aber Mamas Wunsch war, ersteres zu meiden und letztere so reichlich als möglich zu nehmen, mied Grete Obst und Zuckerwerk mit der Standhaftigkeit eines alten Römers und trank gehorsam täglich ein ganzes Liter Milch.

„Für dich tue ich alles," erklärte sie Eva, „einfach alles!"

Dafür spielte Eva dann mit ihren Puppen, erzählte ganz neue, selbst ersonnene Märchen und behandelte Grete wie eine Freundin, mit der man nur ganz vertraute Dinge bespricht.

Sie setzten sich dazu auf das Sofa in Mamas Zimmer, wo alles hellblau und weiß und licht war, daß es aussah wie ein ewiger Frühling.

Das Hauptthema war natürlich Papa. Weder Eva noch Grete konnten müde werden, von ihm zu sprechen und jede Nüance seines Wesens einer liebevollen Betrachtung zu unterziehen.

Wenn es gegen fünf ging, wurden beide aufgeregt. Grete band ein neues Schürzchen vor und stellte sich neben Eva vor den Spiegel, um sich gleich dieser für den Erwarteten zu schmücken. Dann eilten sie hinunter an die Gitterpforte des Parkes und spähten hinaus über die Felder.

Im Sommer, wenn die Sonne ein schimmerndes Netz von schrägen Strahlen spann, sahen sie ihn schon von weitem als dunkles Pünktchen am Horizont und rannten ihm um die Wette entgegen. Im Winter aber, wo Schneewälle und Nebelschwaden über der Ebene lagen und Dämmerschatten sich um diese Zeit schon gespenstig niedersenkten, huschelten sie sich eng aneinander und spähten angestrengt in das graue Dunkel hinaus.

„Ich sehe seinen Mantel flattern!“ schrie Grete dann wohl oft als erste, und Eva hatte alle Mühe, die kleine Wilde zurückzuhalten, die auf den verschneiten Hof hinausstürzen wollte, um zuerst von den geliebten Armen umfangen zu werden.

Dann geschah es zuweilen, daß Eva das Kind unsanft zurückriß. Und eines Abends, als Grete wieder hinaus- und dem Kommenden entgegendrängte, sagte Eva mit sonderbar harter Stimme: „Warum eigentlich willst du immer die erste sein, Grete? Weißt du nicht, daß Papa eigentlich mir gehört?“

Grete antwortete nicht. Sie hob nur erschrocken

das Gesichtchen empor und starrte die Mama fassungslos an. Diese aber sah sie gar nicht an, sondern blickte mit einem ganz fremden blassen Gesicht in die Dämmerung hinaus.

Von nun an drängte sich Grete nicht mehr vor. Ganz still und bescheiden blieb sie hinter Eva stehen und wartete, bis der Vater kam, sie auf den Arm nahm und, mit dem anderen Eva umschlingend, dem Hause zu schritt.

Zwei Tage später gab es ein wildes Schneetreiben. Der Sturm pfiff und heulte um die Mauern des Schlosses, daß durch den ganzen Bau ein Achzen ging.

Als die Stunde von Papas Heimkehr kam, hüllte sich Eva in einen langen Mantel und schlang ein Tuch um den Kopf. Als aber Grete auch ihr Mäntelchen holen wollte, sagte sie: „Nein, Heimchen, heute gehe ich allein. Es ist zu böses Wetter für dich."

Grete fing zu weinen an. „O, Mama — liebe Mama, bitte!"

„Nein, du bleibst!"

Das war wieder der harte Ton, vor dem Grete sich erschrocken duckte.

Lindheim kam an diesem Tage später als sonst. Und seine erste Frage war: „Wo ist Heimchen?"

Eva preßte die Lippen zusammen und warf den Kopf zurück. „Immer das Kind zuerst!" sagte sie bitter. „Daß ich selbst in Nacht und Sturm dich hier erwarte, läßt dich kalt. Nur nach Grete fragst du!"

Betroffen starrte er sie an. Ein Schimmer der Torlampe fiel auf ihr schönes Gesicht. Es war blaß und schmerzlich verzogen.

„Eva! Liebste, was sprichst du da?" Dann riß er sie stürmisch in die Arme und murmelte heiß: „Weißt du denn nicht, daß du mein alles bist? Vergöttere

ich dich zu wenig? O, Eva, wenn du wüßtest, wie meine Seele täglich mehr von dir erfüllt ist —“

Eva zitterte in seinem Arm. „Vergib,“ flüsterte sie, „aber ich liebe dich zu sehr, Franz, es macht mich krank, wenn —“ sie strich sich das beschneite Haar hastig aus der Stirne und versuchte zu lächeln. „Ich bin so töricht, gelt? Aber Heimchen ließ ich zurück, weil das Wetter so wild war, und ich fürchtete —“

Erst jetzt sah er, daß sie über und über naß vom Schnee war und daß ihre Zähne im Frost zusammenschlugen.

„Um Gottes willen, Eva — und du! Schnell, schnell komm ins Haus! Nein, auch du darfst mich nie mehr erwarten bei solchem Wetter, hörst du?“

Sie waren in den Flur getreten, der warm und hell war. Eva ließ den Mantel zu Boden gleiten und reckte sich hochaufatmend mit einem strahlenden Lächeln. „O — ich! Ich bin ja so kerngesund durch und durch! Um mich brauchst du keine Angst zu haben.“

Das Blut strömte ihr in die Wangen und färbte diese tiefrot, daß sie aussahen wie leuchtende Rosen, die aus dem Schnee erblühten. Sie war so schön und lieblich, daß er die ganze Welt vergaß über ihrem Anblick. —

Später sagte er zu Grete: „Sieh, Heimchen, wie gut Mama ist! Du hättest sehr krank werden können, wenn du hinausgegangen wärest. Du mußt Mama immer folgen, hörst du?“

„Ja,“ antwortete Grete, die auf ihres Vaters Schoß saß, und blickte unwillkürlich nach dem Büfett, an dem Eva stand. Und sie erschrak. Es war dunkel dort, wo Eva stand, aber aus dem Dunkel flimmerten zwei Augen mit einem seltsamen Ausdruck von Angst und Qual herüber.

„Mama — Mama!“ stammelte Grete beklommen, „komm doch zu uns!“

Eva rührte sich nicht. Und der Blick, der unverwandt auf Grete gerichtet war, nahm etwas Starres an.

Erst als Lindheim verwundert Heimchens Blick folgte, ging es wie ein Ruck durch die regungslose Gestalt, und es war, als erwache sie aus einem schweren Traume.

„Gleich komme ich,“ sagte sie tonlos und verließ das Zimmer.

Als sie eine Viertelstunde später wieder eintrat, trug Frau Evas Gesicht den gewöhnlichen lächelnden, frohen Ausdruck.

— — — — — — — — — — — — — —

Allmählich machte Grete eine sonderbare Entdeckung. Mama hatte zwei Naturen. Eine, die liebte, gut und zärtlich war, sie liebkoste, verwöhnte und stürmisch an sich riß, und eine andere, welche hart und feindlich und ungerecht war.

Diese zweite Natur suchte sie wohl ängstlich vor Papa zu verbergen, aber manchmal brach sie doch durch, und dann gab es kleine Streitigkeiten — Streitigkeiten, die mit den Jahren wuchsen.

Grete war gut und verständig. Sie liebte ihre schöne Mama immer noch abgöttisch und suchte ihr jeden Wunsch an den Augen abzusehen. Aber zuweilen kam etwas Mutloses über sie. Dann saß sie stundenlang da und starrte träumerisch in die Ferne. Ihr Gesicht hatte dann trotz ihrer fünfzehn Jahre einen vergrämten, unjugendlichen Ausdruck.

Einmal beobachtete sie Lindheim bei einer solchen Gelegenheit und erschrak. Wie ähnlich Grete ihrer verstorbenen Mutter wurde! Nie sonst war ihm das aufgefallen. In seiner Gegenwart trug ihr Gesicht

stets einen heiteren, lachenden Ausdruck, und die tiefe Melancholie, die nun darüber lag, schnitt ihm ins Herz.

Leise trat er hinter sie, hob ihren Kopf und legte ihn sanft an seine Brust, ihn mit den Händen dort festhaltend.

„Heimchen — woran dachtest du soeben?“

Sie blickte erschrocken zu ihm auf. „O Papa — du!“ stotterte sie verwirrt. „Ich —“

„Was dachtest du, Heimchen?“

„Daß — sei nicht böse, Papa! — aber ich dachte, daß mein Leben so zwecklos sei, daß ich etwas lernen möchte, um später einmal etwas leisten zu können!“

Er ließ sie los und blickte bestürzt in ihr erregtes Gesicht. „Welche Gedanken, Heimchen! Dein Leben zwecklos? Bist du nicht unsere schönste Freude, ja unsere einzige Freude? Ist die Blume zwecklos, die anderen zur Freude erblüht?“

„Du verstehst mich nicht, Papa! Bloß da sein, ist so wenig! Du und Mama — ihr wißt, weshalb ihr lebt, aber ich —“

Er erschrak ernstlich. „Heimchen, du bist krank, sonst könntest du nicht so sprechen! Was um Gottes willen willst du denn mehr als unser Sonnenschein sein?“

„Etwas lernen, Papa!“

„Aber du lernst ja ohnehin genug! Du weißt, daß der Arzt immer predigt: nur schonen, nur nicht überanstrengen!“

Grete machte eine ungeduldige Bewegung. „Unsinn! Ich bin ganz gesund. — Laß mich malen lernen, Papa! Ich fühle, da könnte ich etwas leisten. Und ich muß etwas haben — ich muß!“

Eva war eingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

Grete wandte sich an sie. „Hilf mir, Mama! Mach es ihm begreiflich, daß ich etwas brauche jetzt und später, das mich ausfüllt. Dieses müßige Im-Wege-stehen —“

Lindheim begriff sie immer weniger. „Aber wem stehst du denn im Wege?“

Frau Eva nahm das Wort. „Grete hat ganz recht. Warum willst du sie nicht malen lassen? Sie würde etwas haben, das sie beschäftigt.“

Dabei ruhte ihr Blick auf Grete mit einem Ausdruck, der Lindheim erschreckte. Nie hatte er diese schönen, leuchtenden Augen so kalt blicken sehen.

Als sich Eva beobachtet fühlte, sah sie scheu zur Seite und setzte kühl hinzu: „Übrigens kannst du entscheiden, wie du willst. Es handelt sich ja um dein Kind.“

Lindheim sagte nichts mehr. Das Abendessen wurde ziemlich schweigsam eingenommen, und bald darauf ging Grete zu Bett.

Als die Gatten allein waren und Lindheim sich seine Zigarre angezündet hatte, setzte er sich nicht wie sonst an Evas Seite, sondern begann schweigend im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Nach einer Weile sagte er, und seine Stimme klang, ohne daß er es wußte, gepreßt: „Ich möchte noch einmal wegen Heimchens mit dir reden, Eva.“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung, schwieg aber.

„Wie denkst du dir das eigentlich mit dem Malunterricht?“

„Das ist doch sehr einfach! Man hält ihr eben einen Lehrer. Das spielt doch keine Rolle.“

„Gewiß nicht. Aber die Konsequenzen. Das Kind ist so zart. Du weißt, daß wir aus diesem Grunde von jedem weiteren Unterricht absehen mußten.“

„Das heißt, du bildest dir das ein. Ich kann nicht finden, daß es nötig wäre. Grete ist hochaufgeschossen und daher etwas blutarm wie alle Kinder in gleicher Lage.“

„Entschuldige, Doktor Mahnert —“

„Mahnert ist ein Schwarzseher — genau wie du! Immer seht ihr Gretes Mutter vor euch und bildet euch tausend Schreckgespenste ein. Die Folge ist diese schon ans Lächerliche streifende Verwöhnung.“

„Eva!!“

„Ja — ich muß es einmal aussprechen! Es ist lächerlich; es ist absurd — immer Grete und immer die Angst um sie! Ich glaube, du hast überhaupt für nichts anderes mehr Raum in dir, Franz!“

Lindheim war jählings stehen geblieben und blickte seine Frau bestürzt an. War das Eva, die so sprach? Durfte gerade sie ihm diesen Vorwurf machen? Und was bewog sie dazu? Bis zu diesem Tage war er felsenfest überzeugt gewesen, daß sie Grete ebenso liebte wie er selber.

Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Wie die Angst vor einem ganz unvorhergesehenen Unglück.

Dann zwang er sich gewaltsam zur Ruhe. Es war ja nicht möglich! Vielleicht eine Laune, die Folge einer vorübergehenden Verstimmung.

„Eva,“ sagte er ernst, „ich will deine Worte nicht auf die Wagschale legen. Bleiben wir bei der Sache. Ich sprach vorhin von den Konsequenzen eines solchen Schrittes bei Grete. Angenommen nun, ich willige in den Unterricht und sie hätte Talent — wie lange glaubst du wohl, daß ihr ein einfacher Lehrer aus einer Provinzstadt genügen würde?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber das weißt du doch, daß Grete die Sache nie

als Dilettantismus betreiben würde! Früher oder später müßte der Tag kommen, an dem sie sich zu ihrer weiteren Ausbildung unter die Leitung eines berühmten Meisters würde begeben wollen. Sagen wir nach München oder Wien."

„Vermutlich."

„Und dann?"

„Tausende gehen nach München, ihr Talent auszubilden. Warum sollte es nicht auch Grete?"

Er blieb vor ihr stehen mit weitgeöffneten, erschreckten Augen. „Und du könntest dich von Grete trennen? Du könntest sie, deren Leben ein zitterndes Gut ist, das wir nach dem Ausspruch der Ärzte nur erhalten können unter den allergünstigsten Lebensbedingungen — du könntest sie ziehen lassen, ihren allzu zarten Organismus tausend Gefahren aussetzen — von anderen Gefahren ganz zu schweigen?"

Eva war blaß geworden. Um ihre Lippen lag ein trotziger Zug. „Warum nicht? Ich bin überzeugt, es würde ihr nicht schaden. Sie würde sich vielmehr abhärten, vielleicht kräftigen."

„Oder —" Lindheim blieb in höchster Erregung vor Eva stehen. „Eva, noch eine Frage: Würdest du ebenso sprechen, wenn du ein eigenes Kind hättest, und es handelte sich um dieses?"

Eva stand auf. Ein unendlich bitterer Ausdruck lag auf ihrem Antlitz. „Ich habe ja kein eigenes Kind — leider! Hätte ich eines, ich würde weniger arm sein!"

Sofort vergaß Lindheim alles andere über der tiefen Verzweiflung, welche sich bei diesen Worten seiner bemächtigte.

„Eva — o Gott, Eva," murmelte er tonlos, „was sprichst du da? Bist du nicht glücklich?"

Sie schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht und

brach in Tränen aus. „Nein — nein," rief sie leidenschaftlich, „wie kann ich? Bist du denn blind, daß du meinen Jammer nicht siehst? Fühlst du nicht, wie meine Seele dich für sich allein haben möchte, und wie es doch nie, nie sein kann? Immer steht diese Schranke zwischen uns!"

Das also war es! Lindheim erbebte. Und er war wirklich so blind gewesen, hatte wirklich geglaubt —

„Eva," stammelte er fassungslos, „du hast es doch gewußt!"

Aber sie unterbrach ihn flammend: „Nein! Was weiß ein Mädchen von zwanzig Jahren von Liebe und Ehe? Was wußte ich von den schweren Pflichten, die ich übernahm? Hätte ich sie gekannt, sie damals ganz begriffen, Gott ist mein Zeuge, ich wäre nie nach Lindheim gekommen!"

Lindheim stand und starrte wie betäubt auf die Tür, durch welche Eva gegangen war.

Lange konnte er es nicht fassen. Vor seinen Füßen hatte sich ein Abgrund aufgetan, und ein längst verblichenes Antlitz grinste daraus zu ihm auf mit kühlem, spöttischem Lächeln wie einst.

Wieder sah er die überlegene Miene seiner ersten Frau und hörte die Worte aus ihrem Munde: „Du bist ein Träumer, Franz, ein unpraktischer Träumer! Ein Kaufmann, der immer falsch kalkuliert, weil das Herz mit ihm durchgeht."

Viele Jahre hatte er nicht an diese Worte gedacht, die Leontine ihm so oft zugerufen hatte aus der Höhe ihrer kalten, nüchternen Weltanschauung. Jetzt fielen sie ihm plötzlich wieder ein.

„Göttin der Vernunft!" hatte er dann stets ärgerlich geantwortet. Auch daran dachte er nun.

Und doch — hatte sie nicht recht gehabt? War er

nicht ein unpraktischer Träumer, dessen herrlichste Luftschlösser ein Windhauch zertrümmerte? Kalkulierte er nicht immer falsch?

Da war das Kind, das er mit seinem Herzblut hätte nähren mögen, dem er ein sonniges Heim und eine zärtliche Mutter hatte geben wollen. Und da war das Weib, das er bis zum Wahnsinn liebte, mehr als alles andere auf Erden, das ihm heute noch teurer war als in der ersten Zeit ihrer Vereinigung, für dessen Glück er seine Seligkeit verkauft hätte — was war in Wirklichkeit daraus geworden?

Er stöhnte tief auf, und dann rannte er stundenlang wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und nieder.

Mitternacht war vorüber, als er das Schlafgemach betrat. Das Licht der Ampel fiel matt auf Evas Gesicht, das wie ein Gebilde aus Marmor im Rahmen des dunklen Haares lag.

Sie hatte die Augen geschlossen und lag da wie eine Tiefschlafende. Und während Lindheim neben ihrem Lager stand und unverwandt auf sie niederblickte, vollzog sich eine seltsame Wandlung in seinem Innern.

Alles, was an Groll und Enttäuschung in ihm gegärt hatte, kam zur Ruhe, und nichts blieb in seiner Seele als die große dankbare Liebe zu der Frau, die ihm alles gegeben hatte, was die erste Gattin ihm schuldig geblieben war.

Wärme, Liebe, schrankenloseste Hingebung, ein trautes Heim und das tiefste Verständnis für sein Wesen.

Eva lebte nur für ihn und in ihm, und wo ein Mensch auf solches stößt, da schwinden alle anderen Flecken, und er muß wieder lieben, ob er will oder nicht. Und alle Vernunft wird machtlos angesichts einer solchen Liebe.

Franz v. Lindheim hatte das nie so klar empfunden

wie in dieser Stunde. Eva war sein Schicksal. Ein Schicksal, dem er sich mit jauchzender Seele ergab, wohin es auch führen mochte.

— — — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht gegen Morgen wachte Lindheim durch ein leises Geräusch auf. Noch halb im Schlafe sah er, wie seine Gattin völlig angekleidet vor dem Schrank stand und eben ein Tuch um den Kopf schlang.

Hastig sprang er auf. „Eva — was tust du? Wohin willst du?"

Sie wandte sich erschrocken um. Ein totenblasses, schmerzverzogenes Gesicht starrte ihm entgegen. „Laß mich!" murmelte Eva. „Ich muß fort."

„Aber wohin denn um Gottes willen?"

„Ich weiß nicht — nur fort von Lindheim. Sage nichts, es muß sein! Ich bin ein elendes Geschöpf, nicht wert des Paradieses, in das du mich führtest, Franz." Er wollte sprechen, aber sie fuhr hastig fort, ohne ihn anzusehen: „Nein, nein, Franz, sage nichts dagegen! Du weißt nicht, was in mir vorgeht. Ich möchte sie ja lieben aus allen Kräften meiner Seele, aber ich kann nicht! Ich kann nicht!"

Das letzte kam wie ein Aufschrei über ihre Lippen. Lindheim erbebte. Dann riß er sie plötzlich wild in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Aber mich liebst du, und mich mußt du weiter lieben, solange noch ein Atemzug in dir ist, denn ich kann ohne dich nicht sein!" stammelte er außer sich. „Sage mir nichts von dem, was in dir vorgeht, verbirg es! Hab' Erbarmen, Eva! Ertrage es um meinetwillen!"

Während er sprach, lief ein Schauer über seinen Rücken, und ihm war, als spräche irgendwo eine Stimme

ganz deutlich: „Vater, Vater, warum verleugnest du mich?“

Aber er wollte nicht hören.

Er sah nur das Weib vor sich, das er abgöttisch liebte und dessen einst so strahlendes Antlitz nun einen bitteren, vergrämten Ausdruck trug.

Er riß das Tuch von ihrem Kopf und den Mantel von ihren Schultern und hob sie mit seinen Armen in die Höhe gleich einem Götterbild.

„Sage noch einmal, daß du gehen willst! Nicht um Himmel und Erde lasse ich dich!“

Da umschlangen auch ihn ihre Arme mit bebendem Griff, und in ihre Augen trat wieder der alte leuchtende Glanz.

„Wehe uns beiden!“ murmelte sie. „Auch ich kann nicht von dir lassen!“ —

Am anderen Morgen erteilte Herr v. Lindheim Grete die Erlaubnis, ihr Talent auszubilden.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später kam eine kranke Bettlerin mit ihrem Kinde am Schloß Lindheim vorüber und brach, wahrscheinlich infolge von Entkräftung, nahe davon ohnmächtig zusammen.

Eva, welche den Fall vom Fenster sah, eilte hinab, hob die Frau auf, ließ sie ins Schloß bringen und richtete ihr dort ein Zimmer, wo sie bleiben sollte bis zu ihrer Genesung.

„Hilf mir, Grete,“ bat sie diese, ganz Mitleid und Hilfsbereitschaft, „sieh nur, wie jammervoll das Kindchen dreinguckt! Komm, wir wollen es waschen und frisch kleiden.“

Sie holte Wäsche vom Boden und kochte eigenhändig einen Milchbrei, während Grete das Kind im Arm hielt.

Als der Kleine dann versorgt war und behaglich in seinem rasch improvisierten Bettchen schlief, betrachtete ihn Eva mit zufriedenen Blicken. Sie vergaß darüber ganz, daß die Stunde nahte, in welcher sie Franz entgegenzugehen pflegte, eine Gewohnheit, welche sie all die Jahre her getreulich beibehalten hatte, während Grete sich längst nicht mehr daran beteiligte.

Die Uhr schlug ein Viertel vor fünf. Eva warf noch einen flüchtigen Blick auf das schlafende Kind und einen zweiten in den Spiegel — nein, zum Toilettemachen war heute keine Zeit mehr.

Aber Grete sollte mit. Sie wollte Franz damit angenehm überraschen. Sie war ja so glücklich, seit sie sich von der schrankenlosen Größe seiner Liebe überzeugt hatte! Sie wollte nun auch alles daran setzen, um gut zu sein, die wilde Eifersucht auf Grete begraben für alle Zeit, ihr eine wahre Mutter sein — ihm zu lieb. Die ewig nagende Stimme des Vorwurfs sollte in ihr endlich schweigen.

Sie rief eine der Mägde und befahl ihr, bei dem Kind zu bleiben. Dann suchte sie Grete. Sie war nicht in ihrem Zimmer, und niemand hatte sie gesehen.

Eva wußte keinen Grund dafür, aber eine seltsame Unruhe befiel sie. Vielleicht war sie im Garten?

Sie eilte hinab nach dem Pavillon und allen Plätzen, wo Grete sonst an den warmen Frühlingstagen zu lesen oder zu zeichnen pflegte.

Aber Grete war nicht dort.

Endlich fand sie sie ganz rückwärts im Park, aufmerksam gemacht durch ein leises Schluchzen, welches aus einem kleinen Birkengebüsch drang.

Dort lag das Mädchen auf der Erde, den Kopf fest in den moosigen Boden gepreßt, und weinte, daß ihr ganzer Körper krampfhaft erbebte.

Erschrocken beugte sich Eva über sie. „Warum weinst du, Heimchen?“

Grete stand langsam auf, ließ das verweinte Gesicht beschämt auf die Brust sinken und schwieg.

„Warum weinst du, Heimchen?“ fragte Eva noch einmal. „Hat dir jemand etwas zuleid getan?“

Grete schüttelte den Kopf.

„Willst du mir nicht sagen, was dich weinen macht, mein Kind?“ sagte Eva in so weichem Ton, wie Grete ihn lange nicht aus ihrem Munde gehört hatte.

Da schluchzte das Mädchen, am ganzen Leib bebend, heraus: „Warum bist du zu allen anderen so engelsgut, Mama — nur zu mir nicht? Was habe ich dir getan?“

Wie ein Schwert fuhr das Wort in Evas Herz. Sie fand keine Antwort. Nur ihre Arme streckten sich aus nach Grete und zogen das junge Mädchen an sich, und dann flossen ihre Tränen zusammen. Die Evas in bitterer Reue um Vergebung flehend, die des Kindes in Rührung und neu aufkeimender Hoffnung.

Als Lindheim an diesem Tage heimkehrte, erwartete ihn niemand an der Gitterpforte. Dafür fand er Eva und Grete innig umschlungen in Gretes Zimmer, beide mit dem Ausdruck reinsten Glückes in den Augen.

Da hoffte er noch einmal, daß alles gut werden würde.

— — — — — — — — — — — — —

Gretes Talent erwies sich als weitaus bedeutender, wie man gemeint hatte. Ihr Lehrer, der Landschaftsmaler Bäumler, ein guter alter Herr, welcher zweimal wöchentlich die Nachmittage bei seiner Schülerin in Lindheim zubrachte, schüttelte immer erstaunter den Kopf.

„Welch seltsames Genie ist dieses Kind!“ sagte er

oft. „Es malt Bäume und Berge und Gewässer, und wenn man das Bild betrachtet, ist's gerade so, als gucke einem daraus das rätselvolle Geheimnis einer Menschenseele entgegen. Man schaut und grübelt, und jedes Blatt wird lebendig und erzählt von ewigen Leiden und ewigen Wonnen, welche diese Seele unaufhörlich durchbrausen. Es sind keine Bilder mehr — es ist sie selbst!"

Manchmal sagte Herr Bäumler auch in bescheidener Selbsterkenntnis: „Was ich selbst Sie lehren konnte, Grete, das war schon vor zwei Jahren zu Ende. Sie müßten längst fort, hinaus in die große Welt. Nur dort im bunten Wechsel kann Ihr Genie den höchsten Gipfel erklimmen."

Wenn er so sprach, dann sah Grete traurig vor sich hin, Herr v. Lindheim aber schüttelte erschrocken und abwehrend den Kopf. In Evas Augen trat ein seltsamer Glanz. Doch schwieg sie.

Vor kurzem hatte Grete auf Bäumlers Drängen einige Bilder nach Paris zur Ausstellung geschickt. Sie waren von der Jury angenommen worden.

Es war gegen Ende Juli. Grete saß im hintersten Teil des Parkes und malte einen einsamen Weiher, auf welchem Seerosen blühten und düstere Erlen ihre Zweige bis auf die Wasserfläche senkten.

Sie war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie den leisen Schritt ihres Vaters erst hörte, als Lindheim schon dicht hinter ihr stand.

Lächelnd blickte sie zu ihm auf. „Nun, Papa — bist du zufrieden? Wird es recht?"

„Ja, Heimchen, es ist herrlich — viel schöner als die Wirklichkeit! Aber nun laß die Arbeit und komm mit mir! Ich habe solche Sehnsucht nach dir — so ewig lang haben wir nicht zu zweien geplaudert."

Grete legte den Pinsel beiseite und warf einen unruhigen Blick in der Richtung des Schlosses.

„Wo ist Mama? Du weißt, sie sieht es nicht gerne —“

„O Heimchen! So weit ist es also gekommen, daß ich die Liebe zu dir ängstlich verstecken muß!“ rief Lindheim schmerzlich, und was wie ein dumpfer Alp seit Jahren auf ihnen allen lag, das kam ihm plötzlich zum Bewußtsein. „Wie ein Dieb nur darf sich der Vater zu seinem Kinde schleichen!“

Grete streichelte sanft seine Wange. „Sie hat dich so lieb, zürne ihr nicht, Papa!“ Dann führte sie ihn zu einer Rasenbank.

„Komm, wir wollen einmal ganz vernünftig sprechen. Schon lange wollte ich das und habe mir im Geist alles zurechtgelegt. Du mußt mich aber auch ruhig anhören, Papa!“

Er blickte erschrocken in ihr schmales Gesicht, in dem die Augen übergroß leuchteten.

„Heimchen, was willst du?“

„Dir sagen, Papa, daß es am besten ist, wenn ich fortgehe! Nicht wahr, du begreifst, daß es sein muß?“

„Heimchen, du willst wirklich?“

„Ich muß, Papa! Verstehe doch: nicht wollen, sondern müssen! Du fühlst es ja selber, wir leiden alle und gehen langsam daran zu Grunde. Es ist nicht Haß und nicht Herrschsucht, was in Eva lebt. Sie würde die letzte Magd sein in Lindheim und mir in allem den Vortritt lassen, aber dich, dein Herz will sie für sich allein besitzen! Ich verstehe die Arme so gut! Sie hat kein Kind — nichts als dich! Du bist ihre Welt, ihr Alles! Und wie tapfer kämpft sie gegen sich an, ich weiß, sie liebt mich, aber wenn du bei mir bist, wenn deine Seele sich mir zuwendet, dann haßt

sie mich! Anfangs, als ich dies begriff, glaubte ich, wir könnten es zwingen. Wir haben uns versteckt mit unserer Liebe — nicht wahr, Papa? — Aber es ist so schwer auf die Dauer, fremd aneinander vorüberzugehen. Du weißt es selbst — und ich — ich kann es nicht länger! Du bist doch mein Vater!"

Lindheim zuckte bei diesem Wort zusammen und blickte verstört auf. „Ja," murmelte er, „dein Vater! Aber ein schlechter Vater, feig — nur auf sich bedacht! Nein, Heimchen, du hast recht, so darf es nicht weitergehen! Eva muß —"

„Sie kann nicht! Verstehst du denn noch immer nicht? Sie möchte ja, aber in ihr ist nichts Halbes: mit ganzer Seele gibt sie sich, mit ganzer Seele will sie dich für sich allein haben. Und darum werde ich gehen. Dann wird Friede sein!"

Lindheim hatte das Gesicht in den Händen verborgen und brütete in dumpfer Verzweiflung vor sich hin. Er fühlte es: alles, was Grete sagte, war wahr. Und doch — gab es nicht tausend Witwer, die eine zweite Ehe schlossen, und deren Frauen den Stiefkindern gute Mütter waren?

Plötzlich fiel ihm ein, wie damals vor dreizehn Jahren Grete erschrocken gefragt hatte: „Wird es eine — Stiefmutter sein?"

Er zuckte zusammen. Die ganze Kinderzeit Gretes tauchte vor ihm auf. Die Sonntagnachmittage zu zweien, die wilden, törichten, süßen Spiele, all der Unsinn, den sie zusammen getrieben hatten, die abgöttische Liebe, welche sie verbunden hatte.

Daneben die nie zur Ruhe gekommene Angst um Gretes Gesundheit. Sie war auch heute noch zart wie ein Hauch, ganz das Abbild ihrer Mutter.

Und dieses Wesen sollte er von sich lassen? Un-

behütet unter fremde Menschen? Aus dem schützenden Heim, auf das sie ein Recht hatte?

Mit einer fast wilden Bewegung raffte er sich auf. „Nein — nein,“ stieß er heraus, „ich kann dich nicht fort lassen! Es muß ein anderer Ausweg gefunden werden!“

„Lieber Papa, es gibt keinen anderen! Else Behrend lebt als Malerin in Paris. Du weißt, wir spielten als Kinder zusammen und sind uns seitdem immer herzlich gut geblieben — sie hat mich eingeladen, ihr Atelier mit ihr zu teilen. Zu ihr will ich gehen.“

„Und Mama?“

„Ich habe bereits mit ihr gesprochen — sie ist einverstanden!“

Lindheim sprang auf. „Sie kann — nein, sie kann nicht wirklich —“

Er verstummte jäh. Zwei Schritte von ihnen entfernt stand Frau Eva, ein Telegramm in den Händen. Sie mußte die letzten Worte gehört haben, aber sie sagte keine Silbe. Hochaufgerichtet stand sie stumm da in ihrer siegreichen Schönheit, welche wie der Duft einer vollerblühten Rose sie umgab. Und ihr Blick hing in verzehrender Angst an Lindheims Antlitz. Dort funkelte zum ersten Male etwas Fremdes ihr entgegen.

Grete seufzte leicht auf und trat zu ihr. „Ein Telegramm, Mama? Für Papa?“

„Nein — für dich.“

Mechanisch öffnete es Grete, während die Blicke der Eltern immer noch schweigend aneinander hafteten. Gleich darauf sagte sie mit merkwürdig ruhiger Stimme: „Else Behrend depeschiert mir, daß mein Bild ‚Einsamkeit im Schnee‘ von der Preisjury mit dem zweiten Preise ausgezeichnet wurde. Es ist wie ein Wink des Schicksals, ich muß nun wohl hin. Wenn es dir recht ist, Papa, möchte ich Ende der Woche fahren.“

Als Lindheim nicht antwortete, sondern immer noch wie geistesabwesend vor sich hin starrte, wandte Grete sich dem Schlosse zu und verschwand bald hinter den Taxuswänden, welche sich längs des Weges dahinschlängelten.

Die Gatten waren allein.

Und jetzt kam plötzlich Leben in Lindheim. Er trat auf Eva zu und sagte, während tiefe Blässe sein Gesicht bedeckte, heiser: „Eva — sage, daß es nicht wahr ist, daß du nicht einverstanden bist!“

Auch ihr Gesicht war blaß geworden. Trotz und Qual lagen auf ihren Zügen. „Ich kann nicht lügen. Sie oder ich! — Nun wähle!“ sagte sie laut und fest.

Stöhnend sank er auf die Rasenbank. „Also doch!“

Da kniete Eva schon vor ihm und barg mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihren Kopf in seinem Schoß. „Stoße mich nicht von dir! Die ganze Welt ist mir nichts mehr ohne dich, Franz — Franz, du tötest mich, wenn —“

„Und Grete?“

„Sie ist stärker als ich. Sie hat ihre Kunst. Sie wird ohne dich sein können — ich nicht!“

„Und wenn sie krank wird dort, wenn sie —“

„Sie wird nicht, Franz! Sage ja — um meinetwillen!“

Er sagte nichts, aber sein Schweigen war Eva genug. Jubelnd warf sie sich an seine Brust. Und während er, mitgerissen von ihrer stürmischen Liebe, die Arme fest um ihre Schultern schlang, war ihm, als hörte er zum zweiten Male im Leben eine geheimnisvolle Stimme: „Vater, warum verleugnest du mich?“

— — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später reiste Grete nach Paris.

Es schien, als wäre mit ihrer Abreise wirklich der Friede dauernd in Lindheim eingezogen. Eva blühte

förmlich auf und war von bezaubernder Fröhlichkeit. Wie ein neues Wesen erschien sie ihrem Gatten, voll Holdseligkeit und hingebendster Fürsorge für ihn.

Grete schrieb anfangs fleißig, schilderte ihr Leben, ihr Schaffen und die vielen Anerkennungen, welche diesem zu teil wurden.

Ihre Briefe waren warm und herzlich, bald an Eva, bald an Lindheim gerichtet, und immer durchtränkt von Glück und Schaffensfreude.

„Siehst du, wie recht ich hatte!“ triumphierte Eva. „Grete ist glücklich und sehnt sich gar nicht nach Lindheim zurück!“

War sie wirklich glücklich? Lindheim grübelte viel darüber nach. Hie und da ein Wort in ihren Briefen machte ihn unruhig. Es lauerte dahinter — vielleicht nur ihm verständlich — die Sehnsucht. An solchen Tagen befiel ihn oft plötzlich eine namenlose Angst, und Nachts lag er stundenlang wach im Bett.

Allmählich ergriff ihn eine quälende Sehnsucht nach ihr. Er wollte, daß sie nach Hause käme, wenn auch nur für kurzen Besuch, und einmal — etwa ein Jahr nach Gretes Abreise — wurde diese Sehnsucht so übermächtig, daß er, obwohl seine Anwesenheit in der Fabrik nicht gut entbehrt werden konnte, selbst nach Paris reisen wollte.

Grete selbst lehnte beides ab. Sie war über und über mit neuen Arbeiten beschäftigt, und sobald der Winter kam, wollte sie mit Else Behrend nach Nizza, um dort Studien zu machen.

Das Wort Nizza erschreckte Lindheim. In Nizza war Gretes Mutter gestorben. Was wollte Heimchen dort? Wirklich bloß Studien machen? Wenn sie am Ende krank war, und der Arzt hätte es ihr verordnet?

Eva lachte ihn aus. „Schreibt sie denn nicht auf

jede diesbezügliche Frage, es gehe ihr vortrefflich? Und mußt du wirklich von neuem anfangen, dich mit den alten Schreckgespenstern zu quälen?"

Aber Lindheim hatte keine Ruhe mehr. Eines Tages setzte er sich, ohne Eva etwas zu sagen, hin und schrieb an Fräulein Behrend, sie um ganz genaue und wahrheitsgetreue Auskunft über Gretes Befinden bittend.

Die Antwort kam umgehend. Fräulein Behrend schrieb zwei Tage vor der Abreise nach Nizza, Herr Lindheim solle sich nur gar nicht beunruhigen, Grete sei in bester Stimmung, von geradezu großartiger Arbeitskraft und sicher ganz gesund. Ein leichter Katarrh, welchen der Herbst wohl jedermann bescherte, habe gar nichts zu sagen und werde in Nizza gewiß sogleich verschwinden.

Lindheim war aber nichts weniger als beruhigt. Jeder Katarrh Heimchens war für ihn seit jeher ein drohendes Schreckgespenst.

Er brachte Eva den Brief.

„Ich habe keine Ruhe — ich möchte um jeden Preis, daß Heimchen nach Hause kommt. Meinst du nicht?"

Ängstlich las er in Evas Mienen. Sie aber schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich begreife dich wirklich nicht, Franz! Natürlich würde ich mich sehr freuen, wenn Grete den Winter bei uns verbrächte, aber glaubst du ihr damit etwas Gutes zu tun, wenn du sie zwingst, anstatt des milden Südens unseren rauhen Winter aufzusuchen? Gerade wenn es so wäre, wie du fürchtest — wo könnte sie sich besser erholen als in Nizza?"

Er sah das schließlich ein. Nach acht Tagen aber schrieb er doch an Grete und bat sie dringend, nach Lindheim zu kommen.

Grete lehnte abermals ab. Es gehe ihr vortrefflich in Nizza, und die Natur sei so herrlich ringsum — er solle ihr doch diese Freude nicht rauben. Im Sommer, wenn es in Lindheim warm und sonnig sei, und sie ihre Pläne inzwischen ausgearbeitet habe, wolle sie bestimmt kommen.

Beruhigt und doch verstimmt legte er den Brief zur Seite.

Nein, Heimweh konnte sie nicht haben, und krank schien sie auch nicht zu sein. Aber wenn sie noch so an ihm gehangen hätte, mit derselben innigen, sehnsüchtigen Liebe, wie er selbst sie insgeheim im Herzen trug, dann wäre sie doch wohl gekommen.

Ein leiser Stachel blieb in ihm sitzen von diesem Briefe. Er schrieb, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, von nun an auch kühler und seltener.

Der Winter verging ihm in Unruhe und Rastlosigkeit. Er wußte nicht, was es war, aber eine unbestimmte Sorge quälte ihn beständig, quälte ihn um so heißer, als er es vor Eva ängstlich verbergen mußte.

Sie hatte seine Angst um Grete anfangs scherzhaft genommen. Dann plötzlich war wieder die alte Eifersucht in ihr erwacht. Mit finsterer Miene sah sie ihn Gretes Briefe lesen, mit argwöhnischen Blicken beobachtete sie ihn, wenn er manchmal in sich gekehrt dasaß oder rastlos und stumm im Zimmer auf und nieder wanderte.

Einmal sagte sie aus einer solchen Stimmung heraus bitter: „Immer bist du mit deinen Gedanken bei ihr! Wann endlich wirst du ganz bei mir sein?"

Lindheim war nicht mehr so geduldig wie früher. Gereizt erwiderte er: „Und wann endlich wirst du aufhören, mich wie einen Gefangenen zu beobachten, dessen Gedanken nicht einmal frei schweifen dürfen?"

Natürlich hatte man sich bald wieder versöhnt, natürlich nahmen beide sich künftig doppelt in acht. Aber Schatten blieben zurück.

Weihnachten war einfach trostlos. „Wozu einen Baum schmücken?“ hatte Lindheim gesagt. „Es hätte doch keinen Sinn. Lade Gäste ein, damit wir leichter darüber hinwegkommen.“

Eva tat ihm den Willen. Sie, die in all den Jahren so selten Gäste bei sich gesehen hatten, saßen mitten unter Leuten, die ihnen im Grunde völlig gleichgültig waren.

Beide litten dabei unsagbar. Grete hatte ein Bild geschickt, „Vorasturm“, ihr letztes Werk, ganz in Rosen und Passionsblumen gebettet. Und als die Gäste fort waren, ging er allein in sein Arbeitszimmer, schloß sich mit dem Bild und den Blumen dort ein und weinte wie ein Kind.

Drüben in ihrem Boudoir saß Eva und fragte sich verzweifelt, was sie tun sollte, um das letzte Restchen Glück festzuhalten, das ihren Händen zu entgleiten drohte.

— — — — — — — — — — — — —

In den folgenden Monaten schrieb Grete öfter als sonst. Sie schrieb meist an Lindheim, zärtlich wie früher, ganze Bogen voll Erinnerungen aus der Kinderzeit, tausend kleine Dinge berührend, die ihm selbst längst entfallen waren. Und zwischen den Zeilen las er immer deutlicher ihre Sehnsucht nach Lindheim und ihm selber.

Im Juni wollte sie kommen — endlich!

Nein — lieber schon im Mai sollte sie reisen, vielleicht schon Ende April, wenn die Apfelbäume in Blüte ständen, schrieb er ihr zurück.

Eine fieberhafte Unruhe begann Lindheim zu er-

greifen. Er ließ Arbeiter kommen, das Schloß sollte neu gemalt, Gretes Zimmer neu hergerichtet werden.

Dazwischen packte ihn manchmal eine entsetzliche Furcht. Es dauerte noch sechs Wochen bis Ende April. Wenn irgend etwas dazwischen käme! Sogar ein Eisenbahnunglück spiegelte seine erregte Phantasie ihm vor. Er nahm sich vor, Grete jedenfalls bis München entgegenzufahren.

Und dann kam das Schreckliche wirklich. An einem stürmischen Märztag fand Lindheim, aus der Fabrik heimgekommen, auf seinem Schreibtisch einen Brief aus Nizza von Else Behrend.

Sie schrieb: „Lieber Herr v. Lindheim! Obwohl Grete es mir auf das strengste verbot, Ihnen etwas über ihren Zustand zu schreiben, fühle ich mich doch verpflichtet, Ihnen endlich darüber reinen Wein einzuschenken. Grete ist leider sehr krank, viel kränker, als sie vielleicht selbst glaubt. Doktor Leroy, der sie behandelt, scheint mir sehr besorgt. Es wäre vielleicht gut, wenn Sie sich an ihn selber wendeten um genaue Auskunft. Nur um eines bitte ich Sie: kommen Sie ja nicht hierher! Es würde Grete entsetzlich aufregen. Sie will absolut nicht, daß ihre Angehörigen etwas über ihren Zustand erfahren, und würde mir diesen Brief, den ich rein aus Pflichtgefühl schreibe, nie verzeihen."

Dann folgte noch die Adresse des Arztes und dann nochmals die Bitte, ja nicht selbst zu kommen.

Lindheim ließ den Brief ratlos sinken und starrte ins Leere.

Nun war es geschehen! Sein armes Kind, sein Heimchen! Das Denken fiel ihm schwer. In wirrem Reigen tanzten die Gedanken durch sein Hirn. Die Heimat hatte er ihr genommen aus Schwäche. Nun

starb sie! So mußte es kommen. Und plötzlich schrie er es laut heraus: „Mörder — feiger Mörder!“

Erschrocken eilte Eva herein. Sie erbebte vor dem Blick, den er ihr zuwarf. Sie wollte fragen, aber er rannte, ohne auf sie zu hören, hinaus, und gleich darauf sah sie ihn wie einen Wahnsinnigen durch den Park eilen.

Die Bäume ächzten und bogen sich im Sturm, ein kalter Regen sprühte vom Himmel. Lindheim beachtete es nicht. Nur die Luft sog er ein, keuchend im Laufe, und dabei verfolgte ihn unablässig der Gedanke: Hier war sie gesund. In dieser Luft, von deiner Liebe behütet, wäre das Schreckliche nicht eingetreten.

Endlich stand er vor dem Telegraphenamt in der Stadt und gab eine ausführliche Depesche an Doktor Leroy in Nizza auf mit bezahlter Rückantwort.

Was lag ihm daran, daß der Mann in Nizza durch das Telegramm mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufgestört werden würde.

Er wollte ihn später fürstlich entschädigen. — Nur jetzt Gewißheit!

Verstört lief Lindheim durch die Straßen der Stadt. Er dachte gar nicht daran, nach Hause zu gehen. Das Schloß war ihm verhaßt, und vor Evas Anblick graute ihm.

Er wollte — nein, er konnte sie nicht sehen jetzt.

Sie war ihm plötzlich völlig fremd geworden. Mit dem Kellner des Kaffeehauses, in welches er gegen Mitternacht erschöpft eintrat und in welchem er rasch eine Tasse schwarzen Kaffees hinunterstürzte, hätte er eher von seinem Leid reden können als mit Eva.

Hatte er sie wirklich geliebt? Ja — und sie stahl ihm dafür sein Kind!

Nein — nicht feige auf andere schieben, was man

selbst verschuldet. Sie war ein Weib, und um ihr Kind handelte es sich nicht. Aber er — er!

Er rannte schon wieder verzweifelt durch die nachtstillen Gassen. Wie der Wind an den Ecken heulte und ächzte! Im Tageslärm ging es ganz verloren, aber war es jetzt nicht wie das wimmernde Röcheln einer Sterbenden?

Nicht hin dürfen zu ihr! Sie nicht einmal in die Arme nehmen dürfen und ihr sagen: Vergib! Sie wollte ja nicht, daß er ihren Zustand ahnte. Und ihr nicht sagen dürfen: Komm ins Vaterhaus, in die Heimat zurück, wo wir deiner mit offenen Armen harren!

Eva — — — man wußte ja nicht — die Stiefmutter! — O, man tötet ein Kind ja nicht bloß durch Mißhandlungen. Es kann auch langsam verschmachten in der Einsamkeit.

Endlich wurde es Tag. Die Sonne ging auf, der Himmel war frühlingsblau und klar. Hohnlächelnd starrte der einsame Mann, der im Lindheimer Park auf einer Rasenbank am Weiher saß, der Sonne ins Gesicht.

Warum schien sie so strahlend herab? Warum dehnten sich ihr die schwellenden Baumknospen so erwartungsvoll entgegen? Es war doch alles umsonst.

Ein Arbeiter kam durch den Park vom Schlosse her. Als er den einsamen Mann erblickte, zog er erstaunt die Mütze.

„Der gnädige Herr! Da will ich doch gleich der gnädigen Frau —“

„Halt,“ rief Lindheim rauh, „dageblieben, Eckert!“

Der Mann blieb stehen. Lindheim zwang sich zur Ruhe.

„Ich hatte eine schlaflose Nacht, Eckert, und möchte hier in der frischen Morgenluft mich etwas erholen.

Seid so gut und geht in die Fabrik hinüber und fragt, ob kein Telegramm für mich gekommen ist. Wartet darauf und bringt es mir hierher. Und — ich will nicht, daß mich jemand stört. Habt Ihr verstanden?"

Eckert nickte. „Jawohl, gnädiger Herr."

Im Fortgehen dachte er: „Da muß es aber was gesetzt haben zwischen den beiden! Wie der aussieht!"

Lindheim saß in stumpfer Gleichgültigkeit da und wartete. Seine Gedanken waren weit, weit entfernt. Er sah sich in Nizza an dem Lager seines sterbenden Weibes, sah wieder, wie damals zum ersten Male eine große Unruhe in den sonst so gleichmäßigen Zügen arbeitete, und hörte sie angstvoll flüstern: „Das Kind, Franz, wirst du es treu behüten? Lieben, wie — wie ich es geliebt hätte?"

Und seine Antwort war gewesen: „Wie meinen Augapfel will ich es hüten und lieben."

Wahrlich, er hatte sein Wort gut gehalten! Ein meineidiger Mörder! . . .

Endlich brachte Eckert ihm ein Telegramm von Doktor Leroy. Es lautete: „Zustand der Patientin hoffnungslos. Ende voraussichtlich bald und leicht. Pflege in den besten Händen. Kommen nicht erwünscht, da Patientin es nicht will und ihren Zustand nicht ahnt. Könnte nicht für die Folgen einer solchen Aufregung stehen."

Lindheim starrte unverwandt auf das Blatt Papier.

Da war nun die Gewißheit. Einsam, wie er sie leben ließ, mußte er sie nun sterben lassen.

Von irgendwo aus der Luft tönte ihm ihre Stimme in die Ohren, Worte, die Heimchen vor anderthalb Jahren hier am Weiher zu ihm gesprochen hatte: „Du bist doch mein Vater!"

Und plötzlich wurde es seltsam ruhig in Lindheims

Kopf. Wie wenn alle die flatternden Gedanken gleich einer Vogelschar sich nun auf einem Punkt sammelten.

Er erhob sich. Durch die Taxusallee dort konnte man ganz gut ungesehen bis zum Schloß kommen. Dann die kleine Seitentreppe hinauf, welche direkt an sein Arbeitszimmer führte, und dann —

Dort hing Leontines Bild an der Wand und darunter Heimchens lachender Kinderkopf. Auch das Eisbärenfell war dort, das so viele Märchen mitangehört und auf dessen Kopf Heimchen mit unverwandt auf den Erzähler gerichteten Augen gekauert war. —

Lindheim stand am Schreibtisch. Sollte er Heimchen schreiben? Wozu? Alles, was er ihr sagen könnte, wußte sie ja doch. Aber ein paar Worte — nur wenige ...

— — — — — — — — — — — — —

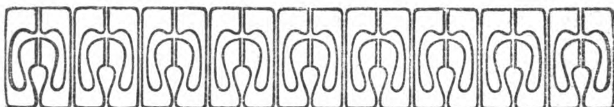
Eva, die regungslos und wie betäubt nach einer angstvoll durchwachten Nacht in ihrem Zimmer saß, wurde durch einen kurzen Knall aus ihrem Brüten aufgeschreckt.

Da wußte Eva auf einmal alles.

Drüben auf dem Eisbärenfell lag er, mitten ins Herz getroffen. Auf dem Schreibtisch das Telegramm Leroys und ein Zettel dabei von Lindheims Hand: „Ich klage niemand an, aber ich richte mich selbst.“

Mit einem dumpfen Schrei stürzte Eva besinnungslos zu Boden.





Der König unserer Wälder.

Ein Weidmannsbild von E. E. Weber.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Edelhirsch ist der König unserer Wälder. Erreichen auch heute die alten Platzhirsche nicht mehr, wie es noch im 17. Jahrhundert in Württemberg und Thüringen der Fall war, ein Gewicht von 8 Zentnern, so sind doch Kapitalhirsche von 3½ und 4 Zentnern auch jetzt noch nicht allzu selten. Gehör, Geruch und Gesicht sind beim Edelhirsch außerordentlich scharf entwickelt. Mit stolzer Würde trägt der Zwölfender und Vierzehnender sein prachtvolles Geweih. Auch an Mut und Kraft fehlt es ihm nicht. In der Brunftzeit wenigstens kämpft er mit den Nebenbuhlern auf das erbittertste, und unter Umständen zögert er in dieser Periode nicht, sogar den Menschen anzugreifen.

Für gewöhnlich leben die Edelhirsche nach Geschlecht und Alter gesondert in Rudeln zusammen, an deren Spitze als Führer und Wächter das Kopf- oder Leittier steht. Die stärksten Hirsche indessen, die Kapitalhirsche, sind bis zur Brunftzeit ungesellig und lieben die Einsamkeit. In dieser Zeit, wo es noch nicht zur Familienbildung gekommen ist, verläuft das Leben des Rotwildes ziemlich regelmäßig. Gegen Abend treten die Hirsche aus dem Wald und den Dickungen auf die

Lichtungen, Wiesen und Felder und Schonungen hinaus, äsen Gras, junges Laubwerk, Saat, Rüben und Kartoffeln, die sie mit den Läufen aus dem Acker her-



Copyright of Mr. Walter Winans.

Zwölfender kurz nach dem Abwerfen.

ausschlagen, Eicheln und Bucheckern, schälen auch von jungen Stämmen die Rinde ab, verbringen so die Nacht mit der Nahrungssuche und kehren dann mit dem Anbruch des Morgens zu ihrem Standort im

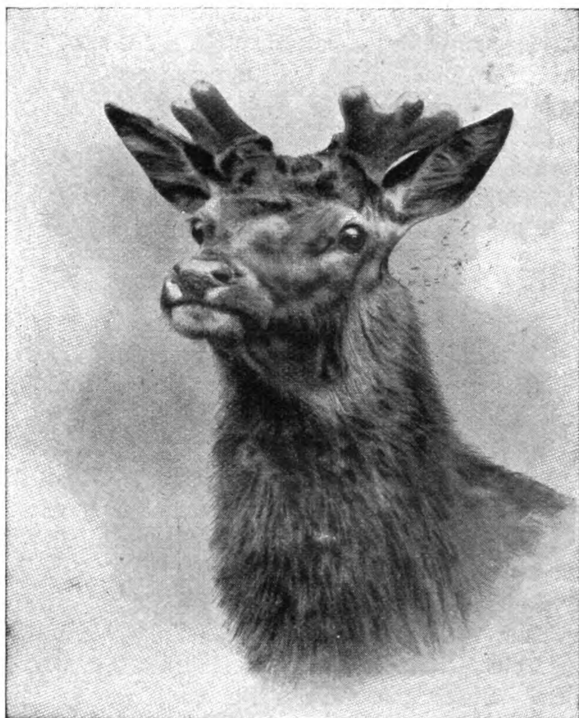
Wald zurück, um sich niederzutun und in den Tagesstunden wiederkäuend und schlafend zu rasten.

Sehr leicht kann man die Lebensweise der Hirsche in den ausgedehnten Wildparken der englischen Großgrundbesitzer beobachten. Da in diesen Wildgehegen die Nahrung nur beschränkt ist, so werden hier die Hirsche gegen 5 Uhr Morgens von einem Wärter mit Bohnen gefüttert, die auf den Boden ausgestreut werden. Ein jedes Tier erhält etwa einen Viertelliter Bohnen zum Frühstück. An den heißen Sommertagen ziehen sich dann die Hirsche bis etwa 2 Uhr Nachmittags in den Schatten der Eichenbestände zurück oder lagern sich auch auf den Hügelrücken, um ein kühles Lüftchen zu erschnappen. Von 2 bis 4 Uhr durchstreifen sie äsend den Park, um dann abermals Siesta zu halten.

Mit dem Beginn des Herbstes erwacht aber ein neuer Geist in den Rudeln. Jetzt, bei uns von Mitte September ab, in England mit Anfang des Oktobers, beginnen in den Nächten die Gabler, Achtender, Zehnender und Vierzehnender zu schreien, man mißt seine Kräfte in heftigen Zweikämpfen gegeneinander ab und die Sieger sammeln nun ihre weibliche Gefolgschaft um sich.

Mitte Mai bis Anfang Juni trennt sich die Hirschkuh von dem Rudel, dem sie bisher angehört hat, sucht einen einsamen Versteck auf und setzt hier ein, zuweilen auch zwei anfänglich weißgefleckte Kälber. Bis zur nächsten Brunftzeit wird die Nachkommenschaft gesäugt. Schon nach wenigen Tagen wissen die Kälber ihre Beine zu gebrauchen, und es ist ein entzückender Anblick, wenn die Tierchen mehr fliegend als laufend dahingaloppieren und mit ihren zierlichen Füßen den Boden kaum zu berühren scheinen.

Etwa im achten Lebensmonate beginnt beim männlichen Edelhirschkalbe der Prozeß der Geweihbildung. Die Stirnbeine fangen an sich zu wölben, und es bilden



Zwölfender drei Wochen nach dem Abwerfen.

sich die beiden Stirnbeinzapfen oder Rosenstöcke, die bestimmt sind, das Geweih zu tragen. Wenn die Rosenstöcke ihre Höhe erreicht haben, so vollzieht sich unter dem Schutze einer von der übrigen Körper-

bedeckung deutlich unterscheidbaren feinbehaarten Haut, der Basthaut, der Aufbau des Erstlingsgeweihs.

Unsere erste Abbildung, die allerdings nicht ein Hirschkalb, sondern einen ausgewachsenen Zwölfender darstellt, zeigt ungefähr den Anblick, den ein Hirschkalb kurz vor dem Ansetzen der ersten Stangen, der Spieße, darbietet. Die Spieße, die aus den Rosenstöcken hervorgehen, sind bald kürzer, bald länger und zuerst noch mit Bast überzogen. Anfänglich ist ihre Masse noch knorpelähnlich und von zahlreichen Blutgefäßen durchsetzt. Man bezeichnet in diesem Zustand die Stangen als Kolben. Der Hirsch ist gegen die Berührung der Kolben sehr empfindlich. Allmählich werden in der Knorpelsubstanz Kalksalze abgelagert, der Knorpel wandelt sich dadurch mehr und mehr zu Knochen um, die Blutzufuhr stockt, und der häutige Bastüberzug vertrocknet. Jetzt ist das Hirschkalb zum Schmalspießer geworden.

Im Spätsommer, also im Beginn seines zweiten Lebensjahres, fegt der Schmalspießer sein Geweih, indem er den Bast an schwachen Baumstämmen abreibt. Die volle Reife der Stangen tritt aber erst später ein. Im April oder auch Mai des nächsten Jahres werden die Spieße abgeworfen. Etwa fünf bis sechs Wochen vor dem wirklichen Abwerfen bildet sich am unteren Ende eine seichte Rille, an der sich die Stangen ablösen. Dieser ganze Prozeß vollzieht sich bei jeder folgenden Geweihbildung in den späteren Jahren immer von neuem.

Schon kurze Zeit nach dem Abwerfen beginnt das Ansetzen des neuen Geweihs. Es wachsen jetzt aus den Rosenstöcken zwei längere Spieße heraus, die über denselben mit einem wulstigen, geperlten Ring, der Rose, versehen sind. Jetzt wird der Hirsch als starker

Spießer bezeichnet. Es kann aber auch noch über den Rosen ein nach vorn gerichtetes spitzes Ende, die Augsprosse, hervortreten, und dann heißt der Hirsch in der



Copyright of Mr. Walter Winans.

Zwölfender sechs Wochen nach dem Abwerfen.

Weidmannssprache Gabler. Die Augsprossen sind die eigentlichen Waffen der Hirsche, und sie können daher bei richtiger Stellung und genügender Stärke als Zeichen der Mannbarkeit angesehen werden. Auf

dieser Stufe kommen übrigens mannigfache Unregelmäßigkeiten vor. Der Gabler fegt sein Geweih im Juli und wirft es im März ab.

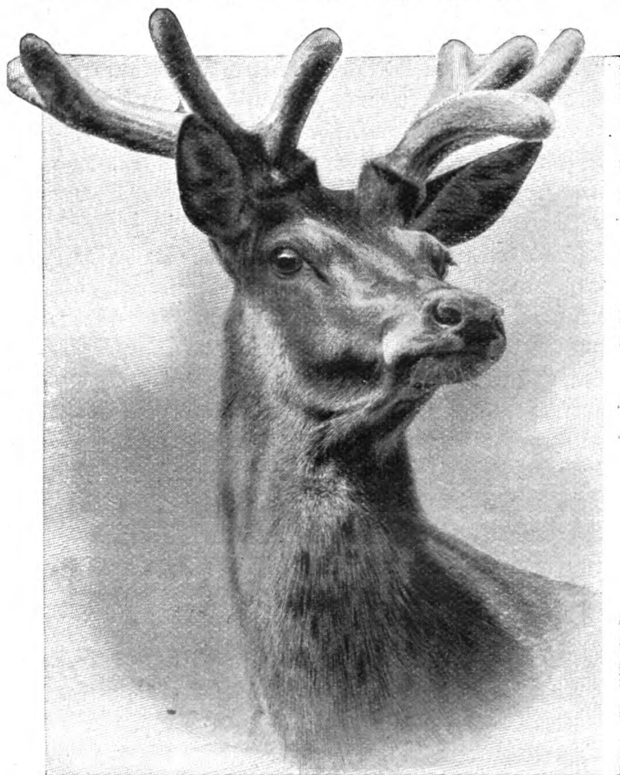
Auf der dritten Stufe wird der Hirsch zum Sechsender oder Sechser, indem sich außer der Augsprosse an der kleinen Biegung der Stangen ungefähr in der Mitte noch ein weiteres, nach außen stehendes Ende entwickelt, die Mittelsprosse. Im nächsten Jahr verwandelt sich bei regelmäßigem Fortgang der Sechser in einen Achtender oder Achter. Denn nun gabeln sich die Stangen an der Spitze, so daß eine jede insgesamt mit vier Enden ausgestattet ist.

Im nächsten Jahr tritt zwischen Mittelsprosse und Augsprosse,und zwar dicht über der letzteren, eine neue Sprosse, die Eissprosse, hervor. Nun trägt eine jede Stange fünf Enden, und hiermit ist der Hirsch in die Reihe der Zehnender eingerückt. Jetzt gilt er als jagdbar. Bei der folgenden Geweihstufe, auf der der Hirsch zum Zwölfender wird, entsteht an der Spitze der Stangen, die bis dahin gegabelt waren, ein neues Ende, wodurch die Spitze eine dreiteilige, kronenähnliche Form erhält. Daher wird der Zwölfender auch Kronenhirsch genannt.

Unsere Abbildungen geben, wie schon bemerkt, einen Zwölfender wieder, dessen Geweih von hervorragender Schönheit und größter Regelmäßigkeit ist. Die Abbildungen sind nach Photographien eines lebenden Hirsches angefertigt. Diese Photographien wurden in dreiwöchentlichen Zwischenpausen aufgenommen. Man ersieht daraus, wie außerordentlich schnell das Wachstum des Geweihs bei einem starken Hirsch vor sich geht.

Die meisten unserer Hirsche erreichen nur die Stufe des Zwölfenders. Werden sie älter, so verlängert sich

die Krone am hinteren Ende, und dieses gabelt sich dann, so daß nun aus dem Zwölfender ein Vierzehnender wird. Durch Wiederholung dieses selben Vor-



Zwölfender neun Wochen nach dem Abwerfen.

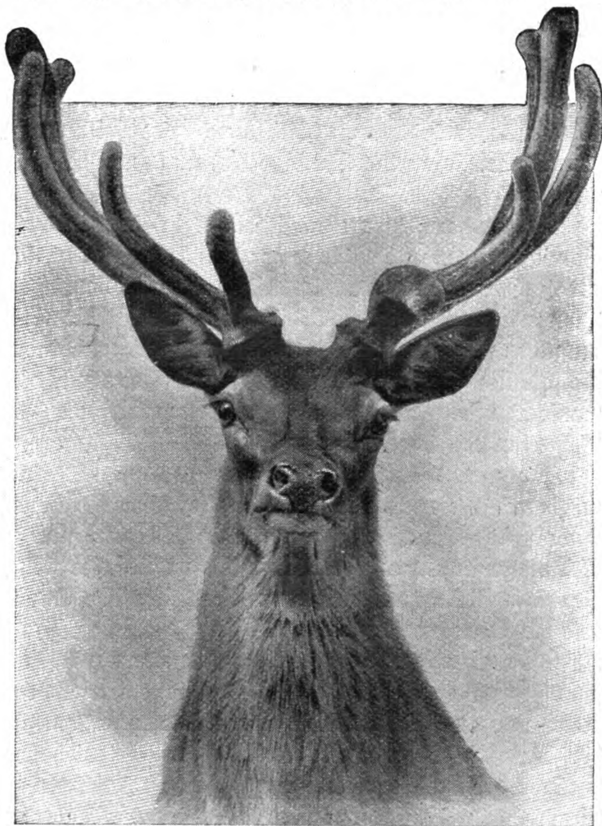
gangs in jedem folgenden Jahr wächst dann der Vierzehnender zum Sechzehnender, dieser zum Achtzehnender und so weiter heran. Bei sorgsamer Jagdpflege finden sich Sechzehnender noch verschiedentlich vor.

So gibt es Sechzehnender in den königlichen Forsten des Harzes und bei Rominten. In der Romintener Heide hat der Kaiser vor einigen Jahren sogar einen Zweiundzwanzigender geschossen.

Das vielendigste bekannte Edelhirschgeweih wird im Jagdschloß zu Moritzburg in Sachsen aufbewahrt. Es zeigt 66 Enden und stammt von einem Hirsch, der im Revier Neubrück bei Frankfurt a. O. geschossen wurde. Jedoch handelt es sich hier nicht um eine normale Entwicklung des Geweihs, sondern um eine krankhafte Erscheinung. Bei sehr alten Hirschen teilen sich die Sprossen vielfach, so daß dadurch eine weit größere Endenzahl entsteht, als sie dem wirklichen Alter des Tieres entspricht. Überhaupt kommen, wie schon angedeutet, in der Geweihbildung oftmals Unregelmäßigkeiten vor. Das Klima, die Ernährung und die Abstammung beeinflussen die Entwicklung des Geweihs teils in günstiger, teils in ungünstiger Weise. So setzt unter günstigen Verhältnissen der Spießer im folgenden Jahr zuweilen schon sechs Enden auf, während stärkere Hirsche, auf die sich gelegentlich ein ungünstiger Einfluß geltend macht, eine geringere Endenzahl, als ihr Alter bedingt, ausbilden. Man bezeichnet diesen Vorgang als Zurücksetzen. Meist vorhanden sind bei stärkeren Hirschen die Aug-, Eis- und Mittelsprossen. In manchen Gegenden fehlt aber auch die Eissprosse, und anderseits tritt die Mittelsprosse hin und wieder doppelt auf, wobei dann die eine etwas höher, die andere etwas tiefer steht, als es bei der einfachen Mittelsprosse der Fall.

Die größte Mannigfaltigkeit aber herrscht bei den Kronenenden. Auch verwunderliche Unregelmäßigkeiten sind nicht allzu selten. So geschieht es, daß nach gewissen Verletzungen das normale Geweih nach einigen

Wochen abgeworfen wird und statt seiner eine wulstige unförmige Wucherung erscheint, die wegen ihres Aus-



Copyright of Mr. Walter Winans.

Zwölfender zwölf Wochen nach dem Abwerfen.

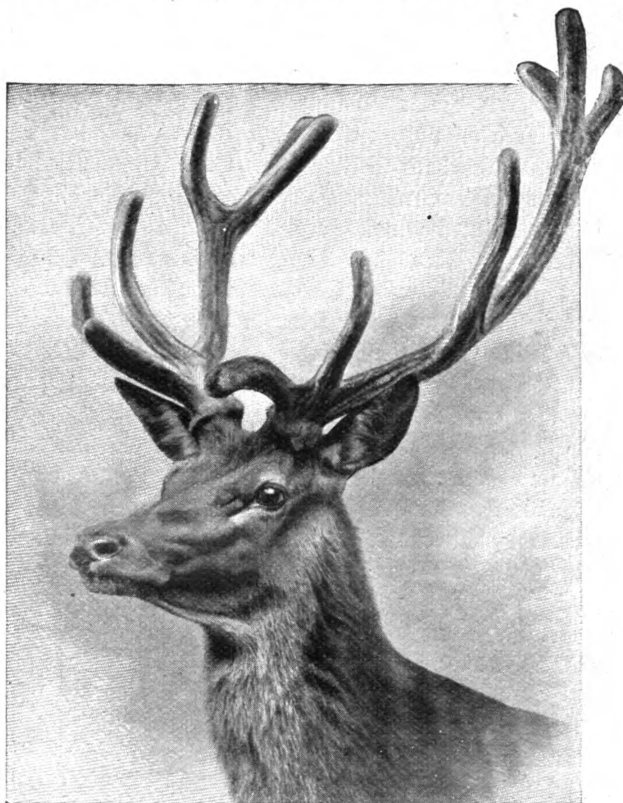
sehens „Perückengeweih" genannt wird. Dieses Perückengeweih wird dann aber später nicht mehr abgeworfen. Zuweilen entwickelt sich auch nur eine ein-

zige Stange, oder die Hirsche bleiben völlig geweihlos. Auffälligerweise sind diese „Plattköpfe“, wie man die geweihlosen Hirsche bezeichnet, nicht immer Schwächlinge, sondern es liegt mehr als eine Beobachtung vor, daß Plattköpfe in den Kämpfen um die Weibchen ihren geweihtragenden Nebenbuhlern den heftigsten Widerstand entgegensetzten und sich durch Bearbeitung mit den Vorderläufen die schuldige Achtung zu verschaffen wußten.

Wegen der Unregelmäßigkeiten in der Geweihbildung kann man das Alter der Hirsche auch nicht nach der Zahl der Enden allein mit Sicherheit beurteilen. Vielmehr muß dabei stets die Zahnbildung, die Stellung der Stangen und ihre Neigung gegeneinander, die Stellung der einzelnen Enden und ihre mehr oder weniger vortretende Richtung, namentlich aber die Beschaffenheit der Rosenstöcke mit in Berücksichtigung gezogen werden. Die Rosenstöcke werden nicht nur mit den Jahren durch das wiederholte Abwerfen kürzer, sondern sie nehmen auch bedeutend an Dicke zu, und ihr Neigungswinkel verändert sich. Beim Spießer stehen die Rosenstöcke noch fast parallel zueinander empor, und die Stangen sind demgemäß nur wenig nach auswärts geneigt, während mit zunehmendem Alter sowohl die Rosenstöcke als auch die Stangen mehr und mehr nach auswärts gerichtet werden. Außerdem sind die Stangen solcher Hirsche, welche zurückgesetzt haben, perliger, als nach der Zahl der Enden zu erwarten ist. Endlich läßt sich aus der Stärke des Körpers ein ungefährer Schluß auf das Alter des Tieres ziehen.

In älteren Sammlungen finden sich Hirschgeweihe mit einem Gewicht von 16 bis 20 Kilogramm vor. So schwer werden die Geweihe in der Gegenwart nicht mehr. Ihr Durchschnittsgewicht beträgt jetzt 5 Kilo-

gramm. Immerhin lastet auch ein solches Geweih als Kopfschmuck noch schwer genug, da ein starker Hirsch in der Feistzeit, kurz vor Beginn der Brunft, auf-



Zwölfender in der Brunftzeit.

gebrochen meist nicht mehr als 120 bis 200 Kilogramm wiegt. Da die Hirsche in der Brunftzeit nur wenig äsen, so verlieren sie während dieser Periode noch

erheblich an Gewicht, so daß das Verhältnis zwischen Körperschwere und Geweihgewicht noch ungünstiger wird.

In seiner Vollkraft ist der Hirsch zur Brunftzeit. Sie beginnt um die Mitte des September. Äußerlich erkennbar wird sie durch das Ansetzen langer, starker Haare am Hals. Nacht für Nacht steht jetzt der Kapitalhirsch und fordert durch sein Schreien oder Orgeln, das dem Brüllen des Stieres ähnelt, seine Nebenbuhler zum Kampfe heraus. Je größer die Zahl der Rivalen ist, desto erregter und durchdringender schreien sie. Aus der Tiefe und Fülle des Schreies läßt sich ungefähr die Stärke des Hirsches bestimmen. Jahre hindurch mag er seine Stellung als Platzhirsch, das heißt als unbeschränker Herr und Gebieter der Muttertiere, behaupten, endlich naht doch die Stunde, wo ihm ein überlegener Gegner entgegentritt. Zwar die Gabler, Sechser und Achter schlägt er noch leicht ab, so daß mancher Hirsch lange warten muß, ehe er sich eine Familie gründen kann, aber der Sieg ist doch kein ewig dauernder. In einer Mondnacht erfüllt sich sein Geschick. Eben hat er noch herausfordernd geschrieen und das kniehohe Farnkraut, in dem er mit der Gefolgschaft der Hirschkühe hält, stolz mit den Schalen gestampft, da löst sich von der Gruppe der Junghirsche, die sich zögernd genaht haben, eine Gestalt los. Im nächsten Augenblick ist der jugendkräftige Gegner herangestürmt, er senkt das Geweih und wirft wie ein Wirbelwind den alten Kämpen nieder. Aber sogleich steht er wieder auf den Läufen. Die Geweihe krachen aneinander. Der alte Patriarch weicht rückwärts. Kopf an Kopf drängt der jüngere Nebenbuhler nach. Schon sind die beiden Ringer in der Mitte der Hirschkühe angelangt. Da, ein neuer gewaltiger Stoß, der

sonst so grimme Held schwankt und fällt in das Knie. Aber noch gibt er sich nicht verloren. Er rafft sich auf und sucht den Angriff abzuwehren. Jetzt aber ist in dem Angreifer der Siegermut vollends erwacht. Sein neuer Stoß trifft den alten Recken mit unwiderstehlicher Kraft. Dieser springt entsetzt zurück, zaudert noch einen Augenblick und trollt endlich scheu und gebrochen von dannen. Der alte Herrscher ist entthront, der Wald hat einen neuen König. —

In der Gefangenschaft werden die Edelhirsche bis zu fünfzig Jahre alt. In der Freiheit wird dieses Alter jedoch niemals erreicht. Schont die Büchse des Jägers einen Kapitalhirsch auch aus diesem oder jenem Grunde, so wird er es doch nur selten über zehn bis fünfzehn Jahre bringen. Die Einsamkeit, wenn er einem jüngeren Genossen hat weichen müssen, macht ihn nicht nur grämlich und bösartig, sondern raubt ihm auch die Lebenskraft, so daß er nach nicht allzu langer Zeit eingeht.





Die Erinnerungen einer Köchin.

Von E. v. d. Heide.



Warum soll ich meine Erlebnisse nicht auch erzählen? Stoff in Hülle und Fülle ist ja vorhanden! Wenn ich denke, was ich an meinen verschiedenen Dienstplätzen schon alles mitgemacht hab'! Wer das alles aufschreiben würde, könnte eine ganze Bibliothek damit anfüllen. Jedenfalls kann ich so manches erzählen, daß die Leute staunen werden über meine Enthüllungen.

Von jeher hab' ich mit einer wahren Leidenschaft alles gelesen, was gedruckt ist, von den Aufschriften auf den Stiefelwichse- und Bodenpomadenschachteln angefangen bis zu den Büchern und Zeitungen, die ins Haus kommen; aber freilich über solche Sachen, wo unsereins immer lächerlich und schlecht gemacht wird, kann ich mich grün und gelb ärgern. Als wenn wir immer der schuldige Teil, und die Frauen lauter Engel wären!

Neulich ist mir wieder so ein nichtsnutziges Buch in die Hand gekommen, „Unsere Dienstboten" hat's geheißen. Na, denk' ich mir, jetzt wär's Zeit, daß eine von uns auch zu reden anhebt! Da würden s' Augen

machen, die geehrten Damen, wenn ich einmal eine Schrift herausgeben tät' mit dem Titel: „Unsere Hausfrauen"! Eine inwendige Stimme in mir drinnen, die schreit mir zu: Pauline, setz dich hin, fang an, ergreif das Wort und verkündige die Wahrheit! Zeit hab' ich ja genug bei einem jungen Ehepaar ohne Kinder, da fang' ich also gleich zu erzählen an und zwar der Reihe nach zuerst von meinem letzten Dienstplatz.

Wie wir eingestanden sind, die Rosa, was das Stubenmädel ist, und ich, war die Herrschaft noch gar nicht da. Die haben das neue Jahr mit Heiraten angefangen und sind gleich darauf auf die Reise gegangen. Weil aber der Herr Oberleutnant nur acht Tage Urlaub gekriegt hat, sind sie schon am 10. Januar Abends wieder zurückerwartet worden. Die Frau Mama von der jungen Frau, die extra hergefahren ist, um die Wohnung einzurichten, hat uns für den Tag aufgenommen.

Jerum, war das eine Pracht! Ein Zimmer schöner möbliert als das andere, alles hochnobel mit Teppichen überspannt, überall sind Blumen gestanden, und alles war beleuchtet und schön warm eingeheizt. Das muß eine Freud' für eine junge Frau sein, in so einem Nesterl zu wirtschaften!

Als der Wagen mit der gnädigen Herrschaft angefahren ist, und wir zwei uns mit unseren schönen weißen Schürzen und Häuberln feierlich auf der Stiege aufgestellt haben, kann ich wohl behaupten, daß der ganze Haushalt zu zwei so feinen Dienstboten, wie wir sind, vollkommen gepaßt hat.

Na, und die Herrschaft hat so weit auch nicht unvorteilhaft abgestochen, besonders was den gnädigen Herrn anbelangt, der wirklich ein bildsauberer, fescher und freundlicher Mensch ist, wogegen sie, die Gnädige,

mir gleich auf den ersten Blick schon keinen so wohltuenden Eindruck gemacht hat.

Wie s' über die Stiegen heraufkommen, knicksen wir beide und küssen die Hand, und weil ich's so im Gefühl gehabt hab', daß es mir zukommt, eine höfliche Ansprache an die junge Frau zu halten, sag' ich zu ihr: „Ich nehme mir die Freiheit, untertänigst zu Ihrem Herrn Gemahl zu gratulieren und wünsch' viel Glück in der Ehe und eine gute Behandlung!"

Statt nun ihrerseits wenigstens „danke" zu sagen, wirft sie mir so von oben herab einen eiskalten Blick zu und marschiert weiter; der Herr Oberleutnant aber hat sich g'schüttelt vor Lachen.

An dem Abend sind s' von der Reise müd' gewesen und bald schlafen gegangen, und am nächsten Tag haben sie sich auch noch ausgeschlafen, und so weit war alles gut und schön.

Aber am zweitnächsten Tag hat sich die gnädige Frau extra um sechs Uhr wecken lassen, und wie der Herr Oberleutnant fort in den Dienst ist, hat sie uns zwei im Speisezimmer versammelt und hat eine ellenlange Red' gehalten. Fleiß, Treue, Pflichtgefühl, Geschicklichkeit, Einfachheit und Nettigkeit und weiß der Himmel was sonst noch alles erwartet sie von uns, worauf wir beide versichert haben, daß an diesen Eigenschaften bei uns kein Mangel ist, wie sie sich laut Dienstzeugnis sofort überzeugen könne.

Dann hat sie noch weiter gesprochen über den Respekt, den wir der Herrschaft schulden, und daß wir beileib' nicht Herr oder Frau Oberleutnant oder gnädige Frau oder gnädiger Herr zu ihnen sagen dürfen, sondern: „Euer Gnaden!"

Kurze Zeit darauf kommt sie in die Küche mit weißen Glacéhandschuhen und einem großen Pack Bücher.

Ich war grad' im Begriff, dem Burschen anzusagen, was er mitbringen soll, aber sie läßt mich nicht ausreden. „Lassen Sie's nur gut sein, Pauline, das ist jetzt meine Sache."

Dann setzt sie sich hin und fängt an, mich zu examinieren: „Meine Liebe, wissen Sie auch, nach welchen Grundsätzen gekocht werden muß, damit die Stoffe, die der Körper verbraucht, in richtiger Weise durch neue ersetzt werden?"

„O ja, Euer Gnaden," sag' ich und lach'. „Die Hauptsach' ist, daß es nicht zu wenig ist: a gut's Süpperl, a Fleisch, gesotten oder gebraten, wie man's halt gern hat, ein feines Gemüs', nachher eine gediegene Mehlspeis'; mehr können sich die Könige und Kaiser nicht wünschen!"

„Sie reden, wie sie's verstehen," sagt sie; „für die Zwecke einer richtigen Ernährung ist es aber unbedingt notwendig, festzustellen, daß die Nahrung folgende Bestandteile enthält: Für jede erwachsene Person 145 Gramm Eiweißkörper oder Proteinstoffe, 100 Gramm Fett, 500 Gramm Kohlenhydrate, 150 Gramm anorganische Nährstoffe."

Ich schau' und denk' mir: „O je, die ist nicht ganz richtig im Kopf!" Dann sag' ich: „Aber so viel Eiweiß, das kann ja nicht gut sein; wo soll man denn das hineinmischen? Und von Kohlenpräparaten hab' ich auch noch nie gehört, daß sie schmackhaft sein sollen."

„Sie mißverstehen mich," sagt sie, „gemeint sind ja die chemischen Bestandteile der Nahrungsstoffe. Ich kann Ihnen das in der Eile nicht so gründlich erklären; aber da haben Sie diese Bücher, studieren Sie sie fleißig durch, darin werden Sie alles zur Aufklärung Nötige finden." Dann nimmt sie die große Tafel,

die in der Küche aufgehängt ist, und fangt an zu rechnen: „Vier Personen, das macht 400 Gramm Fett — —“

„Entschuldigen S', Euer Gnaden,“ sag' ich, „aber der Bursch wartet schon auf den Zettel zum Einkaufen; vor lauter Dischkurieren und Mathematik vergeht die Zeit, und er kriegt dann nur noch das, was die anderen übrig lassen.“

„Sie haben sich darum nicht zu kümmern,“ sagt sie ärgerlich, gibt aber doch dem Burschen an: „Bringen Sie eine saftige Kalbskeule, Rindfleisch und Grünes für die Suppe, schönen, frischen Kopfsalat und Obst.“

„Zu Befehl, Euer Gnaden, Frau Oberleutnant; wieviel soll ich von allem mitbringen?“

„So viel, daß es genug ist,“ sagt sie recht hochnasig, „die Portionen werde ich mittlerweile schon ausrechnen.“

„Euer Gnaden haben den Zuckerstoff und den Käsestoff vergessen,“ erinnere ich sie, damit sie sieht, daß ich schon in das Verständnis von den Stoffen eingedrungen bin.

„Richtig,“ sagt sie, „bis der Bursch zurückkommt, werde ich eine Mehlspeise machen und zwar Faschingskrapfen, denn das ist die Lieblingsspeise vom gnädigen Herrn.“

„Wird's dafür nicht schon zu spät sein, Euer Gnaden?“

„Nein.“

„Ich red' nichts, aber ich sag' nur, daß wir damit nicht mehr fertig werden.“

„Schweigen Sie und tun Sie das, was ich Ihnen befehle! Die Krapfen werden fertig, denn ich habe ein ausgezeichnetes Rezept dafür.“

„Aha,“ denk' ich mir, „jetzt ist der Moment gekommen, wo es heißt, die passive Resistenz ergreifen, wie man's jetzt so viel in der Zeitung liest.“

Sie überreicht mir ein schönes Buch mit Gold-

schnitt, darauf steht mit Goldbuchstaben: Bewährte Rezepte.

„Das ist für Sie, Pauline, da können Sie sich alle Rezepte einschreiben, die Sie unter meiner Anleitung ausgeführt haben.“

Ich küss' ihr stumm die Hand und schreib' geduldig nach, was sie mir diktiert: „Faschingskrapfen. Man rührt 14 Dekagramm Butter mit Dottern nach Belieben flaumig ab, gibt etwas Rum, Muskatnuß, Salz, 56 Dekagramm Mehl, 4 Dekaliter laue Milch und das gegangene Dampfl dazu und schlägt den Teig gut ab. Wenn sie gut gegangen sind, bäckt man sie in heißem Fett aus. — Richten Sie also das Nötige her.“

Ich stell' mich ganz dumm und frag': „Bitt' schön, Euer Gnaden, wieviel Eier soll ich bringen?“

„Nach Belieben steht im Kochbuch, daher ist es ganz gleichgültig, wieviele man nimmt. Es muß unser höchstes Bestreben sein, so sparsam als möglich und dabei doch schmackhaft zu kochen. Also geben Sie ein Ei her.“

„Aber das Dampfl ist nicht da, Euer Gnaden, das hätt' man früher herrichten müssen!“

„Wo bekommt man denn das?“

„Gleich daneben im Geschäft.“

„Also gehen Sie schnell und holen Sie eins, aber verlangen Sie ein schon gegangenes Dampfl, verstehen Sie mich?“ ruft sie mir über die Stiege nach.

Wie sie die Hefe g'habt hat, fangt sie gleich an alles zusammenzupantschen und abzurühren.

„Mir scheint, der Teig wird zu fest, Pauline, geben Sie noch Milch her. — Jetzt ist er wieder zu dünn, bringen Sie eine Idee Mehl. Geben Sie acht, Sie schütten zu viel — eine ‚Idee‘ hab' ich gesagt.“

„Ich weiß nicht, wie groß der Gnädigen ihre

Ideen sind," sag' ich und schütt' zu. So geht's ein paarmal hin und her, bis die Riesenschüssel fast überläuft.

„Es macht nichts, wenn viele daraus werden, denn mein Mann ißt sie so gerne," sagt sie und rührt und rührt mit ihren weißen Handschuhen, bis ihr Gesichterl ganz hochrot und verschwitzt ist.

Endlich kommt auch der Bursch wieder zurück. „Fleisch hab' ich gebracht," sagt er und zieht zwei großmächtige Stücke heraus, „aber wegen Kopfsalat oder Häuptelsalat haben s' mich überall ausgelacht. Die Weiber haben g'sagt, wenn ich den vor ein paar Monaten bestellt hätt', so hätten s' mir einen aufgehoben. Und wie ich nach Obst g'fragt hab', da haben s' g'sagt, ob ich vielleicht Kirschen haben will; die krieg' ich dort, wo ich den Häuptelsalat einkauf'. Na, sag' ich, das wissen wir schon, die Gnädige und ich, daß man jetzt keine Kirschen bekommt, so dumm san mir nicht, und hab' halt Pomerantschen mitbracht."

„Schon gut, gehen Sie nur," sagte sie ungeduldig.

Unterdessen stell' ich das Fleisch für die Suppen zu und leg' fest nach, damit die Röhren ordentlich heiß ist, wenn das Bratl hineinkommt.

Die Gnädige hat sich die Handschuh ausgezogen und fangt an, ihre Mehlpatzen auszustechen. „Siedet das Wasser am Herd schon?" ruft sie herüber.

„Wird gleich anfangen, Euer Gnaden."

„So, dann legen Sie ja nichts mehr nach."

„Freilich," antwort' ich, „damit uns das Feuer abkommt, grad' wenn wir's am notwendigsten brauchen." Dabei schieb' ich noch ein Trumm hinein.

Da wird sie ganz wild und schreit: „Unterstehen Sie sich nicht, meinen Befehlen entgegenzuhandeln! Wenn das Wasser siedet, und das Thermometer 100 Grad

Celsius zeigt, bleibt die Temperatur trotz der Zuführung von Wärme unverändert. Was man da noch nachheizt, ist Verschwendung. Wissen Sie das nicht?“

„Nein, Euer Gnaden; ich kann nämlich nicht nach den Regeln des Thermometers kochen, aber genießbar ist’s immer gewesen.“

„Überzeugen Sie sich selbst, Sie freche Person!“ schreit sie noch lauter, dabei geht sie ins Zimmer, holt ein Thermometer und haltet’s ins siedende Wasser — kraks, da war’s zersprungen, und ich hab’ mühsam die Scherben zusammenklauben können.

Von dem Moment an hab’ ich freiwillig keine Silbe mehr von mir gegeben. Nur hie und da werf’ ich einen vielsagenden Blick auf die Unglückshäuferln, die sie ausg’stochen hat. Immer mehr und mehr sind’s worden, das Brett war voll, die Küchentische waren voll, überall haben die Krapfenleichen sich ang’häuft, es war schon unheimlich zum Anschauen, und von Aufgehen natürlich keine Spur.

Wie sie mit dem Ausstechen fertig war, fangt sie richtig wieder an zu rechnen: „Eine Person 100 Gramm Fett, vier Personen 400 Gramm Fett. — Pauline, wägen Sie mir 400 Gramm Fett ab.“

„So viele Gramm haben wir gar nicht, Euer Gnaden.“

Sie schreibt dann auf die Tafel:

$$1000 \text{ g} = 1 \text{ kg}$$
$$400 \text{ g} = x \text{ kg}$$
$$x : 1 = 400 : 1000$$
$$1000\, x = 400$$
$$x = {}^{4}/_{10} \text{ kg}$$
$$x = 40 \text{ dk.}$$

„Sehen Sie, jetzt habe ich’s herausgefunden; geben Sie mir 40 Dekagramm Fett in die Kasserolle.“

Dazu hat sie so lang 'braucht, um so eine Dummheit herauszuklügeln! Das weiß ich ohne Mathematik, daß mit 40 Dekagramm Fett auch eine kleinere Portion Krapfen anbrennt.

Dazu ist richtig, wie ich's vorausgesehen hab', trotz der 100 Grad Celsius das Feuer ausgegangen. Ich zünd' halt den Gasherd an, stell' ihr die Pfann' mit dem Fett auf, und sie wirft hinein, was Platz hat. Auf einmal spür' ich einen fürchterlichen Gestank in der Küchen, ich reiß' alle Fenster und Türen auf, daß der dicke Qualm hinausgeht, und wie ich mich umdreh', seh' ich, wie sie auf einen Stuhl hinfallt und laut zu weinen anfängt.

Da hat's mich doch erbarmt, und ich sag': „Euer Gnaden, kommen Sie zu sich, Euer Gnaden, hören S' doch auf zu flennen, es ist mit den Krapfen freilich ein kleines Malörchen passiert, aber das laßt sich ja wieder gutmachen!"

„Ach, und mein Mann hätte sich so über die Faschingskrapfen gefreut!" jammert sie.

„Die Freud' kann man ihm noch immer machen," tröst' ich , „wir lassen g'schwind Krapfen vom Zuckerbäcker holen, die sind freilich nicht so gut, als wenn ich sie gemacht hätt', aber für der Gnädigen ihre können s' noch immer passieren."

Das Mittagessen hab' ich noch so gut als möglich zusammengestoppelt: mit Fleischextrakt eine Suppe, aus dem Braten, der noch roh war, sind Naturschnitzel worden, dazu ein Erdäpfelsalat und die Faschingskrapfen — der Herr hat seiner Frau noch ein Extrabussel gegeben für die gute Kocherei.

Gleich nach dem Essen ist sie aber ins Bett gegangen. Ich war auch ganz hin und sag' zur Rosa: „Sie, wenn die Gnädige mir das noch einmal aufführt, dann kün-

dige ich per sofort, denn das halt' ich nicht aus! Wissen S', ich bin heut' von dem Getu' so müd' worden wie sonst nicht, wenn ich ein Gastmahl für zwölf Personen ganz alleinig herg'richtet hab'. Es reut mich überhaupt schon, daß ich auf diesen Platz gegangen bin."

„Versündigen Sie sich nicht zu früh," sagt die Rosa, „Sie werden noch auf meine Worte kommen, das wird hier eine ideale Wirtschaft. Die Frau wird selber schon vom ersten Tag genug gekriegt haben. Ich hab' meine Erfahrung mit jungen Eheleuten, weil ich grundsätzlich keine anderen Stellen annehm'. Man hat da die wenigste Arbeit, weil alles noch so neu und schön ist. Bis die Sachen abgenützt sind, kommt eh' meistens eine Meinungsverschiedenheit mit der Herrschaft vor, und wenn nicht, halt ich's aus, bis das erste Kind da ist, dann schau' ich, daß ich weiter komm'."

„Ja, aber Rosa," sag' ich, „was haben S' denn dann für Zeugnisse?"

„Bessere kann man gar nicht finden," sagt sie und lacht wie ein Teufel, „denn wissen S', wenn man sich auf die Zeugnisse verlassen tät', die einem die Frauen geben, da wär' man übel dran; denn so eine boshafte Urschel ist im stand', daß sie einem was Nachteiliges hineinschreibt. Da hab' ich aber einen guten Bekannten, einen Schreiber, der macht Ihnen das schönste Zeugnis für weniges Geld und bessert 's Dienstbüchl aus, daß kein Mensch merkt, was früher drin g'standen ist."

„Und wenn jemand nachfragen geht?"

„Zu solchen, die nachfragen möchten, geh' ich schon gar nicht, da hab' ich eine feine Witterung. Das tun überhaupt die wenigsten, meistenteils sind s' froh, wenn s' überhaupt ein Mädel kriegen und gar eine, die so ausschaut wie ich. Ich geh' nur in noble Häuser, und je nobler eine ist, desto weniger versteht sie von der

Wirtschaft. Sie werden sehen, wie bald ich mit unserer Gnädigen umspringen werd'."

Und sie hat richtig recht behalten.

Seit dem Tag ist die Gnädige nie mehr in die Küche gekommen, hat nie g'fragt, ob ich schon die Bücher auswendig g'lernt hab', und hat mir nie mehr ein „bewährtes Rezept" zum Nachschreiben gegeben. Mir ist die Arbeit nicht ausgegangen: gut kochen, abwaschen, die Küche sauber halten — damit war der Tag ausgefüllt.

Von der Herrschaft hab' ich wenig gesehen, die waren fast alle Abend wo anders eingeladen, dann hat die Gnädige bis Mittag geschlafen, und vor lauter Besuche machen und empfangen, Einladungen und Unterhaltungen hat sie sich um die Wirtschaft gar nicht mehr bekümmert.

Wenn mein Küchengeld aus war, und ich bin zu ihr hinein mit der Abrechnung, hat sie jedesmal g'sagt: „Lassen Sie mich in Ruh', ich hab' jetzt keine Zeit, da haben Sie Geld, schreiben Sie nur alles genau auf und kommen Sie morgen, dann werde ich nachrechnen."

Aber „morgen" war's jedesmal dasselbe.

„Seh'n S'," sagt die Rosa, „was ich für ein ahnungsvoller Engel bin! Hab' ich Ihnen nicht gesagt, wie's kommen wird? Die Frau ist dumm wie die Nacht, da können Sie sich ein schönes Körbelgeld machen."

„Aber Rosa," sag' ich, „schämen Sie sich nicht, so was zu sagen, noch dazu zu mir, die ich mir mein Leben lang ein unbeflecktes Gewissen konserviert hab'! Sie sind ja schon bald ein Kriminalfall!"

„Beruhigen Sie sich nur," sagt sie, „Sie werden mich doch nicht glauben machen, daß Sie so ein Patsch sind, der bei der vollen Schüssel sitzt und nicht essen will."

Ich antwort' ihr weiter gar nichts mehr; denn so eine, wie die ist, traut anderen immer ihre eigene Schlechtigkeit zu.

Überhaupt, wie die's getrieben hat, das kann ich in der Eil' gar nicht so genau erzählen. Über die müßt' man schon ein eigenes Büchel herausgeben.

Wenn ich das Essen angerichtet hab', hat s' mir die besten Stücke aus der Pfanne gefischt. Hab' ich gesagt: „Aber Rosa, was fallt Ihnen ein! Wenn S' das noch einmal tun, kriegen S' eine mit dem Kochlöffel auf Ihre frechen Tatzen —" da hat s' geantwortet: „Was sind denn Sie für eine abnorme Person! So eine ist mir noch niemals vorgekommen! Überall, wo ich bis jetzt im Dienst war, haben die Dienstboten ihren Magen schon voll gehabt, bevor die Herrschaft nur ein Stückerl zu sehen gekriegt hat."

Und dabei hat s' bei der Frau alles gegolten, die falsche Schlange!

Ich bin nicht fürs Horchen, aber einmal hab' ich doch zufällig gehört, wie die Gnädige im Zimmer zu ihrem Besuch gesagt hat: „Mein Stubenmädchen ist eine wahre Perle, so flink und verläßlich, aufmerksam und anhänglich, aber die Köchin ist ein ordinärer Trampel und hat nur die gute Eigenschaft, daß sie ausgezeichnet kocht."

Ja, wenn sie wüßt', was diese „Perle" draußen bei mir alles reden tut!

So oft die Gnädige drinnen läutet, geht das Geschimpfe los: „Was will nur die dumme Gans in einem fort von mir haben? — Jetzt kann ich mir schon wieder die hochdeutsche Goschen einhängen und hineingehen." Im Moment hat s' aber ihr Gesicht in andere Falten gelegt und geht ganz katzenfreundlich ins Zimmer, und drin schmeichelt sie der Frau soviel sie nur kann

und flötet „Euer Gnaden" hin und „Euer Gnaden" her. „Um wieviel Uhr darf ich Euer Gnaden erwarten? Ich frage nur, damit heute abend alles hergerichtet ist, was Euer Gnaden wünschen, und das Feuer im Ofen nicht aus ist, wenn Euer Gnaden zurückkommen."

„Sie sind eine gute und treue Person, Rosa," sagt die Gnädige gerührt und merkt nicht, daß sich die Rosa nur deshalb so teilnehmend erkundigt, damit sie zu rechter Zeit wieder dasein kann. Denn kaum war die Herrschaft weg, war sie auch bei der Tür draußen und ist mit ihren Verehrern und der Frau ihren Röcken, Schärpen, Blusen und seidenen Strümpfen auf den Ball gegangen. Bloß ihre Schuh und Handschuh hat s' nicht angezogen, weil sie ihr zu klein waren, sonst haben s' vollkommene Gütergemeinschaft gehabt.

Da kommt einmal unsere Wäscherin zu mir und sagt: „So was hab' ich noch nie geseh'n, wie Ihre Gnädige die Wäsche schmutzig macht. 's ist fast nicht reinzukriegen! Von so einer feinen Dame möcht' man das nicht erwarten und kann da wohl sagen: oben hui, unten pfui!"

„Zeigen S' einmal," sag' ich. „Das kann nicht möglich sein."

Und wie ich weiter nachforsch', bring' ich's heraus, daß die Rosa die Sachen, wenn s' die Gnädige ablegt, weiter tragt, bis sie schwarz sind!

Da druckt mich das Gewissen, daß ich mir denk', auf so was muß man die Gnädige aufmerksam machen. Ich geh' hinein und sag' so artig und freundlich wie möglich: „Euer Gnaden werden schon erlauben, daß ich mir erlaub' zu bemerken, wie S' von der sauberen Rosa zum Narren g'halten werden."

Sie aber springt auf und schreit: „Wie können Sie es wagen, in solchem Tone mit mir zu reden?"

Ich lass' mich aber durch ihre Faxen nicht abschrecken, sondern sag' weiter: „Nicht bloß allein, daß die Rosa die Frechheit hat, alle Sachen von Euer Gnaden zur Benützung zu übernehmen, hat auch die Wäscherin gesagt, daß es ein Skandal ist, was die Wäsch' von Euer Gnaden anbelangt —"

In dem Augenblick rennt die Rosa herein, die ja immer mit ihren Ohren an der Tür ist, und ruft: „O bitte, Euer Gnaden, schenken Sie der Verleumderin kein Gehör! Glauben Euer Gnaden kein Wort von dem, was sie über mich zusammenlügt, sie will mich armes Mädel um die gute Stelle bringen! Wo sollt ich sonst wieder so ein Haus finden? So eine liebe, gute Herrschaft gibt's ja in der ganzen Welt nicht mehr!"

Dabei kniet s' vor der Frau nieder, küßt ihr die Hand und schluchzt so jämmerlich, daß der Gnädigen selber die Tränen in die Augen kommen.

„Stehen Sie nur auf, Rosa, ich weiß, daß ich auf Ihre Treue rechnen kann, und lasse mich durch niemand irremachen!" Und zu mir sagt sie: „Ich habe schon oft bemerkt, daß Sie ein unverträgliches Temperament haben und auf die brave Rosa eifersüchtig sind; machen Sie, daß Sie schleunigst hinauskommen!"

Da packt mich die Wut, ich geh' hinaus ohne ein Wort und schlag' die Tür zu. Gut, willst du betrogen sein, mir ist's auch recht, ich werd' mir nicht mehr den Mund verbrennen! Die Person wird sich schon noch in ihren eigenen Schlingen fangen!

Kaum war ich wieder in der Küche, kommt auch schon die Rosa hereingelaufen. Ich hab' geglaubt, sie ist in Tränen zerflossen, aber keine Spur. Wie s' auf mich losspringt wie eine Tigerkatze mit funkelnden Augen, da hab' ich Angst gehabt, sie will mir was antun.

„Schämen Sie sich nicht, Sie elendige Verräterin, der Frau was in die Ohren zu säuseln! Was gehen Sie die Angelegenheiten von mir und der Gnädigen an, Sie neugierige Klatschen! Hab' ich mich vielleicht je um Ihre Kochhäfen bekümmert? Wenn sich die Frau um ihre eigenen Sachen nicht schert, was haben Sie sich darum zu scheren? Führen S' mir das nicht noch einmal auf, sonst verschirg' ich Ihnen bei der Herrschaft, daß Sie in der nächsten Minuten hinauskugeln, Sie alte Klatschen, Sie!"

Was soll man darauf antworten? Ich war so perplex, daß ich zuerst keine Worte g'funden hab'.

„Treiben S' weiter, was Sie Lust haben," sag' ich endlich, „ich misch' mich in nichts mehr hinein. Sie sind Luft für mich, verstehen Sie? Lang kann's ja nicht mehr so weitergehen, ich hab' einen Spuribus, daß die Hetz' mit einem Male aus sein wird." —

Und so haben wir halt weitergewurstelt.

Mit der Herrschaft bin ich fast gar nicht zusammengekommen, und von der Rosa hab' ich auch immer weniger zu sehen gekriegt.

Wenn der Herr Oberleutnant in der Früh weggeht, legt sie sich gleich wieder schlafen und kann sich von ihren Anstrengungen erholen. Vor der Gnädigen ist sie sicher, denn die kommt vor elf Uhr nicht aus dèm Schlafzimmer und geht dann meistens gleich wieder fort. Den ganzen Tag lang hat s' nicht eine Minuten Zeit, sich um ihre Wohnung, ihre Sachen, ihr Geld und ihre Dienstleut' zu bekümmern.

Ich als Köchin kann freilich nicht faulenzen, denn bei mir möcht's sofort ans Tageslicht kommen, wenn ich Gelüste hätt', die Händ' in den Schoß zu legen.

Denn wenn die Gnädige auch vom Kochen keine Ahnung hat, fürs Selberessen hat sie sogar ein sehr

seines Verständnis, und der Herr Oberleutnant auch. Ich hab' mich tüchtig tummeln müssen, aber die Rosa, die hat ein wahres Lotterleben geführt.

Die heutige Mod', eine Wohnung einzurichten, ist ja für solche Stubenmädln eigens erfunden worden.

Auf den dicken angenagelten Teppichen sieht man keinen Schmutz, und zu den Fenstern kommt auch keine Sonne herein, um die Staubhäuferln zu beleuchten, denn die sind doppelt und dreifach verhängt. Zuerst schwere Vorhänge, auswendig Plüsch, inwendig Seide, dann kommt ein breiter Spitzenvorhang vor das ganze Fenster, dann kleine Vorhangerl an den Scheiben, dazu noch Fensterpolster und Decken. Was Besseres hat die Rosa sich gar nicht wünschen können.

Daß mein Aufenthalt in dem Haus nicht von langer Dauer sein wird, hab' ich gewußt, aber daß es so g'schwind gehen wird mit dem Ministerwechsel, das hätt' ich mir wieder nicht träumen lassen.

Und wenn ich hundert Jahr' erleb', so werd' ich den letzten Abend nicht vergessen!

Es war an einem Dienstag, das hab' ich mir gemerkt, weil an diesem Tag der Tag bei unserer Herrschaft kein Tag, sondern ein „Jour" war. Den ganzen Nachmittag war ein Geläut und ein Gelauf von Besuchen und ein fortwährendes Bewirten, daß ich schon ganz schwindlig war vor lauter Herumarbeiten.

Kaum waren die letzten Gäste fort, ist die Herrschaft auch in höchster Eile aus dem Haus gegangen, denn sie waren für den Abend zu einer großen Gesellschaft bei der Frau Erbtant' geladen.

Ich setz' mich mit einem Buch in die Küche und denk': Gottlob, jetzt kannst du dich ein wenig verschnaufen nach dem Rummel! Die Rosa war auch schon verduftet, die hat ja ihren eigenen Schlüssel gehabt und

ist immer, sobald die Herrschaft weg war, mit ihren Bräutigämern auf die Gaudi gegangen. Kaum hab' ich ein paar Seiten zu mir genommen, läutet jemand stark an. Draußen steht ein Offizier, wahrscheinlich ein Freund vom Herrn Oberleutnant.

„Bitte zu entschuldigen, gnädiger Herr," sag' ich, „daß die Herrschaft nicht zu Haus', sondern grad' vor einer Viertelstund' davongegangen ist."

„Wer sagt Ihnen denn, schöne Köchin, daß ich zur Herrschaft will? Ich komme ja extra wegen Ihnen her, um Sie zu fragen, warum so eine fesche und propere Person wie Sie, immer einsam zu Haus sitzt, statt sich zu unterhalten, wie's alle vernünftigen Leute tun."

„O je, gnädiger Herr, die Zeiten sind vorüber; jetzt werd' ich doch nicht mehr unter die Faschingsnarren laufen!"

„Aufs Alter kommt's nicht an, sondern aufs Aussehen," sagt er, „und was das anbelangt, können Sie's noch mit jeder Jungen aufnehmen!"

Das ist ein kecker und zudringlicher Mensch, denk' ich, aber recht hat er, das muß wahr sein! Um unseren Dischkurs zu beendigen, sag' ich: „Wünsch gute Nacht," und will die Tür zumachen.

Aber er stoßt mich weg und drängt sich hinein bis mitten in die Küche. Da hat mir das Herz gepumpert vor lauter Schreck, und ich hab' nicht gewußt, ist das ein Narr oder ein Einbrecher.

„Sie, Pauline, kennen Sie mich wirklich nicht?" sagt er auf einmal mit einer ganz anderen Stimme.

Hat man so was schon erlebt?! Wer war's?

Die Rosa, die miserablige Komödiantin, mit einer Perücke und einem falschen Schnurrbart!

Dem Herrn seine Uniform hat s' angehabt, auch seine Schuh und Handschuh, seine Uhrkette und seine

Batisttaschentücheln, und sogar gerochen hat's wie der gnädige Herr!

„Das freut mich aber aufrichtig, daß Sie mich nicht erkannt haben; wissen S', heut' ist der Hausball von der Kellnergenossenschaft, da kann ich ein paar Stunden lang die Leute foppen — das wird ein Jux, sag' ich Ihnen! Aber jetzt muß ich mich tummeln, daß ich hinkomm', denn lang kann ich heut' nicht ausbleiben, um Mitternacht bin ich wieder zurück."

Und draußen war sie!

Ich setz' mich nieder und ärger' mich, daß ich dem blöden Ding auf den Leim gegangen bin.

Kaum war ich etwas beruhigt, läutet's wieder mörderisch.

Der Herr Oberleutnant kommt ganz atemlos herein, gleich hinter ihm die Gnädige.

„Wo ist die Rosa? — Nicht zu Hause? — Ach, das ist ärgerlich! — Kommen Sie schnell, Pauline, und zünden Sie im Schlafzimmer Licht an. Ich muß etwas holen, das ich leider vergessen habe."

Die längste Zeit hör' ich drinnen hin und her rennen, Laden auf- und zuschieben, Kastentüren knarren und dazwischen immer die zornige Stimme vom Herrn und die weinerliche von der Gnädigen.

Dann läutet's Sturm, und ich schieß' ins Zimmer.

„Wissen Sie vielleicht, wo das Armband von meiner Frau hingekommen ist? Es war in diesem Etui. Eine dicke goldene Kette mit einer Schließe aus Saphiren."

„Wie soll ich das wissen, Euer Gnaden? — Ich hab' hier mein Lebtag keine Saphire g'sehen."

„Lassen wir für heute das Suchen," sagt die Frau, „sonst wird's zu spät; morgen werde ich mit der Rosa überall nachschau'n, da muß es sich finden, denn sie kennt sich aus, weil sie immer meine Sachen zurechtlegt."

„Nein,“ sagt er, „das Armband muß heute gefunden werden, eher gehe ich nicht von der Stelle! Was würde die Tante sagen, wenn du ihr Hochzeitsgeschenk nie trägst.“

„Was schenkt sie mir auch ein so geschmackloses Zeug! Komm jetzt, sei nicht so furchtbar eigensinnig, ich kann es gerade so gut ein anderes Mal nehmen.“

„Ich gehe nicht fort, bis ich es gefunden habe und wenn darüber die ganze Nacht vergehen sollte!“

Sie haben noch immer weitergestritten, und ich bin hinaus. Aber bis in die Küche hat man den Tumult gehört, besonders den Herrn, der immer lauter geschrieen hat.

„Was ist denn das für eine Wirtschaft? Was ist denn das für eine Ordnung? Dieses Durcheinander in allen Läden und Kästen! Wenn dir die Hälfte deiner Sachen gestohlen wird, so bemerkst du es nicht einmal!“

„Du weißt doch, daß ich keine Zeit habe,“ jammert sie.

„Keine Zeit! So, keine Zeit? Für deinen Haushalt hast du keine Zeit?“ — — Immer lauter und wütender hat er geschrieen, dazu hört man das Weinen der Frau.

Endlich kommt er mit hochrotem Gesicht herausgesprungen: „Pauline, das Armband ist verschwunden, auch fehlt mir eine Uhrkette und ein Paar Manschettenknöpfe!“

„Vielleicht wird Ihnen noch manches andere fehlen, Euer Gnaden,“ sag' ich.

Da schreit mich die Gnädige an: „Frech wollen Sie auch noch werden, Sie unverschämtes Weib! Sie sind an allem schuld! Sie haben die Sachen genommen! Geben Sie alles freiwillig heraus, sonst geht mein Mann auf die Polizei!“

„So, auf die Polizei?“ sag' ich. „Wenn wer auf die Polizei geht, so ist das meine Sache! Ich werd' anzeigen, was einem ehrlichen Christenmenschen in diesem Haus passieren kann!“

„Wenn Sie ein reines Gewissen haben, dann lassen

Sie einmal Ihre Sachen durchsuchen, wir haben das Recht, dies zu verlangen!"

„O bitte, ganz nach Belieben," sag' ich.

Alles haben s' durchgewühlt, aber ich brauch' mich meiner soliden Habseligkeiten nicht zu schämen.

Wie aber der gnädige Herr zu meinem Nachtkastl kommt und dort auch herumschnüffeln will, schrei' ich auf: „Ich bitt' schön, Euer Gnaden, alles können S' durchsuchen, aber nur in die Schachtel schau'n S' nicht hinein! Ich schwör' Ihnen auf Ehr' und Gewissen, es ist nichts darin, was nicht rechtmäßig mir gehört, das heißt was ich nicht selber auf ehrliche Art erworben hab'."

Glaubt man, sie hätten auf mein Schamgefühl Rücksicht genommen? O nein, die Frau sagt: „Ich hab's ja gewußt, daß sie die Diebin ist! Da sind gewiß die gestohlenen Sachen, denn die Rosa ist treu wie Gold, für sie würde ich meine Hand ins Feuer legen!" Und sie reißen ohne Barmherzigkeit den Spagat von der Schachtel, daß mein schöner funkelnagelneuer Sonntagszopf auf den Boden kugelt und ich in den Boden sinken möcht' vor Schande!

Das war mir zuviel, da haben meine Nerven aus-g'spannt, und meine Tränen zu fließen ang'fangen.

Was soll ich noch weiter erzählen?

Die Rosa kommt endlich wie immer leise über die Stiegen heraufgekrochen, sperrt vorsichtig mit dem Nachschlüssel auf und will in ihre Kammer schleichen.

Aber da stehen wie die Racheengel der Herr, die Frau und meine Wenigkeit vor ihr.

Das war ein Theater!

Die Gnädige hat in einem fort gejammert: „O, diese schlechten Dienstboten, diese bezahlten Feinde, diese Diebe, diese Räuber! Es graut mir, in diesen Abgrund von Schlechtigkeit zu blicken!"

In dieser Nacht ist alles ans Tageslicht gekommen, was die Rosa die Zeit über an Falschheit geleistet hat, daß die hergelaufene Person kein ganzes Hemd oder sonstiges Wäschestück überhaupt im Besitz hat.

Weil aber der Herrschaft ihre Sachen alle vorhanden waren, wenn auch vieles davon verschmiert, hat der Herr auf eine Anzeige verzichtet.

Die Rosa hat ihre Lumpen gepackt und beim Morgengrauen das Haus verlassen. Ihre letzten Worte waren: „Ich bin froh, daß ich weiter komm'; auf diesem Platz bin ich ja so dick geworden, daß mir die Blusen von der Frau gar nicht mehr zugegangen sind."

Was mich anbelangt, hab' ich mich auch nicht halten lassen, obwohl die Herrschaft mich mit Lohnerhöhung und Belobungen bestechen wollte.

Aber in einem Haus, wo man mir von der Polizei spricht und überdies das Geheimnis meines Lebens kennt, kann ich keinen Tag länger dienen.

Doch Rache muß sein!

Bevor ich abgezogen bin, hab' ich mir das Buch mit Goldschnitt hergenommen und mit dicker Tinte ein „bewährtes Rezept" hineingeschrieben, daß es der Gnädigen gleich in die Augen springen muß: „Euer Gnaden! Lassen S' das Wehklagen über die schlechten Dienstboten lieber sein, damit daß Sie sich nicht selber blamieren! Das Gejammer wird nicht eher ein End' haben, bis die Hausfrauen alle die guten Eigenschaften, die sie von uns verlangen, erst selber einmal besitzen!

Mit Hochachtung

Pauline Schneckenleitner."





Berliner Porzellan.

Kunstgewerbliche Studie von Max Herkner.

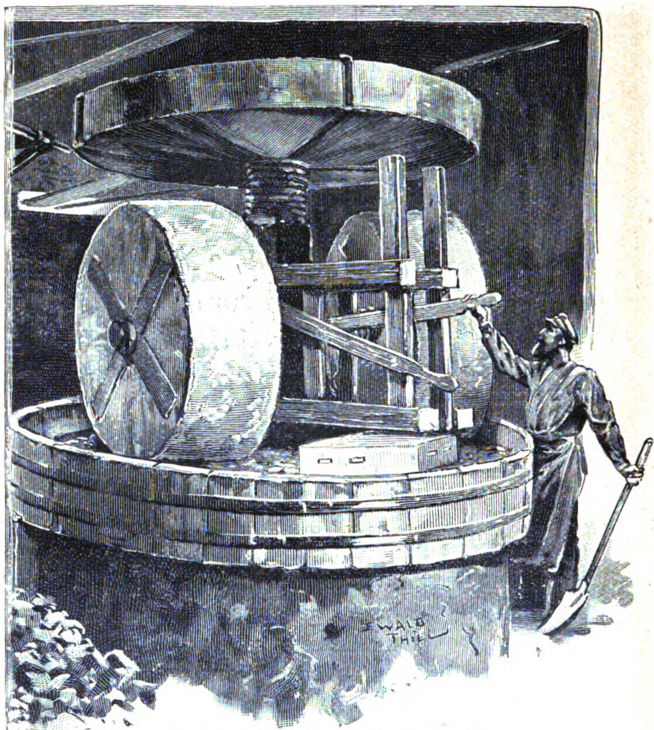
Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Ein Gang durch die Leipzigerstraße in Berlin führt kurz hintereinander an zwei großen Schauläden vorüber, deren glänzende Auslagen dem Beschauer einen ganz besonderen Ruhm des deutschen Kunstgewerbes vergegenwärtigen: die Verkaufsgewölbe der Meißener und der Berliner Porzellanmanufaktur.

Die Kostbarkeiten der einen verkünden alten, die der anderen verhältnismäßig jungen Ruhm. Beide zusammen bezeugen den Segen eines harmonischen Zusammenwirkens von Wissenschaft, Technik und Kunst, sowie der auf solcher Basis entwickelten, mit lauteren Mitteln ausgeübten Konkurrenz im Gebiete der Industrie. Bei beiden handelt es sich um Erzeugnisse industrieller Staatsanstalten, wie sie ihrer ganzen Anlage nach nur als Ausnahme im gewerblichen Leben einer Nation bestehen können.

Die Geschichte und Bedeutung der Meißener Porzellanmanufaktur ist schon oft geschildert worden; weniger bekannt sind die Ursachen, die der Berliner Manufaktur erst in den letzten Jahrzehnten jenen Aufschwung gegeben haben, der auf den neueren Welt-

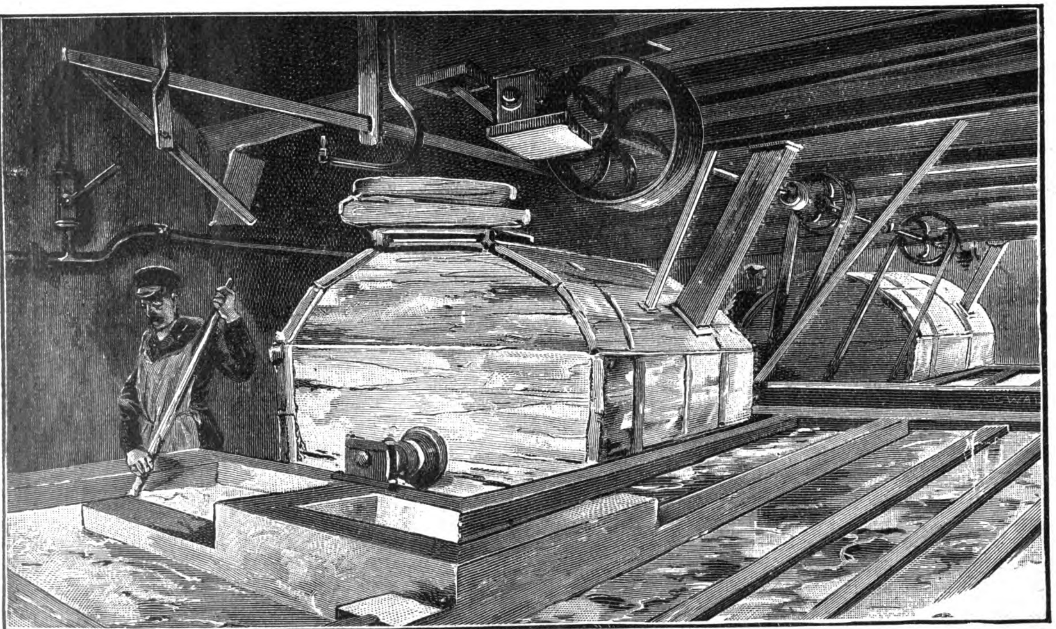
ausstellungen so glänzend triumphiert hat. Dieser Aufschwung hat aber die althistorische Blüte der Meißener Anstalt zur Voraussetzung, und unsere Besprechung



Kollergang zum Zerkleinern des Feldspats.

desselben muß auf den Ursprung der letzteren zurückgreifen.

Bekanntlich stand in Europa längst das kostbare Geschirr in hohem Ansehen, das die Chinesen und Japaner Jahrhunderte vorher schon aus der ihnen

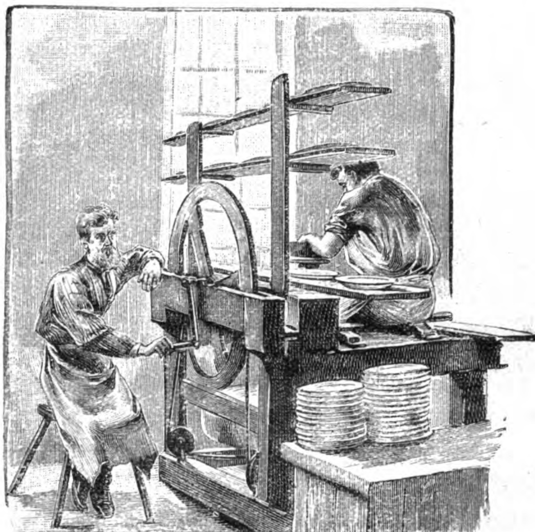


Das Schlämmen der Porzellanerde.

bekannten Porzellanerde, dem Kaolin, herzustellen verstanden, ehe in Dresden dem „Goldmacher“ Johann Friedrich Böttger bei seinen Versuchen, aus allerhand Erden „Gold zu machen“, diese besonders reine Tonerde in die Hände geriet. Gerade damals war das farbenprächtige Porzellan aus China und Japan bei dem in der vornehmen Welt allgemein zunehmenden Luxus sehr begehrt. Hinter die Zusammensetzung der Masse zu kommen, war das Bemühen hervorragender Chemiker, sowie der Praktiker der da und dort schon bestehenden feineren Tonwaren- und Fayenceindustrie. In Frankreich interessierte sich der kunst- und prachtliebende König Ludwig XIV. lebhaft für die Frage, er ließ in der Fabrik zu St. Cloud Versuche zu ihrer Lösung anstellen. Schon hatte der berühmte Chemiker Réaumur unter Beihilfe von Staatsmitteln ein weiches, dem Glas verwandtes Porzellan erfunden, das aus Kiesel, Alkali, Mergel und Kreide bestand, als Böttger in Dresden, von Kurfürst August dem Starken wegen falscher Vorspiegelungen gefangen gehalten, diesem im März 1709 das erste aus Kaolin in Europa hergestellte Porzellangeschirr überreichte. Die Bedeutung der Errungenschaft ward von dem in allen Kunstangelegenheiten mit Ludwig XIV. wetteifernden Fürsten sogleich erkannt: in der Albrechtsburg zu Meißen wurde die königliche Porzellanmanufaktur eingerichtet, und Böttger, reich belohnt und in den Freiherrnstand erhoben, erhielt alle Mittel, um die Erfindung nutzbar zu machen und zu veredeln.

Auch hierin begünstigten ihn die Umstände. Unter August dem Starken stand in Dresden eine Kunstpflege in Blüte, die dem das ganze Zeitalter beherrschenden Stil des Rokoko die reizvollsten dekorativen Wirkungen abgewann. Unter dem Einfluß dieser Kunstpflege er-

hielt die neue keramische Technik von Anfang an einen wahrhaft künstlerischen Charakter. Es bemächtigten sich in Meißen des feinen, bildsamen Materials, das in des Ofens Glut eine so außerordentliche Härte erlangt, sogleich Künstlerhände, die für seine geschmackvolle Gestaltung und Bemalung dem Rokoko eine Fülle stil-



Formerei mit Handbetrieb.

schöner Motive entnahmen. Schon 1720 begann unter der Leitung des Malers Herold jene klassische Zeit des Meißener Porzellans, in der man von der Gefäßbildnerei zur Herstellung rein plastischer Gegenstände, Figuren, Statuetten, Blumen u. s. w., überging und der wir auch die entzückenden Tiergruppen des Bildhauers Kändler verdanken.

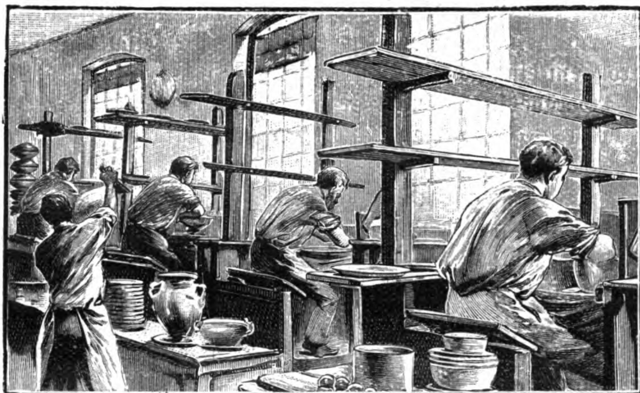
August der Starke, der Böttgers Erfindung als sein

Eigentum betrachtete und alle an der Fabrikation Beteiligten zur strengsten Geheimhaltung des Verfahrens verpflichtete, ließ in Meißen vornehmlich solche Gegenstände herstellen, die sich zu Geschenken an die ihm befreundeten Fürstlichkeiten, an Diplomaten, Hofbeamte u. s. w. eigneten. Gleichzeitig aber stellte das Aufkommen des Tee- und Kaffeetrinkens in der bürgerlichen Gesellschaft der Gefäßbildnerei neue Aufgaben, die in Meißen so trefflich gelöst wurden, daß die Freude an dem feinen, schmucken, blaubemalten Porzellangeschirr sich verhältnismäßig schnell in weiteren Kreisen verbreitete. Im Jahre 1732 beschäftigte die Meißener Manufaktur bereits 378 Personen.

Es konnte nicht fehlen, daß unter den vielen Eingeweihten sich einzelne fanden, welche die von ihnen angelobte Pflicht der Geheimhaltung brachen. Schon 1720 war durch einen solchen Arbeiter das „Arcanum" Böttgers nach Wien gelangt, wo nun die zweite Porzellanfabrik Europas entstand. In den nächsten Jahrzehnten traten sowohl in Deutschland wie im Ausland zahlreiche Porzellanfabriken, zum Teil als Staatsanstalten, ins Leben. In St. Cloud verfügte man längere Zeit über die Meißener Rezepte, ohne an die Nachahmung gehen zu können, da in ganz Frankreich das unerläßliche Kaolin sich nicht finden ließ, während der Bezug aus anderen Ländern überall durch Ausfuhrverbote unmöglich geworden war. Endlich brachte ein Zufall die Entdeckung des seitdem berühmten Kaolinlagers bei Limoges, und die Fabrik von St. Cloud wurde als Manufacture royale nach Sèvres verlegt, wo man in Bezug auf künstlerischen Geschmack sehr bald mit Meißen zu konkurrieren vermochte.

Nach Berlin gelangte die Fabrikation durch Wegeli, der das Arcanum, wie es heißt, von Arbeitern der

Ringlerschen Fabrik zu Höchst bei Mainz erworben hatte. Die von ihm 1750 gegründete Fabrik hatte jedoch keinen Bestand. Ihre Auflösung gab dem Berliner Großkaufmann Gotzkowsky Gelegenheit, das Arcanum von dem bei Wegeli tätig gewesenen Bildhauer Reichard für 4000 Taler zu erwerben. Gotzkowsky gründete 1761 eine neue Fabrik, und diese wurde



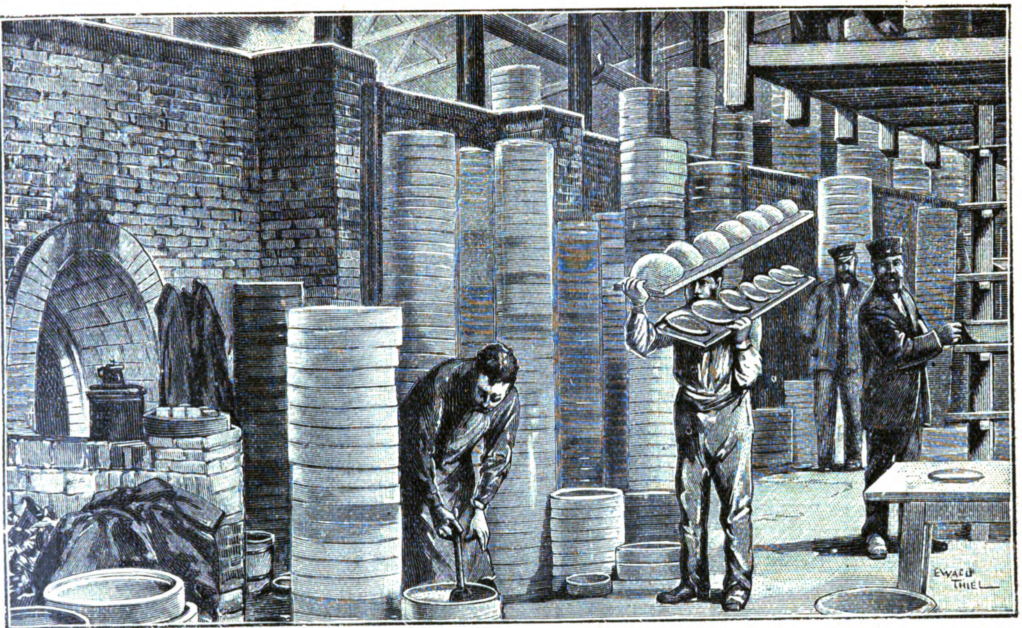
Formerei mit Fußbetrieb.

1763, nach dem Hubertusburger Frieden, von Friedrich dem Großen als Staatsanstalt übernommen. Als erstes Fabrikzeichen hatte sie bloß ein Zepter, später wurde ein Adler, noch später ein Reichsapfel über den Buchstaben K. P. M. („Königliche Porzellan-Manufaktur") zugefügt. Mit K. P. M. hatte man schon die ältesten Meißener Geschirre gestempelt, doch waren inzwischen bereits die noch heute gebräuchlichen gekreuzten Kurschwerter an die Stelle dieser Buchstaben getreten.

Die Regierungszeit Friedrichs des Großen, dessen zwar siegreiche, aber langwierige Kriege die Staatskasse

wieder und wieder erschöpften, war nicht dazu angetan, der Kunstpflege in Berlin sonderlich zu gute zu kommen. Die Produkte der Berliner Porzellanmanufaktur blieben in Bezug auf gefällige Formen und reizvolle Bemalung hinter denen der Meißener zurück, die ihnen zum Vorbild dienten. Auch erreichte ihre Glasur nicht die schneereine Weiße des Meißener Porzellans. In der Zeit des „Empire“ gelangte aber doch auch das Berliner zu einem stark ausgeprägten eigentümlichen Stil, der in den maßgebenden Kreisen viel Beifall fand, trotzdem eine gewisse Nüchternheit in ihm vorherrschte.

Gerade in letzterer Beziehung ist nun in neuerer Zeit ein großartiger Umschwung erfolgt, als dessen Urheber der ausgezeichnete Technologe Hermann Seger zu rühmen ist. 1839 in Posen geboren, war er von 1878 bis 1890 Direktor der chemisch-technischen Versuchsanstalt der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur, wo er durch eine Reihe bahnbrechender Untersuchungen und Entdeckungen den Grund zu dem wissenschaftlichen Ausbau der neuzeitlichen keramischen Chemie legte. Böttgers Verdienst war es gewesen, aus einer von ihm gefundenen Mischung der reinen Tonsubstanz, des Kaolins, mit Feldspat und Quarz das Hartporzellan der Chinesen herzustellen; den Bemühungen Segers gelang es, aus einer anderen Mischung dieser Substanzen ein Weichporzellan zu gewinnen, das alle Vorzüge des Porzellans der Japaner in sich vereinigt. Mit dieser Erfindung kam er einem in der modernen Keramik sich überall geltend machenden Drang nach kräftiger Farbenentfaltung auf reichbewegten Flächen entgegen. Man wollte die Grundform und ihre plastische wie malerische Ausschmückung zu einer einheitlichen Wirkung bringen. Dazu genügte nicht das Bemalen des weißen Porzellans.

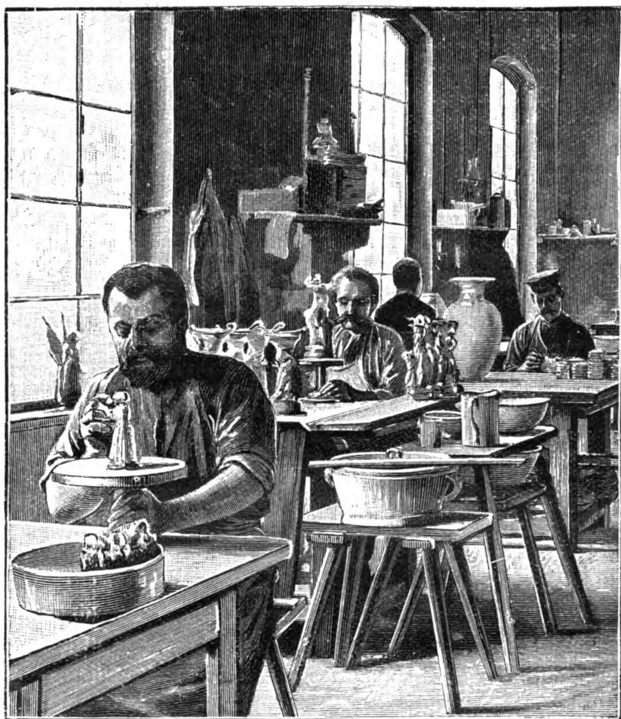


Füllen eines Brennofens, Säubern der Kapseln, in denen das Porzellan gebrannt wird.

Noch waren die Regeln, nach denen die Chinesen und Japaner von alters her ihr prachtvolles farbiges Porzellan herstellen, ein Geheimnis. Seger kam dem Geheimnis durch ganz selbständige Beobachtungen am Versuchsofen auf die Spur. Er erkannte den großen Einfluß, den die chemische Zusammensetzung der Feuerluft beim Brennen von gemalten und ungemalten Porzellanwaren auszuüben vermag. Er erfand zu der alterprobten weißen Glasur, die zwischen dem ersten und zweiten Brand eines Porzellangebildes als milchige Tonsubstanz auf die poröse Masse gebracht wird und im Scharffeuer Härte und Glanz erhält, farbige Glasuren, wie die kupfergrüne Seladonglasur, die urangelbe eierpflaumenfarbige Glasur, die pfirsichblütenfarbige Pinkglasur und die rote Kupferoxydulglasur, welche letztere Seger dem sang de boeuf der Chinesen nachgebildet hat. Ebenso wichtig sind die Zusätze, die man zum Zweck von Farbengewinnung der Porzellanmasse geben kann. Ein geringerer Gehalt an Eisen genügt, um bei oxydierendem Feuer eine gelbliche, bei reduzierender Flamme eine grünliche Färbung zu bewirken; hierauf ließ sich der grünliche Durchschein gewisser chinesischer Porzellane zurückführen. Das Segersche Weichporzellan, das ärmer an Tonsubstanz und reicher an Feldspat und Quarz als das übliche Hartporzellan ist, erweicht nun im Brennofen leichter als dieses und ist deshalb für farbigen Dekor weit geeigneter als das schwerflüssige Hartporzellan. In künstlerischer Hinsicht durch den Maler Professor Timm wirksam unterstützt, hat Seger diesen Umstand sehr erfolgreich zu verwerten gewußt, und eine ganze Reihe hervorragender Porzellanmanufakturen, so zum Beispiel auch Sèvres, haben aus seinen Erfindungen großen Vorteil gezogen. Natürlich sind sie aber in erster Linie der

Berliner Manufaktur, der er bis kurz vor seinem Tode als technischer Leiter vorstand, zu gute gekommen.

Seit 1871 befinden sich die Fabrikationsräume der

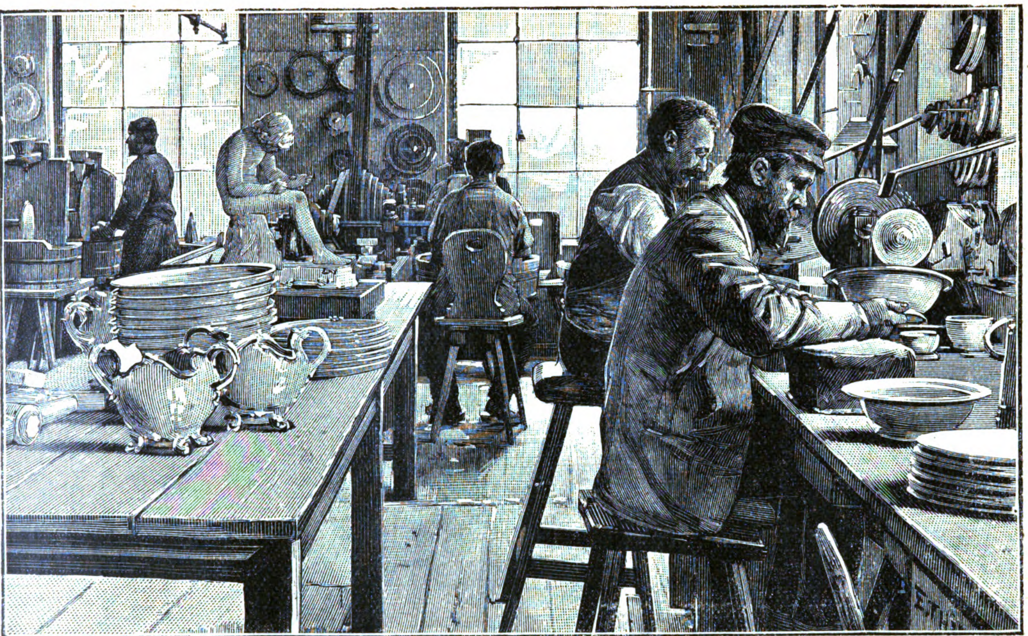


Auftragen der Glasur.

Anstalt in Charlottenburg, jenseits des Bahnhofs Tiergarten in der Wegelystraße; sie steht jetzt unter der Direktion des Geheimen Regierungsrats Heinecke, und ihre Räume können an bestimmten Tagen der Woche vom Publikum unter der Führung eines Angestellten be-

sucht werden. Unsere Abbildungen vergegenwärtigen einen solchen Besuch. Der Rundgang führt zunächst in die Vorratsspeicher der Rohstoffe. Das benutzte Kaolin wird aus der Gegend von Halle bezogen und ist ziemlich quarzhaltig. Die wichtigste Eigenschaft der in unscheinbaren, sandig brechenden Brocken vor uns aufgespeicherten Substanz ist ihre Unschmelzbarkeit im Feuer und ihre Widerstandskraft gegen Säuren. Der Feldspat ist aus Schweden bezogen; sein speckartiger Glanz bezeugt seine guten Eigenschaften für den Zweck, das mit ihm gemischte Reinkaolin im Brand zum Schmelzen zu bringen und dem „Scherben“ sein festes Gefüge zu geben. Der Feldspat ist viel leichtflüssiger als Kaolin und Quarz. Dem Halleschen Kaolin, das genau 63,77 Prozent reine Tonsubstanz, 35,50 Prozent nicht ausschlämmbaren Quarz und 0,73 Prozent Feldspat enthält, müssen noch 30 Gewichtsteile Feldspat zugegeben werden.

Die Mischung dieser Rohprodukte setzt ihren gemahlenen Zustand voraus. Die erste Verkleinerung erfolgt auf dem Kollergang, einer Art Mühle, deren Tätigkeit unser Bild auf S. 180 deutlich erkennen läßt, die Verwandlung in feinen Staub erfolgt in den „Kugelmühlen“, eisernen Alsingzylindern, durch deren drehende Bewegung im Innern feine Kieselsteine oder Porzellankugeln gegeneinander gewirbelt werden. Die innige Vermischung der verschiedenen Staubmassen erfolgt durch Schlämmen. Um das Kaolin von unbrauchbaren Mineraltrümmern, die es enthält, zu reinigen, wird es zunächst in großen Bottichen mittels Wasser aufgeweicht, dann in zylindrischen Schlämmtrommeln durch Rühren in eine gleichmäßige dünne Milch verwandelt, die in den Schlämmapparat in demselben Maße abfließt, als frisches Wasser oben zuströmt.

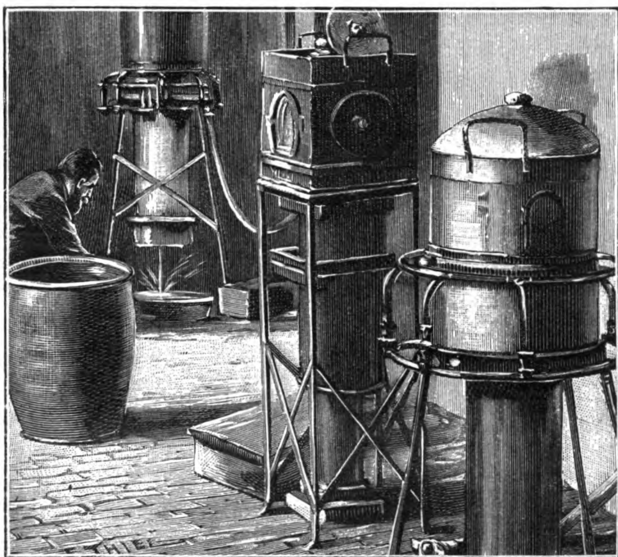


Abschleifen der Glasurfehler

Die gröberen Gesteinsstücke bleiben, so schildert ein Fachmann das Verfahren, schon in der Schlämmtrommel zurück, der feinere Sand aber wird mit fortgeführt, und die Milch wird deshalb gezwungen, zunächst eine lange, nur ganz wenig geneigte, stark geschlängelte Rinnenleitung langsam zu passieren, in welche sich die schwereren Teile absetzen. Die feinsten Kaolinkörnchen kommen erst in großen Kufen zur Ruhe, in welchen die Milch längere Zeit stehen gelassen, und aus denen von Zeit zu Zeit das überstehende klare Wasser durch Abflußröhren, die beliebig verstellt werden können, abgezogen und durch frische Milch ersetzt wird. Durch einen geringen Zusatz von Kalkmilch zu dem aufgerührten Kaolinbrei bewirkt man ein Zusammenlaufen der Schlammteilchen und damit ein schnelleres Absetzen der tonigen Masse. In diesen Absatzkufen bildet die Porzellanerde den Bodensatz; sie ist hier von feinster, gleichmäßigster Beschaffenheit und in feuchtem Zustande von einer gewissen Plastizität. Mit den erforderlichen Zusätzen an feingemahlenem Quarz und Feldspat wird sie im Zustand flüssiger Schlempe in dem gewünschten Verhältnis zusammengerührt, das Gemisch nochmals durchgerührt und durch Siebe geschlämmt, und der abgewässerte Schlamm sodann durch Pumpen in die Filterpressen gebracht. Es sind dies Gestelle aus eng aneinandergereihten Holzrahmen, die mit derbem Tuch überspannt sind. Die Pumpe drückt den Schlamm durch das Tuch, und die zu teigartigen Tafeln verdickte Masse bleibt stehen bis zur Überführung in den Vorratskeller.

In diesen mit Zement verputzten Räumen ruht die Mischung monate-, oft jahrelang. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß durch Ablagern die Masse plastischer wird und im Brand weniger Bruch gibt. In starken Schich-

ten werden die einzelnen Arten der Masse aufeinandergepackt, so daß sie die Feuchtigkeit nicht abgeben kann und in ihrem bildsamen Zustand verharrt. Kleine Inschrifttafeln, wie „Servicemasse“, „Schüsselmasse“, bezeichnen die Bestimmung der einzelnen Mischung.



Im Laboratorium (Versuchsöfen).

Wir treten nun in die Formerei. Die hier tätigen Dreher arbeiten an Drehscheiben, die entweder von ihnen selbst mit dem Fuß oder durch ein Kurbelwerk, das einen besonderen Arbeiter fordert, in Bewegung gesetzt werden. Die alltägliche Übung bringt den Dreher schnell dahin, daß er mit wenigen raschen Handbewegungen der mit sicherem Griff auf die Scheibe gebrachten Masse die gewünschte Form gibt, während

sich der Klumpen in sausender Geschwindigkeit um seine Achse dreht. Für verzierte Stücke und Figuren werden in einer anderen Werkstatt von Künstlerhand Modelle in Ton hergestellt und Gipsformen darüber gegossen, mit deren Hilfe man das Porzellangebilde gewinnt. Die beim Zusammensetzen der Formstücke zum Pressen der Masse entstandenen kleinen Erhöhungen, die sogenannten Nähte, müssen sehr sorgfältig beseitigt werden, ehe das Gebilde in den Ofen wandert. Vorher kommt es, wie jedes einfachere Geschirr, in eine der Kapseln aus Schamotte, welche den Scherben während des Brennprozesses vor dem Verbrennen zu schützen haben.

Der große, von Mendheim erfundene Gaskammerofen besteht aus einem System zusammenhängender Brennkammern aus Schamottegemäuer nach Art der Ziegelringöfen. Die Heizung geschieht durch Generatoren und hat für das Brennen von Hartporzellan eine Hitze von 1700 bis 1750 Grad zu erzielen. Es wird eine große Menge Kohle auf den Rost geschüttet, so daß bei nicht sehr starkem Luftzutritt von unten nur ein kleiner Teil in hellem Feuer verbrennt. Die übrige Kohle wird verkokst, das heißt sie entwickelt in der Hitze qualmiges Gas, das die Teer- und Rauchteile mit sich fortreißt; dieses Gas wird durch ein System von Röhren und Ventilen je nach Bedarf in die Kammern des Ofens zu deren Erhitzung geleitet. Die Heizung wird nie unterbrochen; sie schreitet langsam in der einen der beiden Kammerreihen fort, um dann in der anderen wieder zu ihrem Anfangspunkt zurückgeleitet zu werden. Der Wärmestrom tritt zuerst in eine Kammer, zieht sich durch diese in die folgenden und wärmt langsam die entfernteren an, bis nach etwa 24 Stunden der Brand in der ersten fertig ist, der Strom

aus ihr in die folgende abgeleitet werden kann, und somit auch eine weitere Kammer zur Brandhitze kommt, während die erste langsam abzukühlen beginnt. End-



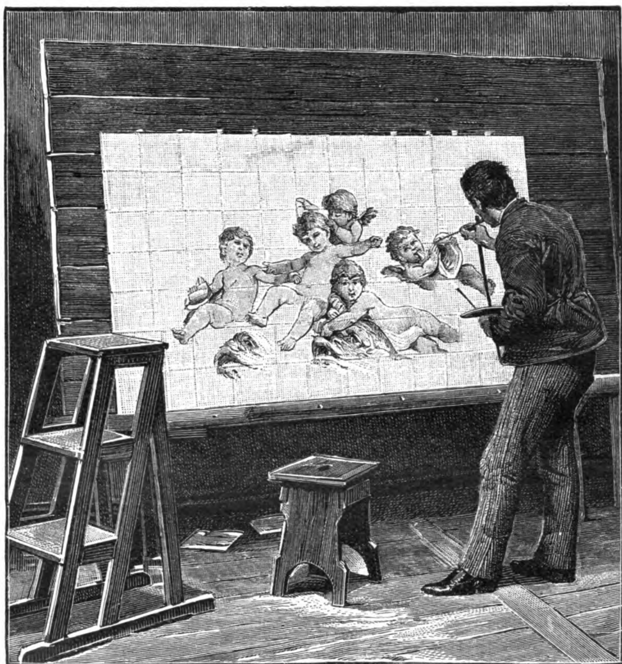
Vasen-, Platten- und Tellermalerei.

lich kann diese geöffnet, und ihr Inhalt durch die Brenner entfernt werden. Dann wird die Kammer aufs neue gefüllt und wartet, bis der Brand durch alle Ofenkammern fortschreitend wieder bei ihr anlangt.

Die Kapseln mit den Porzellangebilden werden in den Kammern bis zum Deckengewölbe übereinandergetürmt. Jede Kapsel ist innerlich mit einer Mischung aus Kaolin und Sand bestrichen, damit der zu brennende Gegenstand nicht am Boden der Kapsel anbacke. Die Kapseln müssen sehr oft erneuert werden, da doch auch sie in der Gluthitze des Ofens leiden. Sind die für einen Brand bereiten Kapseln im Ofen, so wird derselbe durch Vermauerung geschlossen. Durch kleine Löcher sieht der Brenner die Einwirkung des Brandes. Seger hat hierfür besondere Probekegel, die Pyrometer, erfunden, durch die sich genau feststellen läßt, ob der genügende Grad von Hitze erreicht ist. Neben dem kontinuierlichen Ofen sind in Charlottenburg noch mehrere Rundöfen älterer Bauart in Betrieb, welche je aus einem durch eiserne Schienen zusammengehaltenen, von unten nach oben in drei Gewölbe geteilen Rundturm bestehen. Die drei Gewölbe bringen es bei derselben Heizung zu verschiedenen Hitzegraden, die den verschiedenen Stadien des Brennverfahrens, dem Glattbrennen, dem Garbrennen und dem Verglühbrennen, entsprechen.

Durch den ersten Brand, den Glattbrand, wird der Porzellanmasse ihr chemisch gebundenes Wasser entzogen, und die Gegenstände gewinnen dadurch Festigkeit genug, um nunmehr mit Glasur versehen werden zu können. Unglasiertes Porzellan kommt nach zweimaligem Brand als Biskuit, besonders in Form von Kunstgegenständen, in den Handel; alle Gebrauchsgegenstände werden glasiert. Die Glasur besteht aus Kaolin und leicht im Feuer flüssig werdenden und verglasenden Stoffen und bildet ohne Farbstoff eine weißliche Suppe, in die der zu glasierende Gegenstand getaucht wird. Bei Blumen, feinen Reliefs oder Figuren, die

nur eine ganz schwache Glasurschicht erhalten dürfen, wird diese nach stärkerem Brennen durch Begießen, manche farbige Glasuren werden mittels eines Zerstäubers aufgetragen. Alles Überflüssige muß aus-



Bemalen von Fliesen.

gekratzt werden. Nur ganz einfache Malereien werden vor der Glasur auf dem Glattbrand ausgeführt. Die Fabrikmarke, das altberühmte brandenburgische Zepter, wird jedem gut geratenen Stück nach dem Glattbrand mittels Leimstempel aufgedrückt; gerät die Glasur nicht, so wird mit Schleifstein eine kleine Querlinie in die

Glasur über dem Zepter gezogen, was das Stück zur Ausschußware stempelt. Manche Fehler lassen sich aber auch mit dem Schleifstein, durch Nachglasieren und abermaligen Brand entfernen.

Unsere übrigen Bilder erklären sich auch für das Auge des Laien von selbst. Sie versetzen uns in die Künstlerateliers und vergegenwärtigen uns die Fülle von Kunstgegenständen, die neben den Gebrauchsgegenständen von der Berliner Manufaktur in Charlottenburg auf den Markt gebracht werden. Die Bildhauer und Maler der Anstalt genießen eine durchaus künstlerische Ausbildung, wobei nach Vorbildern der Natur stilisiert wird. Die Modelle für die Blumenplastik und -malerei liefert ein eigenes Gewächshaus. Als das moderne Berliner Porzellan auf der Weltausstellung in Chicago seinen großen Erfolg davongetragen hatte, schrieb Cornelius Gurlitt: Es sind Prunkstücke von ganz ungewöhnlicher Größe und der denkbar reichsten Durchführung über das Meer gegangen; Werke in jenem Barock, welches unter König Friedrich I. in Berlin heimisch war und unter Friedrich dem Großen zum Rokoko sich fortgestaltete; Stücke, an welchen menschliche Gestalten fast in Lebensgröße ornamental verwendet sind, die, über die rein dekorative Wirkung hinausgehend, fast schon einen Teil der Innenarchitektur bilden. In den Malerateliers ist die früher so beliebte Bildchenmalerei ebenso beschränkt worden wie so manche andere Manier. Alle früheren Maler trugen die Farbe mit festem Pinselstrich, etwa wie bei der Ölmalerei, auf; jetzt verwendet man eine dem Aquarell verwandte Technik. Die Farbe wird naß aufgetragen, verwaschen, mehrmals übereinandergesetzt, wo Tiefen angestrebt werden; man strebt nicht nach absoluter Genauigkeit, sondern nach flotter künstlerischer

Wirkung. Wie man in Berlin große, mehrere Meter im Quadrat messende Bilder jetzt mit breitem Pinsel auf Porzellanplatten malt und durch wiederholten Brand zu dem unvergleichlichen Glanz der Porzellanglasur auch noch die Tiefe und Leuchtkraft der Majolikamalerei hinzufügt, so bemalt man auch die großen Flächen an Vasenkörpern mit Blumen und Früchten in Naturgröße und mischt den Grundton der Glasur mit den naturtreu behandelten Darstellungen zu einheitlich feiner Wirkung.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die verrückten Engländer. — Im Jahre 1817 kamen zwei Engländer nach Ostende, die in ihrem ganzen Wesen den Eindruck von Sonderlingen machten. Bei ihrer Landung erkundigten sie sich nach dem Scheldt-Gasthof in der Gudulestraße. Es war das ein Haus, das sich nicht des besten Rufes erfreute und das einem gewissen Ruysvoort gehörte. Über die Ankunft solch unerwarteter Gäste war natürlich der Wirt im höchsten Grade erfreut. Er wies ihnen Zimmer an, und sie nahmen das schlechte Essen und die noch schlechteren Weine, die man ihnen vorsetzte, ohne Widerrede entgegen. Noch verwunderlicher aber war, daß sie am nächsten Morgen, ohne ein Wort der Mißbilligung zu äußern, die gepfefferte Rechnung bezahlten, die ihnen Mynheer van Ruysvoort gemacht hatte. Zur unaussprechlichen Freude des biederen Wirtes, der fürchtete, daß seine Gäste am folgenden Tage nach Brüssel weiterreisen würden, hielten sie sich auch noch diesen Tag bei ihm auf und machten eine noch größere Zeche als am vorhergehenden.

Und ein Tag nach dem anderen verstrich, ohne daß die Fremden Miene zur Abreise machten. Still und ruhig gingen sie ihrer Wege, jede Berührung mit den Bewohnern der Stadt vermieden sie, und um die Sehenswürdigkeiten Ostendes kümmerten sie sich nicht im geringsten. Tag für Tag machten sie Ausflüge in die Umgegend, aßen, tranken, rauchten, schliefen und lasen die Zeitung. Jeden dritten Morgen zahlten sie ihre Rechnung, und obwohl der Wirt ihnen dreifache Preise ansetzte, zogen sie ihm doch

keinen Pfennig ab. Mynheer van Ruysvoort war ein Mann, der sonst nicht viele Worte machte und sich für gewöhnlich auch nicht viel um seine Gäste kümmerte, namentlich dann nicht, wenn sie gut zahlten. Aber diese Engländer machten ihn doch nachdenklich, und er zerbrach sich über sie den Kopf. Schließlich ging er mit seiner Frau zu Rate, und als sie beide das Geheimnis nicht ergründen konnten, fragten sie Freunde und Nachbarn um ihre Meinung über die rätselhaften Fremden.

„Spione sind es," meinten die einen. „Verbrecher, die dem Galgen entflohen sind," rieten andere.

Der Stadtschreiber, der mehrere Jahre in England gelebt hatte, fand mit seiner Ansicht allgemeine Zustimmung. „Ich will euch sagen, was mit diesen beiden Engländern los ist," äußerte er. „Die Kerls sind einfach verrückt."

Etwa acht Tage nach dieser Konferenz und vielleicht drei Wochen nach ihrer Ankunft in Ostende ließen die Engländer ihren Wirt rufen. — „Mynheer van Ruysvoort," redeten sie ihn an, „in Ihrem Hotel gefällt es uns ja ganz gut, aber nur wenn Sie mit unserem Vorschlage einverstanden sind, können wir noch länger Freunde bleiben."

Mit einem tiefen Bückling antwortete der erfreute Wirt: „Mylords, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Sie brauchen mich nur Ihre Wünsche wissen zu lassen und Sie können überzeugt sein, daß es dann auch die meinigen sind. Ich weiß wohl, was ich solch vornehmen Gästen schuldig bin."

„Also, Herr Wirt, Ihr Hotel ist keineswegs so groß, wie es eigentlich sein müßte. Sie wissen selber am besten, daß Sie nur drei Zimmer haben, die für einen Gentleman passen, und diese drei gehen auf die Straße. Der dort herrschende Verkehr und die vielen vorbeifahrenden Wagen machen aber einen Lärm, der gar nicht aufhören will. Darunter muß unsere Gesundheit leiden. Kurz, wir können den Lärm hier nicht länger aushalten."

„Das tut mir furchtbar leid, Mylord, was kann ich aber dagegen machen? Sie haben vollkommen recht. Der Verkehr ist lästig, aber zusperren kann ich die Straße doch nicht."

„Gewiß nicht, aber dennoch ließe sich ohne allzu große Schwierigkeiten Abhilfe schaffen."

„Inwiefern, Mylord?“

„Die Kosten könnten auch gar nicht so bedeutend sein, und wir würden gern die Hälfte tragen.“

„O bitte, Mylord, sagen Sie mir nur gefälligst, was Sie wünschen,“ bat der Wirt mit einem Eifer, der bei ihm etwas ganz Ungewohntes war.

„Hinter Ihrem Hause haben Sie einen Garten, in dem nichts wächst, auch seine Mauer ist bereits verfallen. Vielleicht könnten Sie hier ein kleines Haus bauen mit drei gut eingerichteten Zimmern, in denen wir ruhig wohnen können. Wie gesagt, wir wollen gern die Hälfte zu den Kosten beisteuern. Sollten Sie indessen auf unseren Wunsch nicht eingehen, so müßten wir zu unserem großen Bedauern von Ihnen wegziehen.“

Um so lieber ging Ruysvoort auf diesen Vorschlag ein, als er ihm nach jeder Richtung hin Vorteile bot; er behielt seine Gäste und vergrößerte auf ihre Kosten sein Haus. Noch am selben Abend setzte er sich mit seinem Gevatter, einem Maurermeister, in Verbindung, und schon am nächsten Morgen fing dieser mit dem Bau an, denn die Engländer, die genau die Stelle bezeichnet hatten, auf die ihr Gartenhaus zu stehen kommen sollte, wollten keine Zeit verlieren.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wichen die beiden Fremden nicht von den Werkleuten. Auch Ruysvoort interessierte sich sehr für das Fortschreiten des Baues, nur wollte ihm die große Eile, zu der die Engländer antrieben, gar nicht gefallen, denn darunter schien ihm die Haltbarkeit des Gartenhauses zu leiden. Es wäre ihm auch lieber gewesen, wenn der Neubau nicht so versteckt in einem Winkel gelegen hätte und auch ein Stockwerk höher geführt worden wäre. Davon wollten aber die Engländer nichts hören.

In vierzehn Tagen stand das Gartenhaus fertig da, und so gut gefiel es den Engländern, daß sie es sofort bezogen.

Ruysvoort war jetzt fest davon überzeugt, daß es nur „verrückte Engländer“ sein konnten, die aus einem alten, gut ausgetrockneten Hause auszogen, um in ein neues, feuchtes einzuziehen. Das war indessen Sache seiner Gäste, und da es offenbar eine ihrer Launen zu sein schien, so sollten sie dafür auch

ordentlich zahlen. Die Kosten des Baues beliefen sich auf 2374 Gulden — eine Summe, die dem Hotelbesitzer so niedrig vorkam, daß er sie auf 4748 Gulden abänderte. Ohne Murren bezahlten die Engländer ihre Hälfte, d. h. also das Ganze, und der habgierige Wirt beschwichtigte sein Gewissen mit der Erwägung, daß das für die Aufnahme zweier „Verrückten" in seinem Hause doch eigentlich noch recht wenig wäre.

Die Engländer fühlten sich anscheinend in ihrem Gartenhaus recht wohl, denn sie ließen sich außerhalb desselben nur noch selten blicken. Wie gewöhnlich aßen und tranken und rauchten sie, lasen auch ihre Zeitung, aber merkwürdig war es, daß sie niemand erlaubten, ihr Gartenhaus zu betreten, und daß sie sich sogar die Betten selber machten.

Immer rätselhafter erschien das dem Gastwirte, der sein armes Hirn vergeblich zermarterte. Warum machten sie sich selber die Betten? Warum saßen sie stets hinter verschlossenen Türen? Warum brannten sie die ganze Nacht Licht? Um ruhig schlafen zu können, waren sie nach dem Garten gezogen, und seitdem sie im Garten wohnten, schienen sie überhaupt nicht mehr zu schlafen! Einigen Freunden schüttete er sein Herz aus, und diese meinten, die Engländer müßten Falschmünzer sein. Darüber im höchsten Grade beunruhigt, unterzog Ruysvoort sämtliche Goldstücke, die ihm von seinen Gästen gezahlt worden waren, einer genauen Prüfung, fand aber kein einziges verdächtig aussehendes darunter. Auf Betreiben seiner klugen Frau ließ er eines dieser Goldstücke von einem Geldwechsler untersuchen. Und siehe da — es war gut und vollwichtig.

So ging das bis Mitte Oktober, als die Fremden ganz plötzlich ihre Lebensweise wieder änderten. Sie kauften sich jeder eine Flinte und eine Jagdtasche und gingen jetzt auf die Jagd. Aber nie zusammen — immer blieb einer zu Hause.

Eines Morgens aber hielt schon lange vor Sonnenaufgang ein Wagen vor dem Hotel, und beide Engländer, beide im Jagdanzuge, stiegen ein und fuhren davon.

Während der nächsten drei Tage befand sich Ruysvoort in größter Aufregung. Die Engländer hatten den Schlüssel zum Gartenhause mitgenommen, und hätte er nicht fürchten müssen,

durch eine Indiskretion seine Gäste zu verlieren, so hätte der Wirt am liebsten die Türen aufgebrochen.

Auch der Mittwoch, der vierte Tag seit ihrer Abreise, brachte die Engländer nicht wieder, und als sie sich auch am Donnerstag nicht zeigten, warf sich Ruysvoort in seinen Staat und begab sich zur Polizei. Ein Kommissär und drei Schutzleute begleiteten ihn nach dem Gasthofe, um hier das Geheimnis aufzuklären. Das Gartenhaus wurde gewaltsam geöffnet, und was bot sich den erstaunten Blicken?

Nichts — rein gar nichts.

Verwundert schauten die Polizeibeamten und der Wirt einander an, und die neugierigen Nachbarn und Freunde reckten die Hälse in die Höhe, um einen Blick zu erhaschen. Nichts fand sich, wie schon gesagt, rein gar nichts, als zwei leere Koffer und ein offener Brief. Unter atemloser Spannung der Zuhörer las der Kommissär folgendes vor:

„Lieber Herr van Ruysvoort! In der Annahme, daß Sie in der Geschichte Ihrer Stadt nicht minder gut bewandert sind als in Ihren Geschäftsbüchern, brauchen wir Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Ostende mit in den Krieg verwickelt war, der damals zwischen Spanien und Holland wütete. Von 1601 bis 1604 war Ihre Stadt infolge ihrer Lage den verschiedenen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt, bis ihre holländische Garnison sich dem spanischen General Spinola ergeben mußte. Unter ihren Verteidigern, die unter den Farben der Vereinigten Provinzen wie Helden gekämpft hatten, waren auch viele Engländer, Söhne der ersten Familien des Landes. Auch einer unserer Vorfahren war darunter, und zwar war das der Schatzmeister der Truppe. Bevor die Stadt übergeben wurde, gelang es ihm noch, die Kriegskasse vor den Spaniern in Sicherheit zu bringen. Bald darauf kehrte er nach England zurück und starb. Vor seinem Tode gab er aber seiner Familie Aufklärungen über den verborgenen Schatz. Auf uns sind diese Aufklärungen überkommen. Ihr Garten hatte ihn aufgenommen. Als wir das festgestellt hatten, ließen wir uns in Ihrem Gasthofe häuslich nieder, und bald hatten wir auch alle Ursache, mit unseren Operationen zufrieden zu sein.

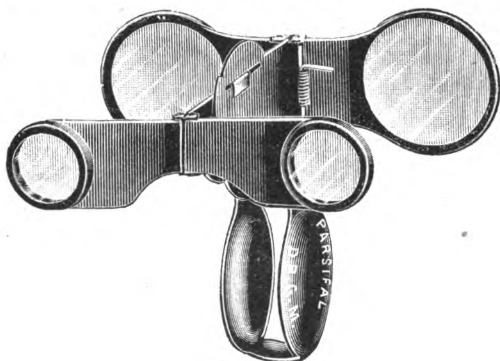
Ohne Verdacht zu erregen, ist es uns gelungen, in den Besitz des so lange und so vollständig in Vergessenheit geratenen Schatzes zu gelangen. Wie das geschah, braucht jetzt kein Geheimnis mehr zu bleiben. Wir müssen jedoch die Bemerkung vorausschicken, Mynheer van Ruysvoort, daß als Ehrenmänner, die wir sind, wir Ihnen die eine Hälfte des Schatzes haben zukommen lassen. Denn solange Ostende besteht, hat noch nie ein Gastwirt solchen Nutzen aus seinen Gästen gezogen wie Sie aus uns. Geprellt und geschunden haben Sie uns, als wenn wir in die Hände von Räubern gefallen wären. Nicht doppelt, sondern hundertfältig haben wir Ihnen zahlen müssen. Doch wir ließen uns das ruhig gefallen, denn Sie sollten an uns verdienen. Unter dem letzten Zimmer werden Sie den Fußboden aufgegraben finden, zehn Fuß ist das Loch tief, und drinnen liegt eine eiserne Kassette. Die alten, guten Dukaten haben wir bereits herausgenommen. Die Kassette vermachen wir Ihnen und stellen es Ihnen auch anheim, das Loch wieder zuzuschütten.

Sie möchten vielleicht gern wissen, wie die ‚verrückten Engländer‘ in Wirklichkeit heißen. Diesen Wunsch können wir Ihnen indessen zu unserem Bedauern nicht erfüllen. Unser Name kann Ihnen auch gleichgültig sein, denn es liegt nicht in unserer Absicht, uns jemals wieder in Ihrer denkwürdigen Stadt oder in Ihrem Gasthofe sehen zu lassen. Über unser Vorgehen brauchen Sie sich weiter keine Gedanken zu machen. Zur Rechenschaft ziehen könnte uns nur der Finanzminister der Königin Elisabeth, und dieser gute Mann ist schon seit zweihundert Jahren tot. So sind wir deswegen unbesorgt.

Wenn wir uns in Zukunft des fragwürdigen Benehmens, das Sie uns gegenüber gezeigt, erinnern, werden wir auch nicht ermangeln, Ihnen als Mensch und als Gastwirt gebührende Wertschätzung zu zollen.“

Mynheer van Ruysvoort schäumte vor Wut. Aber als der erste Zorn bei ihm verraucht war, machte er eine Bemerkung, die seiner Auffassung zur Ehre gereichte. Er sagte nämlich: „Diese verwünschten Engländer waren im Grunde genommen doch nicht so verrückt, wie sie schienen.“ J. C.

Neue Erfindungen: I. Optischer Universalapparat „Parsifal". — Eine sehr hübsche Neuheit wird von der Firma



Als Opernglas.

A. Lehmann, Optische Industrieanstalt in Fürth in Bayern, auf den Markt gebracht. Es ist ein Apparat, der infolge seiner eigenartigen Konstruktion Opernglas, Reiseglas, Fernseher, Lupe



Als Fernseher.



Als Lupe.

beziehungsweise Leseglas in einem Stück vereinigt. Durch einfaches Abschieben der Schutzkapsel springen die einzelnen optischen Gläser in die gebrauchsfertige Stellung. Durch Ein- oder

Ausschieben des mittleren Steges ist der Apparat für jedes Auge verstellbar. Schlägt man eine kleine, sowie eine große Linse in die Schutzkapsel ein, so erhält man einen guten Fernseher, welcher ebenfalls durch Ein- und Ausziehen für jedes Auge einstellbar ist. Werden beide kleinen Linsen, sowie eine große Linse in die Kapsel eingeschoben, so bleibt eine große Linse, und diese bildet eine Lupe beziehungsweise ein Leseglas mit guter Wirkung. Beistehende Abbildungen zeigen den Apparat in den verschiedenen Zusammenstellungen; derselbe wird solide mit guten optischen Gläsern hergestellt. Der Preis ist außerordentlich billig, und durch diesen Universalapparat ist somit auch den weniger Bemittelten Gelegenheit gegeben, sich ein vorzügliches Reise- und Theaterglas zuzulegen.



„Parsifal“ zusammengeklappt.

II. Kartoffelschneider. — Ein neuer Artikel auf dem Gebiete der Küchengerätebranche wird von der Firma Gust. Engel



Kartoffelschneider.

in Göppingen verfertigt und in den Handel gebracht. Das hübsche Instrument zum gleichmäßigen Zerschneiden der Kartoffeln für Salat und für gedämpfte und geröstete Kartoffeln

ist in seiner fein vernickelten Ausstattung und praktischen Verwendbarkeit äußerst vorteilhaft. Aus der Handhabung werden unsere Leser die Konstruktion ersehen. Der Kartoffelschneider wird, wie aus unserer Abbildung ersichtlich, auf eine ihm entsprechend große und tiefe Schüssel gelegt, worauf eine gekochte geschälte Kartoffel mit der Hand, deren Handballen auf den Drähten aufliegen muß, langsam quer über diese und auch zugleich hindurchgeschoben wird. Besonders große Kartoffeln werden in der Mitte zerschnitten und dann ebenso hindurchgeschoben. Dieses Hindurchschieben hat den Zweck, daß die Scheiben dünn geschnitten werden und durch die Drähte hindurch einzeln getrennt voneinander in die Schüssel fallen. Bei Bratkartoffeln wird man von dem durch die Gleichmäßigkeit der Scheiben bedingten ausgezeichneten Geschmack besonders überrascht sein. Dieser praktische und unentbehrliche Küchenartikel besitzt gegenüber anderen Schneidern noch die Vorzüge, daß die Schneide niemals stumpf werden kann, ein Fingerverletzen ist unmöglich, und es erfolgt nicht nur ein reinliches, peinlich sauberes Schneiden, sondern auch ein zehnmal schnelleres Zerteilen der Kartoffeln; hierdurch wird Zeit gespart, und da der Apparat aus einem Stück gearbeitet ist, keine Schrauben, Messer oder dergleichen besitzt, so wird er in jeder Küche, ob groß oder klein, überall höchst willkommen sein. P. R.

Die armen Königskinder. — Königskinder sind, so hoch sie über gewöhnlichen Staubgeborenen stehen, schließlich doch Kinder, und man kann es ihnen nachfühlen, wenn sie sich von Zeit zu Zeit gegen das Joch auflehnen, unter dem sie ihr junges Leben vertrauern müssen. Dies Joch heißt die Etikette.

Nicht alle Prinzen werden vernünftig erzogen und genießen ein gewisses Maß rein menschlicher Freiheit, im allgemeinen huldigt man bei ihnen dem Grundsatz einer mehr oder weniger völligen Abschließung von ihren Altersgenossen, sofern sie nicht zugleich Standesgenossen sind, und diese stehen ihnen natürlich nur bei besonderen Anlässen zu Gebote. Ein kindlich unbefangenes Spielen mit anderen Kindern und nach der Weise anderer Kinder ist ihnen schlankweg verboten. Wie alles Verbotene hat aber auch bei kleinen Prinzen und Prinzessinnen das ungenierte,

unbeaufsichtigte Spiel der glücklichen, weniger hochgeborenen Kinder den allergrößten Reiz.

Dieser Reiz war es, der einmal auf den kleinen König von Rom, Napoleons I. Sohn, so übermächtig wirkte, daß er seiner Wärterin kurz entschlossen davonlief. Er war eben im Begriff, sich neben einigen schmutzigen Straßenjungen am Seineufer niederzuhocken, um mit ihnen Kuchen aus dem feuchten Ufersande zu formen, als die mit seiner Überwachung betraute Bonne herbeistürzte und ihn wegholte. Der Kleine schrie jämmerlich und strampelte mit Händen und Füßen, um sich die goldene Freiheit zurückzuerobern. Es half ihm aber nichts. Und weil er gar nicht aufhörte, weinend und schluchzend zu versichern, er wolle ja weiter nichts, als auch so hübsche Kuchen machen wie die anderen Kinder da am Ufer, so setzte man ihm einen großen Napf feuchten weißen Streusand hin nebst funkelnagelneuen Holzgefäßen zum Kuchenbacken. Was war das aber, wenn nicht bewundernde Spielgefährten dabei waren, mit denen er wetteifern konnte!

Genau so entfloh einmal der Sohn Napoleons III., der unglückliche Lulu, seinem vergoldeten Kerker, weil er von einem Fenster der Tuilerien aus Knaben sich hatte schneeballen sehen; er konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, an diesem fröhlichen, ausgelassenen Knabenspiel teilzunehmen, und es dauerte volle vier Stunden, ehe er sich daran genug getan hatte und mit tropfenden Kleidern, aber seligem Gesicht ins Schloß zurückkehrte. Dort fand er seine kaiserlichen Eltern fast wahnsinnig vor Angst über sein Verschwinden, und hundert Geheimpolizisten suchten in fieberhafter Aufgeregtheit ganz Paris nach dem zehnjährigen Durchbrenner ab. Mit tiefem Schmerz mußte der arme Junge lernen, daß es ein dornenvolles Vorrecht ist, ein kaiserlicher Prinz zu sein.

Davon überzeugten ihn außerdem seine überaus gelehrten, aber auch überaus langweiligen Erzieher und Lehrer, die einander darin ablösten, den armen jungen Prinzen mit alter und neuer Kriegsgeschichte und ähnlich interessanten Dingen bis zum vollständigen Ekel zu überfüttern. Eine kleine, aber bezeichnende Anekdote erzählen sich die Franzosen über diesen Punkt.

Eines Tages war der junge Lulu mit dem General Frossard hinausgeschickt worden, sich die Regatta auf der Seine mit anzusehen. Dies bunte, bewegte Schauspiel, das für die Pariser Jugend einen der Höhepunkte ihres abwechslungsreichen Lebens bildet, hatte auf den unglücklichen Kaisersohn so wenig anregend gewirkt, daß es Napoleon bei der nachher stattfindenden Familientafel auffiel.

„Nun, mein Sohn," sagte er, „du scheinst ja sehr abgespannt zu sein von dem, was du gesehen hast. Hast du dich recht amüsiert?"

Lulu blickte gelangweilt zu ihm auf. „Amüsiert? Wie man's nimmt."

„Wovon habt ihr euch denn bei dem Vergnügen unterhalten?" erkundigte sich Napoleon.

Im Tone des unverkennbarsten Abscheus gab der Prinz die Erwiderung: „Der General hielt mir Vortrag über die römischen Dreiruderer und erzählte mir wieder einmal die Geschichte von Duilius und seinem Seesieg bei Mylä."

Das war das ganze Amüsement des zwölfjährigen Knaben gewesen! Von all dem farbenreichen, erwartungsvollen, alle Sinne anspannenden Leben und Treiben auf und an der Seine hatte er gar keinen Eindruck bekommen. Dabei war der mutmaßliche Erbe des französischen Kaiserthrones ein williger, lernbegieriger Schüler und intelligent genug, um die Anforderungen seines hohen Standes mit Verständnis zu erfassen.

Ein wehmütiges Licht wirft auch folgende Unterhaltung Lulus mit dem damaligen spanischen Thronfolger auf den völlig unkindlichen Zwang, unter dem die Sprößlinge der Fürsten zu seufzen haben.

Bei einem Besuch forschte Lulu den Vetter aus, welcher Unterrichtsgegenstand ihm am schwersten einginge.

„Ach," bekannte der strenggehaltene Zögling des spanischen Hofes, „nichts fällt mir so schwer, als daß ich nicht lachen darf, wenn ich mich mal so recht dazu aufgelegt fühle."

Verwundert über diese unerwartete Auskunft erwiderte der kleine Franzose: „Was das anbelangt — lachen darf ich, so viel ich will und kann. Was mir aber immer besonders sauer wird,

ist ein liebenswürdiges Gesicht zu machen und verbindlich zu lächeln Leuten gegenüber, von denen mir doch immer gesagt wird, daß sie unsere Feinde seien."

Auch von Ludwig II. von Bayern wird als Tatsache erzählt, daß der ausgesprochene Widerwille, den er gegen Politik, Kriegsgeschichte und verwandte Wissenschaften an den Tag legte, seinen Ursprung in dem unzeitigen und einseitigen Eifer hatte, mit dem sein Professor ihn in seiner Kindheit buchstäblich bei Tag und Nacht über diese trockenen Gegenstände unterhalten hatte. Die Phantasie, der man in der frühen Jugendzeit bei ihm nicht den geringsten Spielraum gegönnt hatte, rächte sich, indem sie später den Mann von seiner eigentlichen hohen Berufsarbeit abzog.

Derselbe unglückliche Fürst litt in seinen Prinzenjahren unter einer wahrhaft spartanischen Strenge in der Lebenshaltung und Beköstigung. Seine Hauptnahrung bestand in Rind- oder Hammelfleisch, und zwar wurde ihm selbst diese eintönige Kost in so knappen Portionen verabreicht, daß, als er mit neunzehn Jahren zur Regierung kam, sein erster Befehl in dieser neuen Würde gewesen sein soll: „Heute wünsche ich aber zwei Hammelkoteletten zu haben!"

Ähnlich heißt es von Maria Theresia, daß sie unmittelbar nach ihrer Verheiratung mit dem nachmaligen deutschen Kaiser Franz den Befehl erteilt habe: „So, nun wünsche ich die Bücher, die man mir bisher nur verstümmelt zu lesen erlaubt hat, in unverletzten Exemplaren zu lesen!"

Die neunzehnjährige Prinzeß hatte bis dahin nur solche Bücher in die Hand bekommen, aus denen ihre Gouvernanten alle irgendwie bedenklichen Stellen mühsam herausgeschnitten hatten. Eben diese Vorsicht hatte ihre Neugier erregt, die sie jetzt zu befriedigen wünschte.

Ebenso war der erste Wunsch der siebzehnjährigen Viktoria von England nach ihrer Thronbesteigung nach einem ganzen, unausgeschnittenen Exemplar der „Times", das ihr bis zu diesem Zeitpunkt versagt gewesen war. Cl. Düsterhoff.

Ein orientalischer Wasserheilkünstler. — Als im Jahre 1674 der französische Ritter Jean Chardin eine seiner Forschungs-

reisen durch Asien unternahm, erkrankte er zu Bender-Abbas am Persischen Meerbusen am Malariafieber.

Schon hielt der französische Arzt, welcher sich in seiner Begleitung befand, seinen Zustand für völlig hoffnungslos, als Ritter Chardin sich dazu entschloß, einen orientalischen Heilkünstler zu Rate zu ziehen.

Der Perser kam, sah sich den aufgegebenen Patienten an und fand dessen Zustand durchaus nicht so schlimm, wie es den Anschein hatte. Man müsse nur, sagte er, die Sache richtig zu behandeln wissen.

Zu diesem Zwecke ordnete er nun allerdings eine so energische Kur an, daß dem französischen Kollegen sich die Haare vor Entsetzen sträubten, und er keinerlei Verantwortung dabei übernehmen zu können erklärte, weil diese Heilmethode ja den reinsten Mord bedeute.

Der orientalische Arzt ließ nämlich den Kranken vor allen Dingen fortwährend Schneewasser trinken, um den ihn beständig quälenden Fieberdurst zu lindern; außerdem aber wurde er auf den bloßen Steinfußboden eines kühlen Gemaches gelegt, und dieser Fußboden mitsamt dem Patienten allstündlich mit Wasser begossen.

Da aber auch selbst bei dieser drastischen Art der Behandlung das hochgradige Fieber nicht gänzlich schwand, gab der persische Doktor als Grund hierfür an, daß die Lagerstätte noch immer nicht kühl genug sei. Der kranke Ritter wurde also, nur in ein Hemd gehüllt, ohne Kissen und Decke, auf eine Matte gelagert, und unausgesetzt durch große Fächer ihm Luftzug zugeweht. Darauf setzte man den Fiebernden auf einen Sessel, goß ihm nach und nach zwei Eimer Schneewasser über die unteren Körperteile, von den Hüften an bis zu den Fußspitzen, und dann über den oberen Teil des Körpers.

Das half. Das Fieber wich, trotz der gewaltigen Empörung des französischen Heilkünstlers, welcher schließlich nicht umhin konnte, die Behandlungsweise des orientalischen Kollegen für „nicht ganz ohne" zu erklären, die letzterer damit beschloß, daß er dem nun sehr schnell Genesenden eine zweckentsprechende Diät, namentlich kühlende, erfrischende Früchte, wie Gurken, Pfirsiche,

Melonen u. s. w., verordnete, was diesen rasch wieder auf die Beine brachte. K. R.

Die Mode im Verbrechen. — Der Nachahmungstrieb beim Menschen, der seinen harmlosesten Ausdruck wohl in der Sucht findet, eine gerade herrschende Mode im Benehmen, in der Bekleidung, Ausstattung der Wohnung und so weiter nachzuahmen, kommt ebenfalls, wie bedeutende neuere Kriminalisten dargetan haben, bei Verbrechern und deren Untaten vor. Ja, man geht so weit, auch die verübten Verbrechen in förmliche Modenabschnitte einzuteilen. Tatsache ist es, daß jede Untat, die durch irgendwelche Umstände größeres Aufsehen erregte, in kürzester Frist vielfach nachgeahmt wird.

Während der Graf und die Gräfin Marella eines schönen Tages in ihrem Landhaus in Windsor in England gemütlich beim Diner im Speisezimmer saßen, stiegen gerissene Diebe mittels einer Strickleiter durch das Fenster des Toilettenzimmers der Gräfin und raubten Schmucksachen im Werte von mehreren tausend Pfund Sterling.

Diese Art der „Dinerstundeneinbrüche" wurde jetzt plötzlich Mode und häufte sich in erschreckender Weise. Dabei blieb es sogar nicht einmal bei der einfachen Nachahmung an anderen Orten, nein, die Nachahmer suchten fast alle den Ort auf, wo die erste Tat geschehen war: sie kamen nach Windsor. Kaum eine Woche später wurde zur Dinerstunde auf ganz gleiche Weise bei dem belgischen Botschafter eingebrochen, wo die Diebe ebenfalls reiche Beute an Schmuck davonschleppten.

Wieder einige Tage später erschienen Einbrecher in dem Schloß des Lords Ellenborough in Windsor. Aber da an diesem Tage die Speisestunde durch eine Spazierfahrt des Lords um eine Stunde verschoben worden war, wurden die Diebe durch die allzu frühe Rückkehr des Lords verscheucht. Nur eine Viertelstunde hätte der Lord später heimkommen dürfen, und er wäre seines gesamten Schmuckes, den die Diebe zum Einpacken bereit auf ein Bett gelegt hatten, beraubt gewesen.

In allen erwähnten Fällen war hier nicht etwa ein und dasselbe Diebespaar an der Arbeit gewesen, sondern, wie sich später

herausstellte, immerfort verschiedene Einbrecher in Nachahmung des ersten Paares.

Im Dezember des Jahres 1874, als der jetzige König Eduard VII. auf dem Paddingtonbahnhof in London ankam, gelang es einem geschickten Diebe, die Schmucktruhe der Gräfin Dudley, die Kleinodien im Werte von über 20,000 Pfund barg, zu stehlen. Die Truhe wurde von zwei Hofdamen, die zusammen in einem Abteil gesessen hatten, bewacht. Die Truhe in der Hand war die eine Dame ausgestiegen und hatte sie, um ihrer Gefährtin beim Aussteigen behilflich zu sein, für einen Augenblick auf den Bahnsteig niedergesetzt. Als sie sich umdrehte, um die Truhe aufzuheben, war sie verschwunden.

Dieser Diebstahl ward sofort nachgeahmt. Schon im nächsten Monat darauf wurde dem Sekretär des russischen Botschafters auf ganz dieselbe Art ein Juwelenkästchen mit Inhalt von hohem Werte geraubt, und noch lange Zeit danach hörte man jedesmal, wenn eine hohe Persönlichkeit mit Gefolge auf irgend einem der Bahnhöfe Londons ankam, von Diebstählen, die immer gerade auf diese Art ausgeführt worden waren.

Im Jahre 1878 starb in New York ein Millionär und wurde, da er der Kirche ein bedeutendes Legat vermacht hatte, in einer Gruft im Inneren derselben beigesetzt. Kurze Zeit danach brachen Diebe zur Nachtzeit die Gruft auf und stahlen die Leiche mitsamt dem kostbaren Sarge. Unter Verheißung einer hohen Belohnung wurde die gesamte vielgerühmte Geheimpolizeimacht New Yorks zur Wiedererlangung der Leiche aufgeboten. Mit fieberhaftem Eifer arbeiteten offizielle und Privatdetektive Tag und Nacht, um eine Spur zu entdecken, aber vollständig vergebens. Da erhielt die Witwe des Verstorbenen eines Tages einen Brief, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß sie des Gatten Leiche gegen Erlegung einer Barsumme von 200,000 Dollars und bei strengster Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten in Empfang nehmen könne. Die Polizei, der Rechtsbeistand der Witwe und auch die übrigen Angehörigen der Familie rieten alle entschieden ab, den Räubern die ungeheure Summe zu geben; aber da die Frau an der Wiedererlangung auf andere Art verzweifelte, so ging sie kurz entschlossen auf die Bedingungen der Räuber ein.

Sie zahlte das Geld und konnte einen Tag darauf den Sarg mit der Leiche in einem Walde in der Nähe eines abgelegenen kleinen Dorfes in Empfang nehmen lassen. Die Grabschänder und Leichenräuber wurden nie ermittelt, fanden sofort Nachahmer, und lange Jahre hindurch war der Leichenraub in Mode. Interessant ist unter anderem der Raub der Leiche des Grafen Alexander Crawford aus dem Erbbegräbnis dieser Familie in Dunecht bei Aberdeen. Der Graf war im Dezember 1880 in Florenz gestorben, die Leiche wurde einbalsamiert und in einem dreifachen Sarg nach Dunecht überführt, wo sie in der Gruft beigesetzt ward. Im Mai 1881 drangen Diebe in die Gruft ein, öffneten den dreifachen Sarg und schleppten den Leichnam fort. Alle Nachforschungen nach dem Verbleib desselben blieben trotz der ausgesetzten hohen Belohnungen vollständig ergebnislos. Schon mehr als ein volles Jahr war verflossen, als im Juli 1882 ein alter Wilddieb in der Hoffnung, die hohe Belohnung zu erhalten, erklärte, er wisse, wo die Leiche verborgen sei. Er habe die Räuber bei Verübung der Tat überrascht, aber er sei von ihnen unter furchtbaren Drohungen zur Geheimhaltung gezwungen worden. Dann beschrieb er die Stelle im Walde, wo der Leichnam versteckt sei und wo er auch, in dicke Decken gehüllt, aufgefunden wurde. — Anstatt der Belohnung aber, die er erwartet, ward der Wilddieb selbst des Leichenraubs angeklagt und zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. W. Stelljes.

Im Karzer. — Zur vielbesungenen Burschenherrlichkeit gehört nun einmal das Vorrecht, den Jugendübermut so recht von Herzen auszutoben; das aber geht nicht immer unter genauer Einhaltung der Grenzen ab, welche die öffentliche Ordnung auch den Söhnen der alma mater vorschreibt. Die deutschen Universitäten haben eine eigene, die „akademische“ Gerichtsbarkeit; die Studenten haben sich nach Verstößen gegen die Universitätssatzungen vor einer besonderen Behörde zu verantworten, und die „Karzer“ sind von alters her die Gefängnisse für akademische Freiheitsstrafen. Die Gerichtsverfassung von 1879 hat diese Universitätsgefängnisse keineswegs beseitigt, und noch immer werden Karzerstrafen zur Sühne für studentische Verfehlungen verhängt. Doch werden solche Karzerstrafen weder von den

Professoren noch von den Studenten für ehrenrührig angesehen, und von alters her hat der Studentenhumor und die Willfährigkeit der Pedelle dafür gesorgt, daß es den im Karzer „Eingesponnenen" nicht an Unterhaltung und an Vergnügen fehlt.

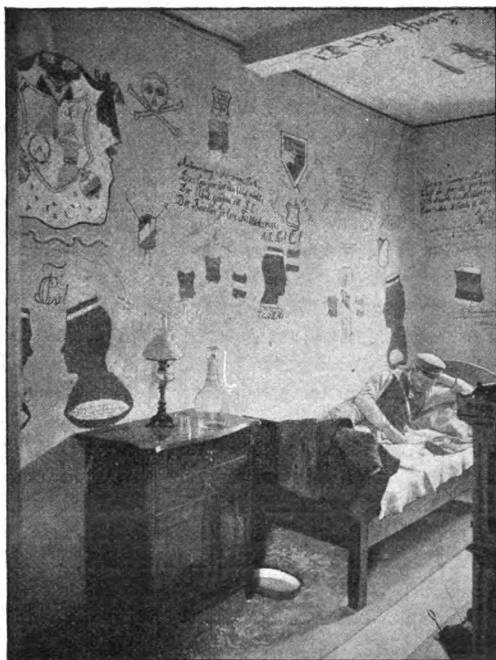
Schon der enge Karzerraum mit seinen Wänden sorgt dafür, denn die weiße Tünche dieser Kerkerwände, die ja bisweilen er-



Im Karzer: Willkommener Besuch.

neuert wird, gleicht nie lange einem unbeschriebenen Blatt. Durch Inschriften und Malereien aller Art wird sie zu einer Art Chronik; Verbindungswappen und Embleme, gereimte Sprüche und Klagen in Prosa, vor allem die Namen derer, die nacheinander hier irgend einen lustigen Streich verbüßten, bieten dem Neuinhaftierten ein interessantes Studium. Unsere zwei Bilder zeigen deutlich, wie der Besuch von Kommilitonen und

dann auch ernste oder unterhaltende Lektüre dafür sorgen, daß sich im Karzer, wenn es überhaupt besetzt ist, die Langeweile nicht einnistet. Es gibt nicht wenige Männer in Amt und Wür-



Im Karzer: Einsame Stunden.

den, welche die einst im Karzer verbrachten Stunden zu ihren schönsten Universitätserinnerungen zählen. Jedenfalls gehören die Karzer zu den Gefängnissen, die man als „fidele" zu bezeichnen pflegt. B. H.

Karl V. und sein Jäger. — Der Stammvater der spanischen Grafen v. Punonrostro war Jägermeister im Dienste Karls V. Er befand sich einmal mit dem Kaiser auf der Rebhühnerjagd, und beide räumten mit stets zunehmender Leidenschaft unter den Hühnern auf. Die Jagdtaschen der Diener

waren überfüllt, und der Kaiser gedachte die Jagd zu beenden. Da scheuchten die Hunde noch ein Rebhuhn auf, Kaiser und Jägermeister legten gleichzeitig an, und das Rebhuhn lag am Boden.

„Wer hat das Huhn erlegt?" fragte der Kaiser den Jägermeister.

„Ich, Majestät," sagte dieser.

„Du lügst!" fuhr ihn der Kaiser an.

„Ich lüge nie!" gab der Jägermeister zurück und schlug dem Kaiser mit der Faust ins Gesicht, daß er taumelte. Die Diener stürzten sich auf den Verwegenen, und er wurde ins Gefängnis nach Madrid abgeführt.

Der Kaiser kehrte gedankenvoll nach der Hauptstadt zurück; ihn beschäftigte weniger der Schimpf, den einer seiner Diener vor Zeugen ihm angetan hatte, als der Charakter des Mannes, der eine Beleidigung auch von dem mächtigen Kaiser nicht ertragen wollte. In Madrid angelangt, ließ der Kaiser den Jägermeister vor sich führen und fragte ihn, ob er dabei bleibe, daß er selbst und nicht der Kaiser das Rebhuhn geschossen habe.

Der Mann bejahte und fügte hinzu, er könne es beweisen, wenn man das Rebhuhn herbeibrächte, denn er habe sich während der ganzen Jagd anderer Geschosse bedient als der Kaiser. In der Tat fand man im Körper des Rebhuhns eines der Geschosse des Jägermeisters. Das konnte aber natürlich nichts an seinem Schicksal ändern; er hatte sich an der Person des Kaisers vergriffen und mußte den Tod erleiden. Gefaßt bereitete er sich darauf vor.

Der Kaiser, dem es um den Mann leid war, ließ ihn vor Ausführung des Todesurteils noch einmal zu sich kommen und machte ihm Vorstellungen wegen seines Benehmens. Der Jägermeister aber erwiderte mit Ruhe: „Majestät, wenn ich hundert Leben hätte und hundertmal den Tod erleiden müßte, ich würde doch jeden, der mich einen Lügner nennt, ins Gesicht schlagen (puño en el rostro)."

„Nein," sagte der Kaiser, „du sollst leben, ein Mann wie du würde meinem Reiche fehlen, sie sind nicht häufig!"

Der Kaiser schenkte ihm aber nicht nur das Leben, er erhob

ihn später sogar in den Grafenstand und legte ihm in Erinnerung an jenen Vorgang den Namen Punonrostro bei. C. T.

Übler Geruch aus dem Munde. — Noch viel schlimmer als körperliche Schönheitsfehler wirken die mannigfachen ästhetischen Mängel, die vielfach den Menschen anhaften und den Verkehr mit ihnen oft ungemein erschweren. Zu diesen Mängeln gehört auch der üble Geruch aus dem Munde. Unzählige Menschen leiden daran, oft ohne daß sie es selbst wissen, desto fühlbarer aber für ihre Umgebung und für die, mit denen sie verkehren müssen. Es ist auch eine heikle Sache, die darunter Leidenden auf das ihnen anhaftende Übel aufmerksam zu machen, denn meist werden derartige gut gemeinte Andeutungen als Beleidigung aufgefaßt; aber trotzdem ist es Pflicht eines jeden, in schonender Weise auf solche Fehler hinzuweisen und eine sachverständige Beratung anzuempfehlen.

Die Ursachen dieser Erscheinung können sehr verschieden sein. Gewöhnlich wird angenommen, daß der üble Mundgeruch aus dem Magen stamme, also gewissermaßen von einem verdorbenen Magen herrühre. Man glaubt mit dieser Auslegung gewisse Unterlassungssünden beschönigen zu können, indem man diesen Zustand nur als eine vorübergehende Indisposition hinzustellen sucht. Merkwürdigerweise empfindet aber die Umgebung, daß diese Indisposition fortwährend zu bestehen scheint, da das Übel nicht nachläßt, und einen permanent verdorbenen Magen kann doch wohl ein Mensch nicht gut haben. Es kann ja allerdings vorkommen, daß nach übermäßigem Durcheinanderessen von verschiedenerlei Speisen oder nächtlichen Kneipereien und Festgelagen sich am anderen Morgen ein unangenehmer Geruch aus dem Munde geltend macht. Aber das ist nur vorübergehend. Sobald der Magen seine regelrechte Ordnung wieder hat, verschwindet der üble Geruch ganz von selbst. Demnach wird ein derartiges permanent bestehendes Übel auf andere Ursachen zurückgeführt werden müssen.

In der Mehrzahl der Fälle entsteht übler Geruch aus dem Munde nur durch mangelhafte Pflege und ungenügende Säuberung der Mundhöhle und der Zähne. Keine Stelle am menschlichen Körper ist so geeignet für Zersetzungsprozesse wie die Mund-

höhle. Erstens wird in ihr der Kauakt vorgenommen. Sämtliche Speisen, die dem Körper zugeführt werden, werden dort erst von den Zähnen zermalmt und mit dem erforderlichen Verdauungsspeichel vermischt, ehe sie als fertiger Speisebrei durch Schlund und Speiseröhre in den Magen gelangen. Viele von den Speiseresten bleiben dabei zwischen den Zähnen hängen oder setzen sich in den Vertiefungen hohler Zähne fest und gehen, wenn sie nicht durch eine regelrechte Mundreinigung sofort wieder entfernt oder unschädlich gemacht werden, sehr bald in Fäulnis über. Befördert werden diese Zersetzungsvorgänge und die Entwicklung und Vermehrung der dabei immer eine Rolle spielenden Spaltpilze und Fäulnisbakterien durch die in der Mundhöhle herrschende gleichmäßige feuchte Wärme.

Wenn nun schon bei gesundem Zahnmaterial die Gefahr der Fäulnisentwicklung im Munde eine sehr große ist, so wird dies in noch viel höherem Maße der Fall sein, wenn einer oder mehrere von den Zähnen erkrankt sind und tiefgehende Höhlen aufweisen, aus denen die sich festsetzenden Speisereste entweder gar nicht oder nur sehr schwer zu entfernen sind. Etwas bleibt darin jedenfalls immer längere Zeit haften, und die Zersetzung ist eine um so intensivere, weil in den hohlen Zähnen schon an und für sich immer eine Entwicklung von Fäulnisprodukten stattfindet. Wo aber Fäulnis ist, bilden sich auch Fäulnisgase, und diese, mit der Ausatmungsluft vermischt, geben den üblen, oft penetranten Geruch aus dem Munde ab.

Diese Vorgänge sind wohl im allgemeinen als die häufigsten Ursachen des Mundgeruches zu betrachten. Es gibt aber auch noch vielerlei andere krankhafte Zustände, die ähnliche Wirkungen herbeiführen. So findet man zum Beispiel bei veralteten Rachenkatarrhen, bei denen meist eine reichliche Absonderung eines krankhaften, grünlichgelben Schleimes stattfindet, infolge der Zersetzung dieser leicht in Fäulnis übergehenden Schleimmassen häufig einen alkalisch widerlichen Geruch aus dem Munde. Daß ferner bei allen akuten entzündlichen Erscheinungen der Mund- und Rachenhöhle, des Zahnfleisches, der Mandeln, der Wangenschleimhaut und so weiter stets ein übler Geruch aus dem Munde besteht, ist ja bekannt. Jedoch hält er in solchen

Fällen nur so lange an, als die übrigen Krankheitssymptome dauern, und verschwindet mit dem Nachlassen derselben meist wieder ganz von selbst.

Eine weitere häufige Ursache für schlechten Geruch aus dem Munde ist die sogenannte „Ozäna" (Stinknase), ein Leiden, welches mit besonderer Vorliebe das junge weibliche Geschlecht heimsucht, allerdings auch bei männlichen Individuen in Erscheinung tritt. Die Ozäna kann sich mit der Zeit aus einem einfachen Schnupfen entwickeln, wenn derselbe vernachlässigt wird, und charakterisiert sich dadurch, daß die Schleimhäute der hinteren Nasenhöhle eine krankhafte, samtartige Beschaffenheit annehmen. Von ihrer Oberfläche sondert sich dann eine grünlichgelbe, übelriechende Flüssigkeit ab, welche zu dicken Borken zusammentrocknet und die Nasengänge vollständig verlegt. Unter diesen Borken bilden sich geschwürige, leicht blutende Stellen, welche in die Tiefe gehen und allmählich die Schleimhaut zerstören. Der solchen Individuen aus dem Munde entströmende Geruch ist ein derartig entsetzlicher, daß die Umgebung und die Angehörigen es oft kaum in der Nähe aushalten können. Besonders schlimm ist es, wenn sonst mit allen Vorzügen begabte junge Mädchen mit einem derartigen Leiden behaftet sind. In solchen Fällen ist ein sofortiges ärztliches Eingreifen um so unerläßlicher, als bei längerer Verschleppung dieses Leidens die Heilung eine sehr wenig aussichtsvolle ist. Ähnlich verhält es sich mit gewissen Erkrankungen des Kehlkopfes, die auf tuberkulöser oder krebsartiger Basis beruhen. Bei diesem Leiden findet in den späteren Stadien stets ein geschwüriger Zerfall der vorhandenen charakteristischen Knötchenbildungen statt, wodurch in Verbindung mit den sich dabei abspielenden Zersetzungsprozessen ebenfalls ein übler Geruch bei der Ausatmung entsteht. Das Entsetzlichste von übelriechendem Atem entwickelt sich bei einer allerdings sehr selten vorkommenden Krankheit, dem sogenannten „Lungenbrand", bei dem das Lungengewebe nach und nach in vollständige Fäulnis und Zersetzung übergeht.

Bei der Bekämpfung und Beseitigung eines üblen Geruches aus dem Munde ist die zunächstliegende Aufgabe, zu ergründen, auf welche ursächlichen Momente derselbe zurückzuführen ist. Han-

delt es sich um vorübergehende Erscheinungen infolge von Magenverstimmungen und sonstigen Indispositionen des Verdauungsapparates, so werden einige Tage diätvollen Verhaltens und der Gebrauch einiger Messerspitzen doppeltkohlensauren Natrons oder gebrannter Magnesia in den meisten Fällen genügen, um das Übel in kurzer Zeit wieder abzustellen. Anders liegt die Sache, wenn der üble Geruch aus dem Munde von einer ungenügenden Sauberhaltung der Mundhöhle oder einer mangelhaften Pflege der Zähne herrührt. Hier hat man direkt an Ort und Stelle einzugreifen. Ebenso wie es zu einer unerläßlichen Notwendigkeit gehört, daß man Gesicht und Hände einer mehrmaligen täglichen Reinigung unterzieht, so verlangt auch die Mundhöhle, die durch die ganze Eigenart ihrer anatomischen Beschaffenheit und funktionellen Tätigkeit ganz besonders für Zersetzungsprozesse geeignet ist, eine noch viel peinlichere Sauberkeit und ordnungsgemäße Behandlung. Da man Waschungen wie an äußeren Körperteilen in der Mundhöhle nicht gut vornehmen kann, so ersetzt man diese durch fleißige und ergiebige Ausspülungen mit irgend einem desinfizierenden Mundwasser. Am empfehlenswertesten für diese Zwecke ist die sogenannte zusammengesetzte Saloltinktur (10 Tropfen auf ein Glas Wasser) oder eine dünne durchsichtige Lösung von übermangansaurem Kali oder Myrrhen- oder Eukalyptostinktur (10 Tropfen auf ein Glas Wasser) oder auch die allerdings immer etwas kostspieligeren fertigen Mund- und Zahnwässer.

Man nimmt diese Ausspülungen am zweckmäßigsten nach jeder Mahlzeit vor und verbindet damit zugleich eine gründliche Reinigung der Zähne von den darin haften gebliebenen Speiseresten. Dies letztere geschieht am besten mittels einer nicht zu harten Zahnbürste, die man, um den Effekt zu erhöhen und zugleich eine blendende Weiße der Zähne zu erzielen, mit etwas Zahnpulver oder einer guten Zahnpasta imprägniert. Viele Menschen stehen auf dem Standpunkte, daß das Reinigen der Zähne mit dem Zahnstocher nach jeder Mahlzeit vollkommen genügend ist. Abgesehen davon, daß diese Manipulation eine höchst unmanierliche ist, kann man doch wohl keinesfalls durch ein solch einfaches Verfahren eine derartige Reinigung der Zähne und der Mund-

höhle erzielen, daß eine nachherige Zersetzung ausgeschlossen ist. Die Hauptsache bei der Sauberhaltung der Mundhöhle bleibt immer die Desinfektion derselben, und dies kann nur durch gründliche Ausspülungen erreicht werden. Man kann diese Ausspülungen nicht oft genug machen. Je häufiger, desto wirksamer. Frühmorgens nach dem Aufstehen, Abends vor dem Schlafengehen und dann noch nach jeder Mahlzeit wird allerdings in den meisten Fällen genügen.

Sind hohle Zähne vorhanden, so müssen sie, wenn sie nicht mehr zu retten sind, schleunigst entfernt werden; ist noch Möglichkeit zu ihrer Erhaltung vorhanden, so sind sie, damit eine weitere Zersetzung aufhört, von sachkundiger Hand mit einer Plombe zu versehen. Wird eine derartige Pflege der Mundhöhle und der Zähne streng durchgeführt, so wird von einem üblen Geruch aus dem Munde niemals etwas zu spüren sein. Eine gewohnheitsmäßige Desinfektion der Mundhöhle ist überhaupt in allen Fällen zu empfehlen. Bei allen entzündlichen Erkrankungen des Halses, des Rachens, der Mandeln, des Kehlkopfes und der Mundschleimhäute selbst sind neben den Mitteln zur Bekämpfung der Entzündungserscheinungen, wie zum Beispiel kalten Umschlägen, Eispillen, Pinselungen und so weiter, flüssige desinfizierende Gurgelungen immer am Platze. Dadurch wird der mit solchen Erkrankungen stets einhergehenden Zersetzung in der Mundhöhle in hohem Grade Einhalt getan.

Bei der Behandlung der Ozäna muß in erster Linie danach gestrebt werden, die übelriechenden Sekrete und Borkenbildungen aus der Nase zu entfernen. Dies erreicht man am besten durch mehrmals täglich vorzunehmende Ausspülungen der Nase mit einer lauwarmen, verdünnten Lösung von essigsaurer Tonerde. Man benützt dazu einen der gebräuchlichen Apparate zur Nasendusche, nachdem man sich in dessen Handhabung hat unterrichten lassen. Die erkrankte Schleimhaut ist spezialärztlicherseits zu behandeln. Ebenso soll man bei allen ernsteren Kehlkopf- und Lungenleiden gleich von vornherein ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Dr. Sch.

Eine sonderbare Hausinschrift. — An einem vor einigen Jahren niedergelegten Hause in Damshausen im hessischen Hinter-

land befand sich eine Inschrift, die ob ihrer Eigenart besondere Beachtung verdient. Die Inschrift lautete folgendermaßen:

„Kann Mann Gott Not
Lesen klugen meinem und
Recht einen zu Kreuz
Worte für auf ich
Die ich ich hab
Mir halt will Erden
Der den drum auf.“

Beim ersten Durchlesen kann man unmöglich Sinn in die Worte hineinbringen, und mancher ist wohl von dem Hause weggegangen, ohne die Inschrift verstanden zu haben. Liest man jedoch die Inschrift in der Weise, daß man beim letzten Worte anfängt und nun zunächst die letzten Worte einer jeden Zeile hintereinanderreiht, dann bei dem vorletzten Worte der letzten Zeile beginnend die vorletzten Worte einer jeden Zeile hintereinanderreiht und so weiter, so ergibt sich der folgende Sinn:

„Auf Erden hab' ich Kreuz und Not,
Drum will ich auf zu meinem Gott.
Den halt' ich für einen klugen Mann,
Der mir die Worte recht lesen kann.“ C. T.

Eine Neuvermählte von 80 Jahren. — Es erregt immer Aufsehen, wenn eine schon ältere Dame sich mit einem Mann verheiratet, der jünger als sie ist, und doch sind dergleichen Fälle nicht gar zu selten. Noch nie dagewesen aber dürfte der Fall sein, daß eine bereits 80 Lenze zählende Greisin die Frau eines Mannes wird, der sich des jugendlichen Alters von 34 Jahren erfreut. Und doch hat kürzlich die bekannte ungarische Schauspielerin Cornelia Prielle, die lange Zeit ein Stern am Nationaltheater in Budapest war, diesen Schritt getan. Sie war schon früher verheiratet und längst Witwe. Trotz des Einspruchs und des Widerstandes ihrer Familie ist die Achtzigjährige vor kurzem in eine neue Ehe getreten mit einem ihr ergebenen jungen Mann namens Rozsnegai Bander Hosche. Die Trauung fand in der Wohnung der Braut in Gegenwart eines Notars und zweier Zeugen, namhaften Persönlichkeiten aus der Buda-



Eine Neuvermählte von 80 Jahren.

pester Gesellschaft, statt. Unser Bild zeigt das junge Ehepaar auf einer, allerdings nur einseitigen Spazierfahrt.

Der Ritt um die Ehre. — Der berühmte englische Schauspieler James William Wallack spielte einmal die Rolle des Helden in einem romantischen Drama, in welchem er nach leidenschaftlichem Abschied von der Heldin auf einem Pferde über die Bühne sprengen mußte, das zu dem Zweck gesattelt und gezäumt in den Kulissen

stand. Wallack machte dieser eigentümliche Galopp keinen Spaß, und er traf deshalb das Abkommen mit dem Direktor, daß einer der Statisten, der dem Künstler ziemlich ähnlich sah, in demselben Kostüm wie er den Ritt unternehmen sollte. Der Statist führte den Part sehr gut durch, war mit seiner Aufgabe, wenn auch aus anderen Gründen, aber auch nicht zufrieden und beklagte sich eines Abends bitter bei einem Mitgliede der Gesellschaft darüber.

„Die Sache ist ja viel zu leicht," sagte er, „das könnte ein Lahmer mit geschlossenen Augen durchführen. Ich war früher Mitglied eines Zirkus. Könnte ich denn nicht auf dem Pferde stehen und ein paar Kunststücke dabei machen?"

„Gewiß," meinte der andere, „das würde sich sogar sehr hübsch machen. Tun Sie das nur."

„Sie meinen also, Mr. Wallack würde nichts dagegen haben?"

„Dagegen?" versetzte der Schauspieler. „Er wird sich sogar herzlich freuen." —

Am nächsten Abend, als die betreffende Szene gekommen war, schickte sich Wallack an, von der Heldin Abschied zu nehmen. „Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht!" rief er und begann, wie es in seiner Rolle vorgeschrieben war, über den Balkon zu steigen.

„Halt ein," rief die Heldin, indem sie ihm die Arme um den Hals legte, „du reitest vielleicht in den Tod!"

„Nein, nein — ich reite um meine Ehre," fuhr der Künstler in dem Charakter seiner Rolle fort, „ich denke an dich und an mein unbeflecktes Ritterwappen, da wird kein Leid mich treffen. Gute Nacht, gute Nacht!"

Mit diesen Worten riß er sich aus der Umarmung der Liebhaberin los und stürzte in die Kulissen, wo er seinem Vertreter ein aufmunterndes „Vorwärts!" zurief.

Der schwang sich kühn in den Sattel, und als das Pferd auf der Bühne erschien, gab er sich einen kräftigen Ruck und stand plötzlich auf dem Pferde. Hier tanzte er bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuß, sprang dann in die Luft, machte einen Salto mortale und verschwand, sich nach Artistenmanier verneigend und Kußhände werfend, hinter den Kulissen der anderen Seite.

Das Publikum brach, nachdem es sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte, in wieherndes Gelächter aus, und Wallack hielt es, trotzdem ihm der Ritt nichts weniger als angenehm war, doch für das Angenehmere, auch diesen Teil seiner Rolle von nun an wieder selbst durchzuführen. L—n.

Die Schatzkammer des Zaren. — „Moskau ist das Herz von Rußland, und der Kreml ist das Herz von Moskau," sagt ein altes russisches Sprichwort, und in den Kreml muß man gehen, wenn man sich von dem echt orientalischen Reichtum des russischen Kaiserhauses überzeugen will.

Beim Eintritt in die kaiserliche Schatzkammer fällt den Beschauern zunächst eine Fülle von alten und modernen Waffen, Rüstungen und Wehrgehängen für Männer und Pferde ins Auge, und jedem Stücke ist eine genaue Erklärung beigegeben. In diesem Raume befindet sich auch der große Baldachin, unter welchem der Kaiser bei seiner Krönung einherschreitet. Er ist aus Ebenholz und Perlmutter gefertigt, mit Samt und Goldtuch bezogen, und an der Spitze flattern Straußenfedern in drei Farben, schwarz, weiß und gelb.

Ein ganzer Raum ist mit Thronsesseln angefüllt, von denen jeder ein Vermögen kostet. Hier finden sich einzelne Throne, doppelte Throne, ja sogar dreifache Throne. Besonders eigentümlich ist der Doppelthron, der für Iwan und Peter angefertigt wurde, mit einer dahinter befindlichen Öffnung, durch die die jungen Monarchen im geheimen von ihrer Schwester gewarnt werden konnten, falls die Hofschranzen etwas gegen sie im Schilde führten. Hier erblickt man auch den Thron des Alexis, der mit 1223 Rubinen, 876 Diamanten und anderen kostbaren Steinen besetzt ist, den Thron des Zaren Boris, den ihm der Schah von Persien schenkte, mit Hunderten von großen Perlen und Türkisen versehen, den prächtigen Elfenbeinthron, den die Kaiserin Sophia bei ihrer Vermählung mit Iwan dem Großen im Jahre 1472 aus Konstantinopel brachte, und viele andere Zeichen imposanter Größe und historischer Andenken.

Ganz besonders hervorragend ist das Arsenal von Kronen, und für jeden der 52 Titel des Zaren aller Reußen (Zar von Kasan, von Astrachan, von Polen, von Sibirien, von Cherson

und so weiter) ist eine bestimmte besondere Krone vorgesehen, die jetzt alle in der kaiserlichen Schatzkammer ruhen. Die bescheidenste von allen ist die Krone der Krim, denn sie besteht aus einem einfachen goldenen Reif. Von besonderem Interesse ist die Krone des Wladimir Monomach, der die Tochter des englischen Königs Harold heiratete und den Thron von Kiew im Jahre 1113 bestieg. Sie ist von seltener Goldfiligranarbeit, mit einem großen, mit Perlen besetzten Kreuz in der Mitte. Ein Topas, ein Saphir und ein Rubin schmücken die Kuppel, und der untere Teil ist mit Perlen, Rubinen und Diamanten ausgestattet. Die Krone Peters des Großen ist mit 900 Diamanten versehen, und darüber erhebt sich, von dem Mittelpunkte eines ungeheuren ungeschliffenen Rubinen ausgehend, ein Diamantkreuz, während die Krone der Kaiserin Katharina II. nicht weniger als 2536 Diamanten und einen ungeheuren Rubin aufzuweisen hat, der einen wunderbaren Farbenregenbogen hervorbringt. Die Krone des Michael Romanow, des Gründers des jetzigen Kaiserhauses, zeigt 190 Edelsteine, deren bedeutendster ein riesenhafter Smaragd ist.

Die Krone der jetzigen Zarin ist bemerkenswert durch die Qualität ihrer Juwelen, denn sie besitzt hundert der reinsten Steine, und es soll kein Kunstwerk der Welt geben, das ihr an Wert gleich käme. Die Krone ist kuppelartig, in der Art einer Patriarchenmitra. Ihr Hauptjuwel ist ein ungeheurer Rubin, der ein aus fünf sehr großen Diamanten bestehendes Kreuz trägt, während der untere Teil mit kostbaren Edelsteinen besetzt ist.

Der kaiserliche Reichsapfel ist mit Diamanten besetzt, die sich in zwei Streifen daran hinziehen; am oberen Ende befindet sich ein großer Saphir mit einem Diamantkreuz. Das kaiserliche Zepter hat als Hauptschmuck den prächtigen Edelstein aufzuweisen, der als Orlowdiamant bekannt ist. Zu erwähnen sind noch das mit Juwelen besetzte Halsband des Andreasordens, das große Staatsschwert, das kaiserliche Siegel, sowie die Insignien der zahllosen Orden, die fast ausschließlich mit Diamanten verliehen werden.

Die alte Sitte, dem Zaren als Zeichen der Unterwerfung

und Treue Brot und Salz zu überreichen, wird noch jetzt bei jeder Krönung geübt; so haben die Städte Khiwa, Buchara, Samarkand und Jakutsk diese Salz- und Brotspende den Zaren stets auf Schüsseln von reinem Golde dargebracht, und mindestens tausend solcher Schüsseln hängen als Wandschmuck in der Schatzkammer. Einzelne von ihnen sind auch mit den Initialen der Kaiser in Edelsteinen besetzt.

Einen herrlichen Anblick bietet das goldene Geschirr, das bei den Festlichkeiten im Zarenpalaste zur Anwendung gelangt. Sein Wert ist ungeheuer infolge seiner Reichhaltigkeit, der Eleganz der Zeichnungen, der vorzüglichen Arbeit und des zur Anwendung gelangten Materials.

Sorgfältig aufbewahrt werden auch die mit Juwelen besetzten Gewänder der früheren Kaiserinnen, von denen das Staatskleid Katharinas II. so lang und durch die an demselben befestigten Edelsteine so schwer ist, daß zwölf Kammerherren die Schleppe tragen mußten. L—n.

Die weiße Kamelie. — Auf den Pariser Boulevards war noch vor kurzem tagtäglich unter den eleganten Spaziergängern ein Mann zu sehen, der nichts weniger als elegant, sondern geradezu ärmlich gekleidet war. Regelmäßig aber, mochte es Sommer oder Winter sein, war sein abgetragener Rock, der früher bessere Tage gesehen hatte, im Knopfloch mit einer taufrischen weißen Kamelie geschmückt, ein Umstand, der seine Erscheinung natürlich noch auffälliger machte.

Die Geschichte dieser weißen Kamelie ist die folgende: Im Jahre 1881 hatte der Mann mit dem Knopflochschmuck noch den Himmel voller Geigen hängen. Er war zwar schon ein Vierziger, aber leichtherzig und übermütig wie ein Jüngling. Von Hause aus wohlhabend, war seine einzige „Beschäftigung" und zugleich die einzige Weise, in der er gelegentlich seinen Besitz vermehrte, die, zu spielen und zu wetten. Er wurde aber in diesen bedenklichen Künsten vom Glück so liebevoll getragen, daß er sich nicht schlecht dabei stand.

Einmal neigte sich die launische Göttin ihm mit besonderem Wohlwollen zu, denn er gewann im Baccarat eine ganz bedeutende Summe. Das stieg ihm zu Kopfe, und in noch über-

mütigerer Laune als gewöhnlich kam er auf den Einfall, in den Laden seiner Blumenlieferantin, an dem er gerade vorbeiging, einzutreten und an die Frau die Frage zu richten: „Sie wissen, daß die weißen Kamelien meine Lieblingsblumen sind, ja, unentbehrlich zu meinem Wohlbehagen. Wieviel würden Sie verlangen, wenn Sie zu jeder Jahreszeit und bis ans Ende meiner Tage eine frische weiße Kamelie für mein Knopfloch in Bereitschaft hielten?"

Die Frau lachte, denn sie glaubte nicht anders, als daß ihr jovialer Kunde sich einen Scherz mit ihr erlaube. Als er aber ernstlich drängte, nannte sie ihm nach einigem Überlegen eine ziemlich hohe Summe, immer noch in der Meinung, sie gehe damit eben nur auf einen Scherz ein.

Zu ihrem Erstaunen aber erklärte ihr getreuer Abnehmer, die Summe sei ihm nicht zu hoch, er gehe auf den Handel ein. Von dem, was er gewonnen hatte, zählte er ihr das Geld bar hin und verpflichtete sie feierlich darauf, ihn unter keinen Umständen mit seiner Lieblingsblume im Stich zu lassen.

Die Blumenhändlerin versprach ihm das sehr gern, denn das Geld, das sie da vor sich auf dem Ladentische sah, stellte ein kleines Vermögen dar und setzte sie in den Stand, ihr Geschäft in ganz anderem Maßstabe zu betreiben wie bisher. Sie hat auch ihr Wort mit aller Treue gehalten.

Der Held dieser tragikomischen, aber wahren Geschichte ging mit dem Überreste seines Gewinnes nach Hause. Wie wenn Fortuna die Verschleuderung des ihm zugewendeten Profits übelgenommen hätte, so wendete sie sich aber von der Stunde an von ihrem bisherigen guten Freunde ab. Kein einziger irgend nennenswerter Gewinn fiel ihm fernerhin zu, dagegen verlor er fortgesetzt kleine, hin und wieder auch große Beträge, bis der Brunnen so ziemlich ausgeschöpft war. Da gab er sich selber das Wort, von nun an unter keinen Umständen mehr zu spielen.

Auf diese Weise rettete er zwar einen Rest seines Vermögens; dieser war aber zu unbedeutend, als daß er davon menschenwürdig leben konnte. Indes besaß der Mann einen so ausgesprochenen Widerwillen gegen die Arbeit, welcher Art sie

auch sein mochte, daß er es vorzog, lieber halb zu verhungern und auf allen Komfort des Lebens zu verzichten, um nur keine Hand rühren zu müssen. Da er für niemand als sich selbst zu sorgen hatte, konnte er sich diese Extravaganz leisten.

Aus diesem Grunde versagte er sich auch in seiner großen Armut den Genuß nicht, sich jeden Tag stundenlang unter die eleganten Spaziergänger auf den Boulevards zu mischen, und versäumte es keinen Tag, sich die ihm kontraktlich zustehende weiße Kamelie abzuholen, die von nun an den einzigen Schmuck seines Lebens bildete. C. D.

Die natürlichen Brücken im südöstlichen Utah. — Von merkwürdigen neuentdeckten „Naturwundern" des nordamerikanischen Westens weiß ein Bericht des Amerikaners Horace J. Long zu erzählen, der neuerdings die weiten unbewohnten Hochflächen im südöstlichen Utah bereist hat, welche der Coloradostrom und verschiedene seiner Zuflüsse in tiefen Cañons (Schluchten) durchschneiden. Es handelt sich um drei riesige Naturbrücken, die einen dieser Cañons, den Weißen Cañon in San Juan County, überwölben. Infolge des heißen Klimas sind die schmalen Flußbetten dieser langgedehnten Felsschluchten im Sommer fast ausgetrocknet, und sie ermangeln allen Verkehrs. Dandy Crossing am Colorado war der Ausgangspunkt der Expedition, die Long im März 1903 mit einem Herdenbesitzer, Scorup, unternahm, den ein Zufall einige Jahre vorher die Brücken hatte entdecken lassen. Scorup übernahm die Führung Longs unter der Bedingung, daß eine der Brücken den Namen „Karolinenbrücke" erhalten müsse, seiner Mutter zu Ehren.

Die erste Tagereise führte die zwei Reiter durch eine völlig vegetationslose Felsenwüste bis „Fifteen Mile Crossing", wo sich in den White Cañon ein kleiner Zufluß ergießt. Der zweite Reisetag führte sie über das mit Zwergkiefern bewachsene Elkgebirge, von wo sie den Krümmungen eines Bachs entlang wieder an den Rand des Cañons gerieten. Sie übernachteten hier in einer einst von Jägern aus Steinblöcken gebauten, jetzt verlassenen Hütte, die auf einem Felsvorsprung nur dreißig Fuß über der Talsohle liegt. Man war jetzt in der Nähe der ersten Brücke, und die Reiter ritten wieder am Flußbett entlang. Die

Weite des Cañons, der hier viele Windungen hat, wurde von ihnen auf 300 bis 500 Fuß geschätzt. Die Felswände stiegen etwa



Naturbrücke im Weißen Cañon, Utah.

400 Fuß meist senkrecht, öfters auch überhängend empor. Das eigentliche Flußbett zog sich als schmaler, aber tiefer Kanal in

der Mitte des unebenen und mit Felsbrocken besäten Talbodens hin und war in jener Jahreszeit reichlich von Wasser durchströmt. Zwischen den Felsbrocken gediehen Koniferen und Sträucher und hie und da kleine Gruppen von amerikanischen Pappeln.

Die erste der Brücken, welche den Namen „Karolinenbrücke" erhielt, wurde noch am Morgen erreicht. Sie wirkt nicht so imposant wie ihre Größenverhältnisse erwarten lassen sollten, weil das hohe Felsterrain, das die gewaltige von Ufer zu Ufer reichende Felsenzunge umgibt, keinen perspektivischen Ausblick zuläßt. Malerisch ist aber der Anblick in hohem Grade, und die Wirkung wird durch die rosarote Farbe des Sandsteins noch erhöht. Die Spannung der Brücke von Felswand zu Felswand beträgt 208 Fuß, während ihr höchster Punkt von der Talsohle 197 Fuß entfernt ist. Die Felsengruppe selbst hat eine Dicke bis zu 125 Fuß, und fast ebensoviel beträgt ihre Breite.

Wie ein architektonisches Kunstwerk wirkt im Vergleich mit diesem cyklopischen Felsgebilde die zweite der Brücken, die Long nach seiner Braut „Augustabrücke" taufte. Sie ist aus weißem Sandstein. In einem schön gewölbten gleichmäßigen Bogen überspannt sie die Talsohle in einer Höhe von 357 Fuß. Ihre Länge beträgt von Ufer zu Ufer 335 Fuß, ihre Dicke in der Mitte 60 Fuß, ihre Breite 40 Fuß. Ein Weg auf die Höhe der Brücke ließ sich aus der Tiefe des Tals nicht finden, wie dies auch bei der Karolinenbrücke der Fall gewesen war.

Das Vergnügen, über eine der Riesenbrücken zu reiten, gewährte erst die dritte derselben, die den Namen „Kleine Brücke" erhielt. Unsere Abbildung mit dem Ausblick in das sich hinter ihr öffnende Tal bezeugt, was es mit ihrer Kleinheit auf sich hat. Nur im Vergleich mit den zwei anderen Brücken verdient sie diese Bezeichnung. Ihre Spannweite beträgt 211 Fuß, und der höchste Punkt der Innenseite des Bogens befindet sich 142 Fuß über der Talsohle. Die Brücke selbst ist hier nur 18 Fuß dick; ihre Breite beträgt 33 Fuß. J. P.

Vier Shetländer. — Der Londoner Professor Guthrie hielt sich zur Erholung auf den an der Nordküste Schottlands liegenden Shetlandsinseln auf, die durch die Langlebigkeit ihrer Bewohner berühmt sind. Man erzählte ihm von einem steinalten

Manne, der auf einem der kleineren Inselchen wohnen sollte, und er machte sich auf, ihn zu besuchen.

Als er sich der Hütte näherte, die man ihm als die Wohnung des Alten bezeichnet hatte, sah er einen grauköpfigen Mann auf dem Felde arbeiten. „Alle Achtung," dachte der Professor, „wenn ein steinalter Mann sich so bei Kräften erhalten hat, daß er noch Feldarbeit verrichten kann." Er trat auf ihn zu und begrüßte ihn mit den Worten: „Wie gesund muß die Luft und die Lebensweise auf Ihren Inseln sein, wenn Sie in Ihren Jahren noch im stande sind, solche Arbeiten zu tun."

Der Mann richtete sich erstaunt in die Höhe und sagte: „Sie werden wohl meinen Vater meinen. Der sitzt dort auf dem Feldstein und strickt."

Der Professor folgte mit dem Blicke der ihm angedeuteten Richtung und sah auf einem mächtigen Felsblock einen Greis gebeugten Hauptes die Maschen seines Strickstrumpfes zählen. Mit einer Entschuldigung trat er von dem zuerst angeredeten Alten auf den noch Älteren zu und sagte: „Guten Tag, lieber Mann! Es freut mich, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der so viele Geschlechter überlebt hat und sich immer noch so nützlich machen kann."

In wortloser Verwunderung starrte der also Begrüßte die fremde Erscheinung an. Endlich lösten sich von seinen eingefallenen Lippen die Worte: „Gewiß haben Sie meinen Vater im Sinne. Der ist drinnen in der Küche, er hört aber schlecht."

Damit wies er mit seinem Stock auf die Haustür, durch welche man einen Blick in die offenstehende Küche tun konnte.

Nicht wenig belustigt schritt der Fremde auf das Haus zu und trat in die Küche. Da sah er am Herde einen weißköpfigen Mann sitzen, der freilich eher als die beiden ersten dem Bilde entsprach, das man sich wohl von einem steinalten Manne macht. Er kauerte fröstelnd an dem prasselnden Torffeuer und breitete zwei gichtverkrümmte Hände über die Glut. Ein Schaffell hüllte seine knochigen Gliedmaßen ein, und wenige dünne Silbersträhnen fielen ihm auf die vom hohen Alter gebeugten Schultern.

Mit möglichst gehobener Stimme redete der Besucher den

Greis an. „Ich bin von London hergekommen, um den Mann zu sehen, der noch als ein Denkmal der Vergangenheit in unser Geschlecht hineinragt," sagte er unter Zuhilfenahme von etwas Aufschneiderei. „Ihre Erinnerung führt Sie doch gewiß bis in die Zeit Wellingtons zurück?"

Einsilbig wie sein Sohn und sein Enkel starrte dies „Denkmal der Vergangenheit" den Gast an, als habe er seine Anrede nicht verstanden, bis er endlich mit demselben Einwand kam, den der Gelehrte nun schon zweimal gehört hatte: „Sie wollten wohl meinen Vater besuchen? Der ist da drinnen."

Und mit einer Kopfbewegung wies er auf die Kammer nebenan.

Zu gleicher Zeit erhob sich von einer Bank hinterm Herde ein altes Mütterchen — welchem von den Greisen sie als Gattin angehören mochte, war schwer zu unterscheiden — und prustete aus zahnlosem Munde die Einladung hervor: „Gewiß, Herr, unseren Alten da drinnen werden Sie meinen. Treten Sie nur, bitte, näher!"

Damit trippelte sie ihm voran und öffnete die niedrige Tür zu der armseligen Kammer, die dem Senior der zählebigen Familie als Salon diente.

Professor Guthrie trat gespannt ein. Richtig, hier sah er wirklich einen „steinalten" Mann vor sich, ein Bild, das einem nicht Lust machen konnte, sich selber ein so hohes Alter zu wünschen. In einem Bettschrank lag er zusammengekrümmt auf buntgewürfelten Pfühlen, unverständliche Worte vor sich hin murmelnd, nicht einmal mit so viel geistiger Regsamkeit ausgestattet, daß er die fast erloschenen Augen auf den Eintretenden geheftet hätte; nicht einmal als die Alte ihn rüttelte und ihm ins Ohr schrie, es sei Besuch da, flog ein Schimmer von Interesse über seine pergamentartig verschrumpften Züge. Ohne Zweifel reichten seine Erinnerungen sehr viel weiter als bis zu Wellington; aber sie waren ihm eingetrocknet, wie sein Leib eingetrocknet war. Er war nicht viel mehr als eine Mumie, in der der Lebensfunke noch nicht erloschen war.

„Danke, danke, bemühen Sie sich nicht weiter mit ihm," sagte Professor Guthrie zu der gutwilligen Alten und begab

sich zu den jüngeren Vertretern der Familie zurück. Er versuchte sich mit allen nacheinander in ein Gespräch einzulassen, doch weder der Sohn noch der Enkel, noch auch der Urenkel des mumienhaften Patriarchen konnten ihm sagen, wie alt dieser wohl sein mochte. C. D.

Wiedererkennen der Ameisen unter sich. — So erstaunlich groß auch meist die Zahl der Bewohner eines Ameisenhaufens ist, so kennen sie sich doch untereinander gar wohl und zwar wahrscheinlich durch den Geruch. Wenn man über eine ihrer Straßen quer mit dem Finger hinstreicht, so stutzen die an die Stelle kommenden Ameisen wegen des fremdartigen Geruches und stehen einige Zeit stille. Ein französischer Forscher teilt in dieser Beziehung folgende interessante Beobachtung mit. Nimmt man Ameisen aus einem Haufen und bewahrt sie während eines Monats oder noch länger in einer Schachtel auf, was man gut tun kann, wenn man sie mit reifem Obst oder dergleichen füttert, und öffnet dann die Schachtel nach einiger Zeit in der Nähe ihres heimatlichen Ameisenhaufens, so kennen die Ameisen aus der Schachtel den Weg nach ihrem alten Heim nicht mehr und irren so lange um die Schachtel herum, bis zufällig eine Ameise aus ihrem Haufen daherkommt. Diese beginnt die Ameise aus der Schachtel mit ihren Fühlern zu streicheln, dann nimmt sie sie auf und trägt sie zu dem Ameisenhaufen hin. Hier gibt sie jedenfalls ein Zeichen, denn sofort folgen ihr viele Ameisen aus dem Haufen zur Schachtel hin, und jede nimmt eine Schachtelameise auf, und auf diese Weise werden alle alten Hausfreunde in die gemeinsame Wohnung zurückgebracht. Wirft man dagegen einige Ameisen auf den Haufen einer anderen Art, so entsteht ein hitziger Kampf, in dem die Fremdlinge natürlich unterliegen. C. T.

Der liebe Gott als Hochzeitsgast. — Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts war es vielfach üblich, daß die Verfasser ihre Bücher Gott, Jesus Christus, einem Engel oder einem Heiligen widmeten, um so durch den himmlischen Schutz den Absatz ihrer Schriften zu fördern. Weit darüber hinaus ging aber noch der Pastor Christian Friedrich Cotta in Tiefenorth bei Eisenach, der 1707 den lieben Gott als Hochzeitsgast und Trau-

zeuge bei der Verehelichung seiner Tochter schriftlich einlud. Nach einer langen Anrede heißt es in dem Einladungsschreiben: „Allmächtiger Herr und Gott! Ich, deine Creatur, gebe deiner göttlichen Majestät freudiger Maßen zu erkennen, daß durch deine göttliche Regierung als des Stifters und Erhalters des heiligen Ehestandes, auf vorher gegangenes Gebot und Seufzen zu dir, wie auch Consens unserer beiderseits Eltern und Taufpathen, ich meine liebe Tochter, Jungfer Dorotheam Margaretham, dem ehrwürdigen, wohlachtbaren und wohlgelahrten Herrn Johann Georg Schulzen, deinem geistlichen Diener und Priester in Ettenhausen, bis auf priesterliche Copulation und deine göttliche Einsegnung zu verehelichen versprochen, auch solch' Ehe- und Ehrenwort den 19. Juni durch priesterliche Einsegnung und deine göttliche Zusammenfügung, auch daneben durch hochzeitliches Ehrenmahl vollziehen zu lassen entschlossen bin. Da dann deine göttliche Majestät zu solchem hochzeitlichen Ehrentag höchst nötig sein wird, so gelanget an dich unser beiderseits Eltern, wie auch Bräutigams und Brauts unterthänigstes und demüthigstes Bitten, deine göttliche Majestät geruhe, von deinem Heiligthum zu dem hochzeitlichen Ehrentag zu erscheinen, den in Unterrohna angestellten Trauungsakt glücklich zu vollbringen, den Anfang, Mitte und Ende dieser Hochzeit zu segnen, alle Speise und Trank zu vermehren und zu Benedeien, die Gäste fröhlich zu machen, den Bräutigam und die Braut Zeit ihres Lebens an Seele und Leib zu segnen, auch höher zu befördern nach deinem Wohlgefallen und endlich, alters- und lebenssatt, gerecht, reich und selig zu machen. Ein solches wird dir als Stifter und Erhalter des heiligen Ehestandes zu ewigem Lob und Preis, beiden Eheleuten aber zu unsterblichem Andenken und Nachruhm gereichen. Ich selbst werde dein Erscheinen mit ewigem Lob und Ruhm Zeit meines Lebens zu verdienen andächtig beflissen sein, wie ich denn bis in den Tod, ja in alle Ewigkeit verbleibe

Ew. göttlichen Majestät unterthänigster gehorsamst und dankbarst geistlicher Diener

Christianus Fridericus Cotta."

Die Hochzeit fand an dem festgesetzten Tag statt. In dem

Tiefenorther Kirchenbuch ist darüber verzeichnet: „Die beiden Verlobten, Herr Bräutigam und tugendbelobte Jungfer Braut, sind nach dreimaliger in Tiefenorth geschehener Proklamation in Unterrohna in der Fürstl. Hessischen Freiheit in der Oberstuben nach gehaltener Predigt und völlig verrichtetem Gottesdienst durch Herrn Nicolaum Rothen, Pfarrer in Dornborf christlicher Maßen copuliret, und die Hochzeit ist in Gegenwart einer Tafel voll vornehmer Personen gehalten worden in Friede und Segen. Die Hochzeit hätten beiderseits Eltern gern in Tiefenorth angestellet, weil aber das Pfarrhäuslein nur zwei Stuben hat, und keine Bequemlichkeit in ganz Tiefenorth wollte zugelassen werden, so mußte sie in Unterrohna abgehalten werden. Doch gab Gott im Himmel, der selber eingeladen war, Gnade, daß alles mit Ehren und Vergnüglichkeit abgelaufen ist. Dafür wir göttlicher Majestät Lob, Ehre und Dank sagen!" Th. S.

Bedenklich. — Der bekannte Schauspieldirektor Charles Wyndham lud an einem Julitage eine auserlesene Gesellschaft in sein Theater, um ihr dort die Dichtung Tennysons „Elaine" vorzulesen. Unter den Gästen befand sich auch der damalige Premierminister Gladstone. Als die Vorlesung beendet war, ging Wyndham zu Gladstone und sagte zu ihm: „Ich fürchte, ich habe Sie bei der Hitze auf eine schwere Probe gestellt."

„Durchaus nicht," lautete die Antwort, „ich habe mich großartig unterhalten. Es war ein genußreicher Nachmittag, und ich danke Ihnen, daß Sie mich eingeladen haben. Ich fühle mich ganz erfrischt und werde jetzt ins Parlament zurückkehren."

Wyndham strahlte über diese liebenswürdigen Worte und eilte auf die Bühne, wo schon eine Schar seiner Gäste wartete.

„Was haben wir Ihnen getan," riefen sie, „daß Sie uns an einem solchen Tage eine so schwer verdauliche Dichtung vorführen? Bei dieser Hitze hätten Sie doch etwas Leichteres vortragen können!"

„Etwas Leichteres?" versetzte der Künstler gekränkt. „Da kann man sehen, wie frivol ihr modernen Leute die klassische Literatur behandelt. Nehmt euch ein Beispiel an unserem alten Gladstone! Er hat mir eben erklärt, er hätte selten einen so angenehmen Nachmittag verlebt."

„Das glaube ich," versetzte einer der Gäste, „er hat ja die ganze Zeit über geschlafen." L-n.

Zitternde Familien. — Erworbene Eigenschaften und gewisse Eigentümlichkeiten erben häufig in den Familien fort. So gibt es gichtische Familien, Familien, in denen die Kurzsichtigkeit heimisch ist, und auch „zitternde" Familien. Das Volk mißt der Erscheinung des Zitterns eine üble Bedeutung bei, die sie jedoch gar nicht hat. Es ist einfach eine ererbte Eigentümlichkeit, die diese Zitterer einem zitternden Ahnherrn verdanken. Man war früher der Ansicht, daß diese Ahnherren viel zu häufig und zu tief ins Glas geguckt hätten, auch übermäßiger Kaffeegenuß und leidenschaftliches Rauchen des Stammhalters soll die lebhaften Bewegungen der Nachkommen verschuldet haben, allein es ist schon mehrfach nachgewiesen worden, daß in vielen Zitterfamilien gerade besondere Nüchternheit und geordneter Lebensgang der Vorfahren vorlag. Das Zittern kann Generationen überspringen und vererbt sich in gleicher Weise durch männliche wie durch weibliche Personen. Als Kuriosum ist zu erwähnen, daß in der einen Familie eine Zittererin der zweiten Generation einen mit ihr nicht verwandten Mann heiratete, der gleichfalls von Jugend an gezittert hatte. Von diesem Ehepaar stammten dann noch mehrere Zitterer ab. Das Zittern beschränkt sich bei den meisten auf die Hand, ist jedoch nicht bei allen Tätigkeiten gleich. So konnte ein Zitterer kein Glas halten, ohne den Inhalt zu verschütten, war aber trotzdem ein guter Schütze. Auf die Gesundheit hat das Zittern weiter keinen Einfluß. Die Zitterer können jenes hohe Alter erreichen, wo sie aufhören, ein „merkwürdiger Fall" zu sein; denn im Alter zittern die meisten Menschen. Die Erscheinung des Zitterns ist also kein Grund für die davon betroffenen Personen, „für ihr Leben zu zittern". C. T.

Seit wann gibt es Leihbibliotheken? — Der heilige Hieronymus ist es, der die erste Leihbibliothek erwähnt. Er erzählt von einem Presbyter Pamphilius, der im Jahre 309 den Märtyrertod erlitt und der sich um die Ausbreitung des Christentums in Cäsarea dadurch verdient machte, indem er 30,000 fromme Schriften sammelte und an Lesebegierige verlieh.

In Paris wurde im Jahre 1342, ein Jahrhundert vor Er-

findung der Buchdruckerkunst, von den besitzenden Klassen ein solcher Ansturm auf die Händler mit Manuskripten ausgeführt, daß diese Geschäftsleute sich entschließen mußten, Bücher zum Verleihen oder „Vermieten" anzuschaffen. Nach England fand diese Maßregel ihren Weg zur Regierungszeit Heinrichs IV., des ersten Königs aus dem Hause Lancaster, der 1399 zum Könige an Richards Stelle ausgerufen wurde. Er ließ für die Studierenden von Oxford eine Bibliothek erbauen, deren Bücher ausgeliehen wurden. Ebenso werden schon im Mittelalter in Wien und in Toulouse Leihbibliotheken erwähnt. C. D.

Höchste Sparsamkeit. — Der sparsame König Friedrich Wilhelm I. saß eines Abends beim Schein von zwei Talglichtern in seinem Arbeitszimmer, als der Mundkoch eintrat, um dem König den Küchenzettel für den nächsten Tag, der gerade ein Festtag war, vorzutragen. Eben hatte der König die Lichter ausblasen und sich in sein Schlafzimmer begeben wollen. „Mache Er's kurz," drängte also der Monarch. Allein der Mundkoch hatte vieles auf dem Herzen und setzte breitspurig die Speisenfolge, die der Gäste wegen eine Anzahl französischer Gerichte enthielt, auseinander. Das brachte den König vollends in Harnisch. „Hinaus," schrie er, „Er läßt mich hier noch für zwei Groschen Licht verbrennen, und alles, was Er mir da auf Französisch auftischen will, ist keinen Dreier wert!" J. W.

Liszt als Vierzehnter. Auf einer seiner Konzertreisen sah sich Liszt genötigt, in einer kleinen ungarischen Stadt Aufenthalt zu nehmen. Kaum war seine Anwesenheit bekannt geworden, als sich auch eine Schar von Verehrern, unter ihnen der Bürgermeister des Ortes, zusammentat, um den berühmten Virtuosen zu begrüßen und ihn zu einem Festbankett einzuladen. Es dauerte sehr lange, bis alle Teilnehmer sich eingefunden und Platz genommen hatten. Da bemerkte der Bürgermeister, daß dreizehn Personen bei Tische saßen, und sprang entsetzt wieder auf.

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht," sagte Liszt gelassen, „ich habe solchen Hunger, daß ich für den Vierzehnten mitesse." C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Aufruf!

Rudolf Baumbach,

der Dichter des Zlatorog, der feinsinnige Schilderer der Natur, der humorvolle Sänger der Jugendfreude und Wanderlust, ist vor wenigen Monaten hier in seiner Vaterstadt zur letzten Ruhe bestattet worden.

Baumbachs Lieder klingen heute durch unser ganzes Volk. Wenige Dichter unserer Tage haben sich so wie er das Herz der Jugend erobert. Wie sich sein Leben nicht in der Enge der Thüringer Berge, sondern draußen in der weiten deutschen Welt abspielte, — im Hochgebirge, am Rhein und an den Küsten der Adria —, so tönt sein Sang allüberall in deutschen Landen.

Eine Pflicht des deutschen Volkes, insbesondere der deutschen Jugend ist es, Baumbachs nicht nur beim Gesange seiner herrlichen Lieder zu gedenken, sondern der Dankbarkeit sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Kein prunkendes, sondern ein seiner Eigenart entsprechendes Denkmal, welches die Züge unseres Dichters an waldumrauschter Stätte hier in seiner Heimat mit seinen Liedern bei uns fortleben läßt!

Darum wenden wir uns

an Dich, deutsche Jugend, deren Herzen durch die heitere Lebenslust, durch den köstlichen Humor seiner Lieder erfreut, deren Feste durch sie verherrlicht werden,

an Euch, Ihr deutschen Frauen, denen er manch heiteren und ernsten Sang gewidmet hat,

an Euch Alle, Ihr Verehrer unseres heimgegangenen Dichters, Ihr Freunde schöner, vom Liede veredelter Geselligkeit diesseits und jenseits der Grenzen des Deutschen Reichs: Ehrt das Andenken unseres Freundes mit uns durch die Tat und tragt einen Baustein zu einem des Dichters würdigen Denkmal bei.

Meiningen, im Mai 1906.

Der Ehren-Ausschuß zur Errichtung eines Rudolf Baumbach-Denkmals.

☛ Beiträge werden an die Deutsche Hypothekenbank in Meiningen erbeten.

